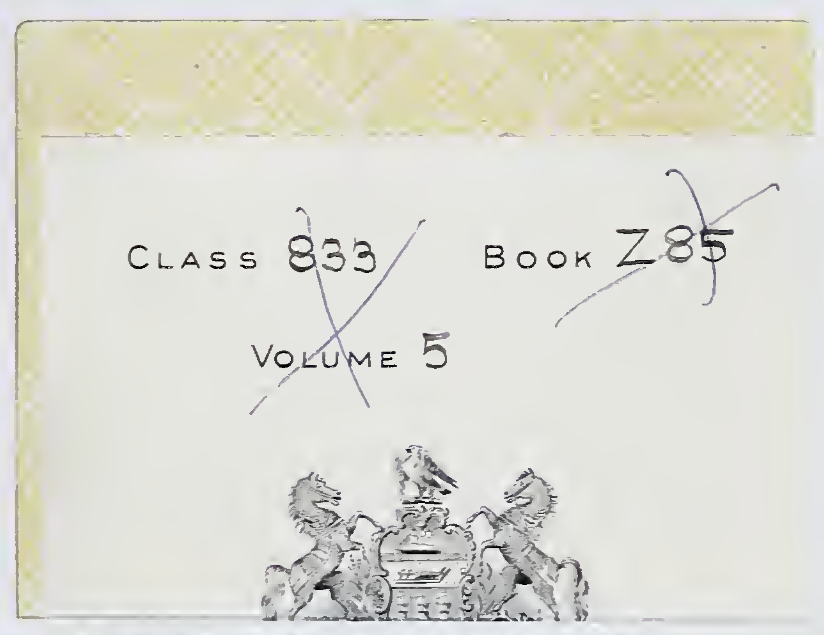

CLASS 833
BOOK Z85
VOLUME 5


PENNSYLVANIA
STATE
LIBRARY
17 45



Ausgewählte

Novellen

und

Dichtungen

von

Heinrich Zschokke.

Fünfter Band.

Fünfte durchaus verbesserte Original-Auflage.

Aarau 1841.
Im Verlag von H. R. Sauerländer.

Addrich im Moos.

1.

An Herrn Doktor Heinrich Schmutziger, Stabsarzt und Mitglied des Sanitätsraths zu Aarau.

Du wünschest Dir, mein geliebter Hippokrates, keinen bessern noch schlimmern Kranken, als mich; und ich mir keinen schlimmern und bessern Leser, als Dich. Darum wähl' ich Dich, kraft der Machtvollkommenheit und des monarchischen Prinzips, welches Dichtern, wie Staatsmännern, über Alles geht, zum alleinigen Stellvertreter des gesammten Lesevolks, und übergebe Dir dies unschuldige Mährchen zur Neujahrsgabe.

Ich habe lange bei mir erwogen, ob ich eine Fibel, oder Rechentabelle, oder dergleichen zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt verfassen solle. Ich ließ es, wie Du siehst, bei einem Mährchen bewenden, was einen heilsamen Gedankenstillstand mehr zu befördern im Stande sein mag, als eine Schrift obiger Art, die bei Kindern und Alten nur gefährliches Nachdenken wecken möchte. *Gedankenstillstände* sind wahre *Waffenstillstände* der Menschheit; denn eben Gedanken sind die furchtbarsten aller Waffen, die den Frieden auf Erden von jeher am tiefsten verwundet und ihn zuletzt unter dem Monde fast zur Unmöglichkeit gemacht haben. Ein gutes Mährchen muß den Schlaf befördern; und der Schlaf ist Gedankenfriede, folglich das höchste Gut des menschlichen Geschlechts.

Was ich Dir übergebe, ist nun ein Versuch, der durchaus keinen andern, als den löblichen Zweck der schönen Schwätzerin *Scheherazade* am Bett des Sultans, in Tausend und einer Nacht, hat. Da ich mit Wahrheit versichern darf, mehrmals selber beim Träumen von Addrich im Moos eingeschlafen zu sein, darfst Du das Mährchen getrost Deinen Kranken, als Somniferum oder Soporativ, in Rezepten verordnen.

Daß ich dabei auf Dich, als meinen Hauptleser, besondere Rücksicht genommen habe, bedarf keiner Betheurung. Denn wem mehr, als Dir, Du menschenfreundlicher Heiland so vieler Schmerzenleidenden, Du treuer Vater der Armen, Du immer in den Vorderreihen derer, die das Gute und Gemeinnützige befördern, wem mehr, als Dir, wäre oft ein erquickendes Schlummerstündchen zu gönnen, in welchem Dir Dein Engel erscheint und Dich stärkt?

Bloß Dir zu größerer Bequemlichkeit wählt' ich den Schauplatz der Erzählung aus Deinen Umgebungen. Wer besser, als Du, kennt Stadt und Vorstadt unses lieben Aarau? Die einsame, hochgelegene Hütte auf der Bampf hab' ich Dir schon mit dem Finger gezeigt. Das Schloß Rued — alles im Umkreis weniger Stunden — sahst Du selbst.

Zum Ueberfluß will ich Dir Jegliches näher beschreiben. Denn nichts schläfert mehr ein, als wenn Jemand breit erzählt, was man schon weiß. Gleichviel, wo ich beginne, heb' ich mit dem Schlosse Rued an, welches in unserm Aargau, drei Stunden vom Aarestrom, rechts demselben, im Schoose des niedern Gebirgs ruht. Es erhebt sich dort bequemlich auf milder Anhöhe, die unmittelbar an eine der Bergreihen lehnt, welche, von Sandfelsen erbaut, die sogenannte ebene Schweiz durchziehen, und ihre Thäler gegen den zackigen Jura ausmünden.

Es war dieses Schloß vor Alters Stammsitz eines alten ritterlichen Geschlechts, welches von ihm den Namen trug; gerieth dann an die im Aargau vielbegütert gewesenen Herren von Büttikon, bis nach Eroberung der Grafschaft Lenzburg, zu der es gezählt ward, das Land an Bern kam. Bei jener Eroberung im Jahr 1415 soll die alte Burg Rued öde geworden sein. Darauf ging sie eigenthümlich an die edeln Meyen von Bern über, deren Enkel sie noch heut', wiewohl in veränderter Gestalt, bewohnen. Denn das Schloß gleicht mehr einem großen, bescheidenen Landhause, als einem finstern, mittelalterlichen Burgstall.

So stand es schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Doch besaß der damalige Eigenthümer noch stattlichere Rechte über die umliegenden Ortschaften, als zu unserer Zeit. Aus den Fenstern der erhabenen Wohnung übersah er einen Theil seiner herrschaftlichen Besitzungen, Höfe und Ortschaften, die an den Hügeln und in den stillen Gründen des Ruederthales mit ungesuchter Anmuth umher-

sagen. Wie seine Nachfolger, und vermuthlich auch wie seine Vorfahren, verlebte er den größern Theil des Jahres in diesem freundlichen Erdenwinkel, der zwar nicht, wie andere Schweizerlandschaften, durch überwältigende Wunderbarkeit die Seele im Rausch des Erstaunens, Entzückens oder Entsetzens fesselt; aber dennoch das Gemüth nach und nach durch einfache, ich möchte sagen, demüthige Lieblichkeit und durch das Trauliche, Nahe, Heimathliche seiner Thalkrümmungen, Bergformen, Buschwerke und schämig hinter Fruchtbäumen versteckten Wohnungen, gewinnt.

Gewöhnlich erschien der Oberherr schon vor Beginn der schönen Jahreszeit in seinem Schlosse, um sowohl erforderliche Anordnungen für landwirthschaftliche Arbeiten zu treffen, als auch sich nebenbei noch der Schnepfenjagd zu erfreuen. Auch im Jahr 1653 war dies geschehen, aber über Erwarten früh, schon im rauhen Februar. Die Landleute in ihren noch verschneiten Hütten, denen die winterliche Einsamkeit das Unbedeutendste zum unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung macht, wunderten sich allerdings, ihren Oberherrn früher, denn die Störche mit Petri-Stuhlfeier, Einzug halten zu sehen. Die Gescheitern schüttelten aber bedenklich den Kopf, und gaben zu verstehen, daß ihn bloßer Schnepfendreck, wie sie sagten, nicht so vorzeitig von den Spieltischen der Vettern und Basen zu Bern weggelockt haben möge; dahinter liege eine Katze versteckt. Man hatte schon mancherlei bunte Gerüchte vernommen. Und das Betragen des Oberherrn schien gewisse Muthmaßungen eher zu bekräftigen, als zu widerlegen.

Er zeigte sich gegen die Bauern nämlich, wiewohl er immer ein wohlwollender und gerechter Herr gewesen, weit leutseliger und freundlicher, denn in vorigen Jahren; nannte Jeden beim Namen; fragte den Einen um sein Wohlbefinden, den Andern nach Weib und Kindern; lobte ihr gehorsames Betragen gegen die Obrigkeit, und pries daneben die Vortrefflichkeit der väterlichen Regierung von Bern. Im Schlosse selbst aber wohnte er einsilbiger, nachdenkender, verschlossener, als sonst; schrieb viele Briefe, oft in der Nacht; und man sah zu ihm Boten kommen, die Niemand kannte, und andere, die er eiligst verschickte. Man wußte, freilich unzusammenhängend, daß es in einigen Gegenden der Schweiz unruhig, Entlebuch im Aufstand, die Stadt Luzern sogar von den wilden Bauern berannt sei. Damit setzte man sich die geheimnißvolle Thätigkeit des Oberherrn in Verbindung. Man hätte gern mehr erfahren. Er aber äußerte gegen seine

Thalleute und selbst gegen die vertrautesten Diener nichts von Allem, was er vernehmen mochte. Als Staatsmann wußte er wohl, der Blinde sei besser nach Belieben zu führen, denn der Sehende.

2.

Der Meistersänger.

Zu jener Zeit, welche man heutiges Tages die gute, alte Zeit nennt, las man noch nicht in den Dörfern Zeitungen, und es erleichterten noch nicht zahllose Kunststraßen und wohlunterhaltene Verbindungswege den Verkehr zwischen Städten, Dörfern und abgelegenen Thälern. Die Leute im Ruederthal mußten sich also über das, was im Schweizerlande vorging, an verworrenen Gerüchten nothdürftig begnügen, wie sie ihnen der Zufall brachte, und welche mehr Neugier weckten, als stillten.

An einem der sonnigen Märztage, die wir, wie Frühlingsvorkost, mit allen Sinnen begieriger einathmen, denn den Frühling selber, stand des Abends, weil der Oberherr abwesend war, das Gesinde des Schlosses, selbst der Verwalter, müßig auf dem Platz vor der Pforte, und besprach die altgewordenen Neuigkeiten von Aufrühren, Schlachten und Hinrichtungen. Man war darin ziemlich einig, daß die Regierungen durch Verbot der fremden Scheidemünze und durch Herabsetzung der einheimischen Batzen auf die Hälfte des bisherigen Werthes, den Unfrieden selber gestiftet hätten. Sogar der Verwalter, welcher sonst von Amtswegen die Sache der hohen Obrigkeit gern blindlings in Schutz zu nehmen pflegte, ließ es jetzt schweigend gelten, denn er hatte ebenfalls durch plötzliche Abänderung des Geldwerthes ansehnlich eingebüßt.

Das Gespräch endete aber jählings bei dem Erscheinen eines Mannes, der mit hastigen Schritten daher eilte und ohne Zweifel wichtige Geschäfte beim Oberherrn anzubringen hatte. Von dem konnte etwas erfahren werden. Unwillkürlich bewegte sich daher Jeder vom Platze ihm entgegen, doch langsamen Schrittes, um die Neugier nicht ganz bloß zu stellen. Sie kannten Alle den kleinen, runden, freundlichen Mann gar wohl, der jährlich einige Mal ins Schloß zu kommen pflegte und bei der Herrschaft nicht übel stand.

Es war nämlich der Meistersänger und Spielmann Heinrich Wirri von Aarau, den heut Niemand mehr kennt. Wenn er auch

nicht so glücklich war, daß Geschichtssammler und Seltenheitsliebhaber seine zierlich gereimten Sprüche an Ehrentagen und Hochzeiten, wie die Sprüche seines Großvaters, aufbewahrten *), der hundert Jahre früher gleichen Namen und gleiche Dichtergabe hatte, stand dennoch der Enkel dem Großvater an Laune und Mutterwitz nicht nach. Er zog gar höflich den breitkrämpigen, hochgespitzten Rundhut vom Krauskopf, grüßte den Verwalter, nickte den Knechten links und rechts, und erkundigte sich nach dem Oberherrn.

„Er ist hinaus, muß sich ein wenig ergehen; hat den ganzen Tag geschrieben!“ sagte der Verwalter: „Doch lange bleibt er selten aus. Beliebt's, Meister Wirri, so tretet indessen ins Schloß; Ihr werdet nicht verschmähen, Euch mit einem Abendtrünklein zu erfrischen. Zieht Ihr's aber am Tischlein unterm blauen Himmel vor, so muß auch hier für Euch gesorgt werden.“

Der Meistersänger verbeugte sich mit dankbarer Freundlichkeit, warf den kurzen, schwarzen Mantel über die Schultern zurück, und ließ sich auf der hölzernen Bank im Hofe nieder, wodurch er zu verstehen gab, der Trunk im Freien werde ihm besser zusagen. Bei der ehrenwerthen Fülle seiner Leibesglieder hatte ihm das Ersteigen des Schloßberges und der lauwarme Hauch des Fönwindes den Schweiß im Uebermaß erpreßt.

Während er Stirn und Wangen trocknete und die Rückkehr des gastfreien Verwalters erwartete, reiheten sich Knechte und Bauernknaben in einem Halbkreis um ihn, und betrachteten stumm das gelbe Wamms, die grauen Hosen und rothen Strümpfe mit einer Aufmerksamkeit, als könnten sie schon daraus den gegenwärtigen Lauf der Welthändel errathen. Der Verwalter kam endlich; ihm folgte der Knecht mit gefüllter Weinflasche, nebst Brod und Emmenthaler Käse auf glänzenden Zinntellern.

Der Meistersänger verneigte sich abermals, und nahm von dem

---

*) Gottl. Em. v. Haller, desgleichen Leu, führen von einem Meistersänger Ulrich Wirri von Aarau aus dem sechszehnten Jahrhundert Sprüche zu Ehren der Eidegenossenschaft und der freien Reichsstadt Straßburg an; und Heinrich Füßli ließ im 12. Stück des schweiz. Museums 1781 einen „schönen Spruch des Heinrich Wirri von Aarau von der verrümpten Hochzeit zu Wädischwyl“ abdrucken.

Brod, indeß der Verwalter das dunkelgrüne Trinkglas füllte. Doch den Emmenthaler schob der Meister höflich zurück, und sagte zum Verwalter: „Käs' ist am Morgen Gold, am Mittag Silber, am Abend Blei. Ich kenne die Regel und erstatte unterthänigen Dank. Nun aber vor allen Dingen beliebet, mir von Euerm werthen Wohlbefinden Nachricht zu geben, Herr Freund, und wie es hier zu Lande bei Euch steht und geht?"

„Die Frage sollt' ich vielmehr an Euch richten!" antwortete der Verwalter mit sauersüßem, einem Lächeln ähnlichen Verziehen seiner derben Gesichtszüge, indem er sich neben den Gast auf die Bank setzte, die langen Beine ausstreckte und mit vorgebogenem Leibe die Hände auf die Knie stämmte: „Denn wir, Gott sei Dank, leben hierorts gar wohl und friedlich. Aber es will verlauten, es sei nicht gleichermaßen überall, Meister Wirri. Man spricht von Lärmen im Entlebuch und dergleichen."

Auf diese Rede, welche der Scheibe ins Schwarze traf, rückte der Halbkreis der neugierigen Zuhörer näher.

„Allerdings, allerdings!" erwiederte der Meister: „Ich möchte kein Hemd in dieser Wäsche haben. Der Teufel hat sein Ei mitten im Winter ausgebrüiet, und nun ist das ganze Luzernergebiet in hellem Aufruhr gegen die Obrigkeit; das Emmenthal steckt auch das Panner der Rebellion aus; und hier im Aargau stinkt's nicht minder nach Brand. Ich traue den Bauern nicht mehr über den Hag. Sobald sie sich tief bücken, haben sie den Teufel im Rücken. Wenn man hier fegen wollte, würde man finden, was hinterm Ofen liegt!"

„Ei, ei!" rief der Verwalter: „Wir leben hierorts, glaubt mir, wie die unwissenden Heiden. Kein Wort ist uns von allen Vorfällen bekannt. Hat's wirklich blutige Köpfe gegeben?"

„Mehr, als zum Heilwerden gut sind, Herr Freund!" antwortete der Spielmann von Agrau: „Ich wollt' Euch nicht gerathen haben, dort auf dem Roß des Landvogts zu reiten, oder in den Schuhen des Schuldenboten zu wandern, wenn ihr nicht Lust hättet, früher an der Himmelspforte zu stehen, als man sonst mit Roß und Schuh dahin gelangt. Alle Dörfer sind bewaffnet, alle Wege und Stege besetzt, alle Reisende festgehalten, alle Briefe erbrochen. Niemand weiß mehr, wer Koch und wer Kellner ist. Seit die Emmenthaler den Gehorsam aufgekündet haben, wett' ich für unser gesammtes Berngebiet keine hohle Nuß mehr."

„Also auch die Emmenthaler? Wer hätte das von Leuten gedacht, die sonst so gehorsam und fromm waren!“ seufzte der Verwalter.

„Es ist keine Katze so glatt, sie hat ihre Krallen!“ versetzte der Erzähler: „Der Rath von Bern, zum Beispiel, schickte den Herrn Venner Frisching von Trachselwald, das Volk zu Treu und Frieden zu ermahnen. Die Bauern stellten sich gar unterwürfig und freundlich zu ihm. Aber der Fuchs grüßet den Zaun nur, wenn er in den Garten will. Indessen die Emmenthaler dem Herrn Venner Bücklinge machen mit der Nase bis auf die Erde, beschwören sie in derselben Stunde zu Hutwyl einen Bund gegen meine gnädigen Herren von Bern, Leib und Leben daran zu setzen, um ihre alten Freiheiten, wie sie es nennen, wieder zu bekommen, exempli gratia eigenen Landeshauptmann, freien Salzhandel, Aufhebung der Trattengelder et caetera. Da habt Ihr's. Das Luzernervolk hat den Handel angefangen; aus allen verfaulten Kisten und Gemeindsladen Freiheitsbriefe zusammengelesen; zwanzig bis dreißig Hauptklagen gegen die Regierung aufgerichtet, und sich vor vier Wochen schon aus zehn Aemtern in Wollhausen versammelt und einen Bund geschworen. Böse Exempel verderben gute Sitten. Die Emmenthaler ahmen ihnen nach und wollen es auch besser haben. Ungleiche Schüsseln machen scheele Augen. Nun ist Alles durcheinander.“

„Mir steht der Verstand still!“ rief der Verwalter: „Wie konnte auch der böse Geist so plötzlich in diese Gergesenersäue einfahren?“

„Ei nun, Ihr wißt's ja, Herr Freund!“ entgegnete der Spielmann: „Im Winter hat der Bauer allezeit blauen Montag; und müßige Köpfe haben seltsame Gedanken. Da wird in Wirthshäusern viel ausgeheckt, was fliegen kann, sobald es den Schnabel aufsperrt.“

„Was sagen aber meine gnädigen Herren von Bern und Luzern?“ fragte der Verwalter: „Schau'n doch nicht müßig zu, bis ihnen der Bauer über den Kopf wächst? Wär' ich Meister, das wäre mir anders. Warum nicht Truppen versammelt und drein geschlagen mit der Schärfe des Schwerts? Nur rechten Ernst gezeigt. Der Bauer trotzt allweg, wenn man ihm höfelt; aber ihm über das Maul gefahren, sagt er: Gehorsamer Diener! und macht die Faust im Sack.“

„Ja, ja, Herr Freund, Ihr möget nicht ganz Unrecht haben!“ antwortete Wirri lachend: „Es verdirbt mancher gute Rath, den der Schultheiß nicht hat, im Sack des gemeinen Mannes. Aber, Herr Freund, der Stärkste ist Zwingherr, und mit böswilligen Hunden ist

schlecht jagen. Meine gnädigen Herren haben im Lande Kriegsvolk aufbieten wollen. Was geschieht? Der Bauer ist wohl da, der Soldat aber nicht zu Hause. Da heißt's: Wir ziehen nicht gegen unsere eigenen Landsleute! Andere sagen: Zahlt uns zuvor die Reisegelder aus. So schallt's überall zurück. Haben doch die Herren von Luzern vierhundert Mann aus den kleinen Kantonen in die Stadt ziehen müssen, um des eigenen Lebens sicher zu sein. Es ist vorbei, und ist bös, Füchse mit Füchsen fangen. Die Bauern wollen nicht gegen die Emmenthaler ins Feld. Was saget Ihr nun, Herr Freund?«

Der Verwalter verzog die Miene bedenklich und räusperte sich. Die Knechte, welche bisher stumm und still gehorcht hatten, schienen bei den letzten Worten des Aarauers um einen Zoll gewachsen zu sein, sahen sich links und rechts mit bedeutsamen Blicken an, und nickten einander zu.

»Man muß die Rädelsführer der Rebellen habhaft machen!« schrie der Verwalter, indem er dazu sein strengstes Amtsgesicht machte.

»Richtig!« erwiederte der Meistersänger: »Will man die Treppe wischen, fangt man von oben, nicht von unten, an. Aber den Stier, wenn er wüthet, kann man nicht beim Horn packen.«

Die Umstehenden lachten.

Der Verwalter warf einen finstern Blick auf das Gesinde, und rief: »Was habt ihr Maulaffen feil? Packt euch. Es ist für euch da nichts zu horchen!«

»Hm!« sagte ein struppiger Kerl, hämisch-lächelnd: »Ich meine, der Platz ist breit genug für Euch und uns.« Die Andern schwiegen und bewegten sich nicht von der Stelle.

Meister Wirri fuhr indessen fort und sagte: »Man kennt die Rädelsführer alle aufs Haar. Das aber sind Bursche wie Esau's Hand und Jakob's Stimme. Ich kenne selbst den Rebellen Christen Schybi aus dem Entlibuch! der macht Euch den besten General zu Schanden; ich glaub', er hat beim Schwedenkönig gedient. Die Luzerner Gesandten hat er beim Kragen genommen und eingethürmt, die Hauptpässe an der Emma und bei Gisikon stark besetzt, und die Hauptstadt mit bewaffnetem Volk belagert.«

»Bewahr uns Gott!« sagte der Verwalter erschrocken: »Ist's schon dahin gekommen? Nun, ihr guten Leute, was steht ihr doch? Ich mag's nicht leiden. Setzt euch aufs Bauholz hieneben. Stehen macht müde Beine.« — Die Schloßknechte, an die er diese Worte

richtete, schienen ihn nicht zu hören, sondern hielten die Blicke mit großer Aufmerksamkeit auf den Mund des Berichterstatters geheftet, den der Wein, welchen er von Zeit zu Zeit behaglich hinterschlürfte, immer redlustiger machte.

„Der Schybi," fuhr er fort, „macht Alles zittern. Aber er hat auch den Kopf groß, wie der aufgehende Vollmond. Als ihn Herr Schultheiß Dulliker von Luzern beim Lärmen in Wollhausen etwas rauh anfuhr, sagte er, daß es Alle hörten: Ihre Gnaden, Herr Schultheiß, das Rathhaus von Luzern, wo uns Hauptmann Krebsinger anschnarchen durfte, liegt fünftehalb Stunden von Wollhausen. Vergeßt das nicht. Wir verlangen, was Recht ist. Und wollt Ihr das Rechte nicht, so macht Euch aufs Linke gefaßt. — Und wie er das sagte, schlug er an seinen Degengriff. Ich dachte bei mir: das zwar ist ein unverschämter Bursch; aber der Schultheiß von Luzern hätte wissen sollen, daß Herrenworte keine Keulen sind. Wenn man den Stein nicht lüpfen kann, muß man ihn liegen lassen. Herr Venner Frisching, da er zu Trachselwald die Bauern ermahnte, war klüger, als dieser Schultheiß. Er trat leise auf; denn er wußte schon, was die Glocke geschlagen hatte. Wahrlich, es ist ein feiner Herr, der Herr Venner! Alles that er mit Milde; nichts unbedacht, nichts übereilt. Zu geschwind fahren bricht das Rad; und schneuzt man die Nase zu stark, blutet sie nur."

„Schlimm, schlimm, sehr schlimm!" sagte der Verwalter, und zog die breiten, eckigen Schultern in die Höhe: „Was nützt des Schultheißen Zorn? Was meines hochgeachteten Herrn Venners Güte?"

„Ihr habt allerdings Recht, Herr Freund!" erwiederte der gesprächige Meister: „Da sind Hopfen und Malz verloren. Emmenthal trägt Nesseln, wie Entlibuch. Wißt Ihr, wer die Emmenthaler kommandirt? Das ist Klaus Leuenberg, der reiche Bauer von Schönholz; ein grimmiger und frecher Gesell. Habt Acht, dies Jahr wird Blut säen und Köpfe mähen! Man spricht schon von Nasen- und Ohren-Abschneiden. Was obrigkeitlich ist, das ist geflohen; kein Schaffner mehr im Kornhaus; kein Weibel mehr im Amthaus. Ist die Katze nicht zu Haus, tanzen die Mäus' über Tisch und Bank, wie Ihr wohl denken könnt."

Hier ward das Gespräch unterbrochen, als einer der Knechte den andern sagte: „Dort kömmt der Junker vom Berg herab!" Alle zerstreuten sich langsam nach verschiedenen Seiten. Der Verwalter

verließ die Bank und wandelte nachdenklich auf dem Platz umher, indem er von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte. Meister Wirri leerte eilfertig sein letztes Glas, und ging dem Oberherrn entgegen.

3.

Die Botschaft.

Es war ein stattlicher, wohlgewachsener Mann in den Vierzigen, mit Ausdruck edelmüthigen Wohlwollens in den angenehmen Gesichtszügen; schlicht, aber doch nicht ohne Sorgfalt im Aeußern. Etwas Schweres, fast Steifes in Haltung und Bewegung gab ihm eine Art Würde, und die stete Ruhe des Gesichts, welche aus Mangel innerer Reizbarkeit herzustammen schien, konnte eben so gut für Wirkung der Herrschaft gelten, welche er über seine Gefühle erworben hatte. Uebrigens war er in der ganzen Gegend umher als ein strengrechtlicher, wohlthätiger Biedermann geschätzt. Indem er nächläßig die Hand an sein rothes Barettlein legte, des Spielmanns Grüße zu erwiedern, sagte er zu demselben: „Willkommen, Meister Heini, was bringst du mir Gutes von Aarau?“

— Ich verhoffe, Junker Oberherr, wenigstens keine Hiobspost, wiewohl heutzutage das Gute selten wird, wie fettes Gras um Weihnachten. Vor allen Dingen läßt sich mein Herr Schultheiß Hagenbuch allergehorsamst empfehlen und übersendet dies Brieflein; das zweite hier hat mir der wohlehrwürdige Dekan Nüsperli für Euch anvertraut, als er meine Reise nach Rued vernahm.

Der Junker öffnete lässig das Schreiben des Schultheißen, und durchlief es mit den Augen. Nach einer Weile murmelte er für sich wiederholend die Worte: „Durchpaß, aber keine Besatzung? Hm!“ Sann dann eine Weile nach, indem er die Hände, worin er die empfangenen Papiere hielt, auf den Rücken legte, ging gemächlich ein paar Schritte vor, ein paar zurück, und sagte darauf: „Ich verstehe nicht, was Aarau will? Aber Schultheiß Hagenbuch, der in der Feder nicht stark ist, verweiset mich an deine Zunge. Begleite mich also ein wenig; der Abend ist luftstill und warm. Erzähle mir.“

Er ging bei diesen Worten, sich vom Schloßplatz entfernend, langsam wieder den Weg gegen den Berg zurück, welchen er gekommen war, und dessen sandiges Geleise sich bald in die Dämmerung

schwarzer Tannen verbarg. Wirri wandelte schweigend zur Seite, die Befehle des Junkers erwartend.

„Erzähle mir also ausführlich den heutigen Beschluß der Aarauer. Denn des Schultheißen Hagenbuch Worte sind eben so kurz, als unverständlich. Es ist dir bekannt, Heini, daß der um sich greifende Aufruhr des Landes den Rath von Bern zu strengen und kriegerischen Maßregeln gezwungen hat. Zwar ist der Aargau noch ruhig, aber seine Gesinnung unzuverlässig. Darum wird dieser Tage das Kriegsvolk von Mühlhausen, Basel und Schaffhausen einrücken. Die Züricher stehen mit achttausend Mann zum Aufbruch fertig.“

— Hilf Himmel! rief der Meistersänger: So sei Gott dem armen Lande gnädig. Ein Krieg ist bälder angefacht, als abgemacht. Es war unserm Volke nur zu wohl, darum schlägt's gegen seinen Herrn hinten aus, wie ein muthwilliges Füllen. Aber freilich, es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen sollen. — Der Ueberreiter von Bern kam schon gestern in Aarau an. Diesen Morgen nun wurde einer ganzen ehrsamen Bürgerschaft aufs Rathhaus geboten. Da hat Herr Schultheiß Hagenbuch angezeigt, wie daß ein Schreiben von unsern gnädigen Herren vorhanden sei, worin ihrer Gnaden Will' und Meinung wäre, fünfhundert Mann von Basel und Mühlhausen in unsere Stadt zu legen, mit Befehl, man solle ihnen Speis' und Trank um rechten Preis zukommen lassen. Die sollten bei uns in der Stadt verbleiben, bis die Bauern gedämmt sein würden.

„Die Sach' ist einfach!“ unterbrach ihn der Junker: „Die Schaffhauser werden eben so die Stadt Brugg besetzen, um aller Päſſe über die Aare Meister zu bleiben, und die Grafschaft Lenzburg von den Aemtern Biberstein und Schenkenberg zu trennen. Ward die Bürgerschaft bald einig?“

— He, Junker Oberherr, wenn wir alle nur einen Kopf hätten, so brauchten wir nur einen Hut. Die Bürger begehrten Bedenkzeit, gingen in die Kirche und berietheu mit einander. Hieronymus Kasthofer trug an: man müsse unsern gnädigen Herren zu Bern willfahren. Eine Kriegsbesatzung gereiche der Stadt selber zum Schutz gegen die Anfechtungen des Landvolks. Dem widersprach aber Antoni Hunziker aus aller Kraft. Er meinte: Soldaten bringen nicht immer Sieg, aber immer Krieg. Der Kriegsknecht im Haus mache dem Frieden Garaus. Die Bürger könnten ihre Thore besser hüten, als Fremdlinge. Wollte Bern mit dem Landvolk Streit, so sollte Aarau nicht die

Haare dazu geben. Man müsse keine Partei nehmen; denn die Bauern grenzen an den Stadtbann, aber Bern läge vierzehn Stunden davon. So ungefähr redete Antoni Hunziker, und nun gab's Lärmen für und wider, bis Samuel Schmutziger aus der Vorstadt aufstand. Ihr kennt vermuthlich den Biedermann, Junker Oberherr. Er ist der guten Sache Freund und Niemands Feind. Die ganze Bürgerschaft hat ihn in Ehren; denn er ist aller Welt Helfer und verlangt dafür die Zahlung erst im Himmel.

„Gut, gut!“ rief der Junker: „Nenne mir seinen Rath, so kann ich ihn auch loben.“

— Ei nun, er meinte: Rechtthun gehe über Klugthun. Freien Durchzug müsse man den Hilfsvölkern von Bern gestatten gegen jeden Feind; aber ob die Stadt verpflichtet sei, Besatzung aufzunehmen, darüber müsse man sich die Freiheiten von Aarau vorlesen lassen. Diese Meinung ward durch Handmehr angenommen, und ein Ausschuß von fünfzehn Mann trug dieselbe den Räthen und Bürgern vor. Dabei ist's einstweilen verblieben.

„Das ist etwas und nichts!“ sagte Junker May: „Es muß anderswo durch. Wenn sich Bern gegen rebellische Unterthanen zur Wehr setzen will, sollen die Aarauer ihren Herren und Obern keineswegs die Hände binden. Ich werde selbst zur Stadt gehen; und hilft Güte nicht, wird's Ernst gelten.“

— Junker Oberherr haltet zu Gnaden. Das Sprüchlein sagt: Allzuscharf haut nicht. Geht gemach! Schultheiß Dulliker von Luzern sagte auch: Man kömmt mit einer Hand voll Gewalt weiter, als mit einem Sack voll Recht. Aber ich dachte, als ich ihn vor sechs Wochen in bleichem Schrecken aus Wollhausen wegreiten sah: wenn man die Weidenruthe zu stark dreht, bricht der Knebel!

„Warst du bei dem Auftritt im Entlibuch, wo die Rebellion ihren Anfang nahm?“

— Allerdings, Junker Oberherr, ich kam dazu ohne Wissen, ohne Sünd', wie der Blinde zur schönen Braut. Euch ist besser, als mir, bekannt, wie gar ungesalzen und ungeschmalzen die Abgeordneten der Entlibucher abgespeiset worden sind, da sie wegen der herabgesetzten Batzen mit flehentlicher Vorstellung gen Luzern gekommen wären und gebeten hatten, man solle entweder den Werth des Geldes wieder erhöhen, oder zur Bezahlung Landeserzeugnisse nehmen, wie sie dem Bauer im Felde wachsen. Auch wißt Ihr gar wohl, wie der

bittere Bescheid, den die Abgeordneten ins Entlibuch heimbrachten, böses Blut machte, und wie die Leute bei ihrem Verlust in Verzweiflung geriethen. Der Bauer verliert lieber seine rothe Nase als seinen rothen Kreuzer. Ihr wißt, wie darauf die hochobrigkeitlichen Schuldenboten mit Schimpf und Schanden, die Hände auf den Rücken gebunden, die Ohren mit Holzklammern, das Maul mit Weidenkörben geklemmt, aus den Dörfern getrieben wurden, wo sie Geld eintreiben wollten. Ihr wisset ferner ....

„Alles, Heini, Alles!“ unterbrach ihn der Oberherr: „Beschreibe mir nur, was du mit eigenen Augen sahst.“

— Ei nun, da ich, bei rauher Hornungsluft, mit zwei müden Beinen von Willisau kommend, den steilen Weg hinabschlich in den Thalschlund, worin Wollhausen liegt, war noch das Dorf todtenstill. In der Herberge allein ging's lebendig Trepp' auf und ab und ward gesotten und gebraten. Denn der Herr Schultheiß von Luzern, der Herr Plebanus, welcher vordem Pfarrer im Entlibuch gewesen, und andere Herren wohnten in derselben Herberge. Die Vorsteher und Aeltesten der Gemeinden hatten ihren Zuspruch schon empfangen und sich entfernt. Ich freute mich auf ein fettes Nachtessen. Es ward mir aber bald durch nicht gemeine Angst die Eßlust verderbt. Denn da sammelten sich nach und nach Menschen von allerlei Gestalt vor dem Wirthshaus; sie kamen, wie herbeigeschneit, und führten unter gewaltigem Lärmen ruchlose Reden gegen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft. Der Wirth fürchtete, man werde ihm das Haus stürmen, und kratzte sich, wo es ihn nicht biß; seine Frau betete mit lauter Stimme zehntausend Ave Maria in der Küche. Ich getraute mich nicht zum Fenster, denn da draußen sah ich nichts, als abscheuliche Gesichter und geballte Fäuste. Der Herr Schultheiß, ein freundlicher und sonst wohlbedächtiger Herr, auch recht ehrwürdig im Thun und Lassen, hatte den Muth, vor die Hausthür zu treten, wollte reden; aber das hieß Holz zum Feuer tragen. Wenn's hagelt, zieht die Schnecke die Hörner ein. Er machte sich wieder zurück, und man hörte darauf Steine gegen die Thür prallen. Ich wünschte mich weg ins Pfefferland; denn es heißt: mitgefangen, mitgehangen, und es kann in einem Augenblick viel reißen, was ein Jahr nicht ausflickt.

„Wie nun weiter, Heini? Drang der Pöbel ins Haus?“

— Nein, ein dichter, kalter Regenschauer drang plötzlich den Bauern durch die braunen Wämser und löschte glücklich, als schon

das Feuer bei ihnen oben zum Dach hinaus wollte. Sie stoben mit Geschrei auseinander, wie Gänse, wenn der junge Hund spaßen möchte. Da blieb's ruhig.

„Und das war Alles?“

— Mit nichten, Junker Oberherr. Vorspiel verlangt Nachspiel. Andern Morgens war bei der Herberge eine große weiße Fahne aufgepflanzt. Weiß ist die Farbe der Unschuld; aber der Kaminfeger trägt Sonntags auch wohl ein Hemd wie Schnee. Die Leute sammelten sich wieder zu Tausenden. Sie strömten von allen Dörfern zusammen. Es konnte zwischen den Köpfen bald kein Apfel zu Boden. Um zehn Uhr ward die Fahne abgenommen. Damit zog Alles hinaus ins freie Feld. Ich sang in meinem Herzen te Deum laudamus, hatte aber ohne den Wirth gerechnet. Plötzlich tönt Musik wunderbarer Art. Wir laufen ans Fenster. Siehe da, ein langer, unabsehbarer Zug von Menschen, alle mit Kolben, Musketen, Spießen und Morgensternen bewaffnet. Voran drei Junggesellen in alter Tracht, sie stellten die drei Eidsgenossen vor. Darauf folgten siebenhundert Bewaffnete, je drei und drei. Es war ein gar artiges Schauspiel, aber doch zum Zähneklappern eingerichtet. Dann erschienen drei Fahnen neben einander, und abermals schritten diesen bei tausend bewaffnete Bauern nach, in bester Ordnung, drei Mann hoch. Aller guten Dinge sind drei; der Teufel kann aber auch bis drei zählen.

„Wohin zog das Volk?“

— Ich vermuthe, zu einer Kirche; denn nach einer Stunde erschienen drei Abgeordnete der Landleute, und beriefen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft dahin. Ich mochte dort nicht predigen hören, blieb daheim, und vernahm, die Bauern hätten den Herren einen langen Zettel abgelesen, voller Ach und Weh über zu schweres und ungleiches Ohmgeld, über hohen Geldzins, über Bußgelder der Landvögte, über den Wollhauser Zoll, über Unkosten wegen der Schuldenboten, über den Salzhandel der Obrigkeit und dergleichen mehr.

„Nun, das, hoff' ich, wird jetzt abgethan sein,“ sagte Junker Mey: „denn die Stadt Luzern hat starke Besatzung; die Kantone rüsten; die Rebellen sind erschrocken und unterhandeln von neuem; die Luzerner Regierung ist geneigt, den Landleuten in allen gerechten und billigen Forderungen zu entsprechen.“

— Wahrhaftig, Junker Oberherr? Haben die Bauern For-

derungen gethan, die zum Theil billig waren, so wundert's mich fast, warum die Obrigkeit von Luzern nicht anfangs die demüthigen Klagen aufnahm, und erst billig zu werden anfing, als der Hund die Zähne wies? Man soll nicht warten, bis der Hafen beim Kochen überläuft, das Fett läuft mit.

„Es ist dort allerdings im Anfang etwas gefehlt worden!“ sagte der Junker: „Die Herren von Luzern läugnen es selbst nicht ganz. Sie haben uns damit ebenfalls im Lande böses Spiel gemacht.“

— Das haben sie. Unsere Bauern sehen's den Entlibuchern ab. Wer durch einen Fluß gewatet ist, hat den Andern den Weg gezeigt.

„Die Rebellen haben es leider in blinder Tollheit zu weit getrieben!“ sagte der Junker kopfschüttelnd: „Es gibt Zeiten und Umstände, in deren widerwärtigem Zusammengreifen die Ehre des Regenten höher stehen muß als das heiligste Recht; denn die Ehre des Regenten ist sein Leben und höchstes Recht selbst, dem Alles weichen muß. Luzern darf der Ehre willen nicht mehr, was es vielleicht aus Friedlichkeit möchte. Es ist zu schwer beleidigt vom Unterthan, fürcht' ich.“

— Junker Oberherr, es heißt, man muß nicht alle Prügel auflesen, die einem nachgeworfen sind. Wer Vorsicht vergaß, muß Nachsicht gebrauchen. Obrigkeit geht festen Schritt und kann doch stolpern.

Hier ertönte plötzlich eine starke Mannsstimme: „Wahrhaft und zierlich geredet, mein Herr!“

4.

Der Schwede.

Der Spielmann von Aarau fuhr erschrocken zusammen; der Junker wandte sich gelassen um, den unbekannten Redner zu sehen. Wo auf der Berghöhe der Wald am dichtesten geworden, kam hinter ihnen ein Reisender mit großen Schritten, der Wirri's letzte Worte vernommen haben mochte, die seinen Beifall erworben zu haben schienen. Es war ein schöner, blühender Mann von etwa dreißig Jahren und schlankem, kräftigem Gliederbau. Die Kriegstracht nach Schwedenart, der weite Rock mit kurzen Schößen, sammetverbrämt, Kragen und Aermel mit schwarzer Stickerei; das scharlachrothe Leibchen, mit Goldtressen geschmückt, die kurzen, weiten Hosen, auf den Nähten mit seidenen Schnüren besetzt; der Hut mit breitem Rande; einfach

aufgekrämpt, von welchem ein niederhangender weißer Federbusch wehte; Knebel- und Zwickelbart an Kinn und Oberlippe — Alles gab ihm ein heldenartiges und doch gefälliges Ansehen. Er trug den Säbel, der am breiten Riemen von der Schulter hing, im Arm; und hielt spielend in der Hand einige Schneeglöckchen und blaßgelbe Primeln, die ersten Kinder des Lenzes, welche er unterwegs gefunden, oder von einer Schönen zum Geschenk erhalten hatte.

Er verbeugte sich leicht, wie er neben den beiden Lustwandlern stand, und sagte: „Günstige Herren, es ist meines Orts nicht, Euch im Gespräch zu stören, obgleich Euer Wort meinem Ohr wohlthat, und ich vor eitel Lust nicht umhin konnte, meine Bewunderung zu zollen.“

Der Meistersänger und Oberherr staunten eine Weile den höflichen Fremdling an, der sie mit schwarzen, blitzenden Augen freundlich betrachtete, und bei seinem Lächeln die reinste Perlenreihe von Zähnen halb entblößte. „Ihr seid gütig, Herr!“ sagte der Oberherr: „Wohin des Wegs?“

„Gen Kulm hinab, wohin, aller Apparenz nach, auch Eure Schritte zielen!“ antwortete der Fremde: „Wenn Ihr mir's vergönnt, werd' ich die Ehre haben, eine Weile Euer Begleiter zu sein. Ihr sprachet, wie mich dünkt, von des gemeinen Vaterlandes Libertät und Wohlstand; gestattet, daß ich Euer Zuhörer sein dürfe, und glaubet, daß auch ich einer von denen sei, welche für das edle Kleinod Alles wagen und aufsetzen.“

Der Junker, dem die letzte Aeußerung verdächtig klingen mochte, musterte den Mann seitwärts, indem er den Weg langsam mit ihm fortsetzte.

„Herr,“ sagte der Spielmann von Aarau zum Fremden, „Ihr habt läuten gehört, wißt aber gewiß nicht, in welchem Dorfe? Doch das ist gleichviel. Ihr seid also ein Schweizer? Eure feinen Redensarten scheinen aus einem andern Lande gebürtig.“

„Ihr habt scharfen Blick!“ erwiederte der Fremde mit verbindlichem Lächeln: „In der That hab' ich fast länger im Auslande gelebt, als zwischen den Bergen meiner Heimath. Nachdem ich die Hochschule frequentirt, ging ich in die Lehre des Kriegsgottes, und mußte mich in vieler Herren Länder umhertummeln.“

„Nun ja,“ sagte Wirri, „viel Land, viel Bräuch'! Jetzt aber wird's Euch beim schlechten Habermuß nicht köstlich dünken wollen,

den man zu Hause kocht. Jedoch vom geringen Tisch ist am sichersten essen. Bei Soldatenbrod sitzt allezeit Tod.«

»Und ohne Zweifel habt Ihr aus dem Kriege reiche Beute erworben?« fügte Junker Mey hinzu; »Die bringt nirgends so viel Lust und Ehre, als in der Heimath.«

»Mit Eurer Gunst, meine Herren,« versetzte der Kriegsmann, »ich kann nicht gleicher Opinion sein. Zwar hat der furchtbare Schlachtengott Mars sich mir nicht undankbar für treugeleistete Dienste erwiesen; jedennoch würd' ich heut' noch auffatteln und hinziehen, wenn man die Trommel statt der Betglocke rührt, und lieber auf dem Wahlplatz Alles mit Ehren verlieren, als hier auf der Bärenhaut mit Leib und Seel verdorren.«

»Das ist Soldatensprache!« entgegnete der Oberherr: »Doch sollte Euch, falls Ihr ein Schweizer seid, das theuerwerthe Vaterland über Alles gelten.«

Der Fremde verzog den Mund ein wenig und sagte: »Des Herrn Observation würde allerdings gegründet sein, so ich die Ehre hätte, Patrizius in einer regierenden Stadt zu heißen. Die übrigen armen Städtlein, als Euch zweifelsohne nicht unbekannt ist, müssen sich mit den magern Brosamen ihrer Freiheiten und Rechte contentiren, und das Landvolk wird nur gefüttert, gleich der Schafheerde, seiner Milch und Wolle wegen.«

Der Oberherr warf abermals einen argwöhnischen Seitenblick auf den Mann; doch schien es ihm nicht unzweckmäßig, ihn weiter auszuforschen, und dessen Namen, Stand und Wohnung zu erfahren. Er verbarg also eine rege werdende Empfindlichkeit, und sagte mit gewohnter Unbefangenheit: »Mich dünkt, Ihr urtheilet fast zu hart. Denn wenn Ihr den Wohlstand in unsern Dörfern sähet, und den Ackerbau des ganzen Landes, würdet Ihr, hoff' ich, der väterlichen Gesinnung unserer Regierungen bessere Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Die Prosperität des Landes,« erwiederte der Unbekannte, »ist wohl schwerlich den Regierungen zu danken, sondern dem Fleiß und Schweiß des Volks. Mir ist nicht bewußt, was die Obrigkeit hinzu thut, wohl aber, was sie davon nimmt. Alles mit einemmale zu nehmen, wäre thöricht. Denn so nichts mehr verbliebe, hieße es nicht unbillig, den Bach verlangen und doch die Brunnquellen abgraben? Lasset Euch nicht befremden, daß ich in dieser Materie

etwas hartnäckig bin, denn ich habe das Lehrgeld bezahlt. Oder saget an, was gilt hier ein Ehrenmann, wenn er nicht das Rathsherren-Baretlein ansprechen darf? Ohne Ruhm zu melden, wie Ihr mich hier sehet, der große Kriegsheld, der unvergeßliche Feldmarschall Torstensohn, hat mich wie sein eigenes Kind gehalten; der Fürst von Siebenbürgen, der berühmte Ragoczki, behandelte mich wie Seinesgleichen, und vielmals bin ich mit Prinzen zu Tafel gesessen. Hier meint sich jedes Jünkerlein mehr, und schaut von oben auf unsereins herab, als auf seinen angebornen Knecht, und erwartet, man solle ihm Hof machen. Ich habe andere Majestäten gesehen! Ha, ha!«

»Vermuthlich hat man Eure Verdienste nicht gekannt!« sagte der Oberherr mit feinem, kaum merklichem Lächeln: »Ihr habt sie allzubescheiden verschwiegen.«

»Mit Eurer Gunst, Herr,« versetzte der Kriegsmann, »es stände mir nicht zu, mit Meriten zu prahlen, wenn ich in deren Possession wäre; aber es steht auch keinem Stadtjunker zu, mich hochmüthig anzublasen, wenn ich ihm nicht die Schuhe putze. Würde man aber nicht außerdem noch legaliter ausgeplündert, könnte man allenfalls über Geckereien lachen.«

»Wie versteht Ihr das Ausplündern?« fragte der Oberherr etwas ernster.

»Wie Jedermann!« antwortete der Fremde: »Denn ob Ihr durch Marodeurs oder durch ein Münzmandat die Hälfte Eurer wohlerworbenen Baarschaft davon fliegen sehet, Ihr werdet Eins wie das Andere nicht zu den ehrlichen Praktiken rechnen. Ich habe allein bei zweitausend Florins durch den landesväterlichen Streich eingebüßt. Zuerst überschwemmte man das Land, wie Ihr wisset, mit dem schäbigen Kupfergeld, und nachdem die Herren in den Städten ihre Beutel vom Unflath gesäubert und das Silber einkassirt hatten, manifestirten sie, der Batzen sei um einen halben Theil minder werth, als wofür sie ihn ausgezahlt hatten. Das Volk war geprellt, und die Städter lachten ins Fäustchen dazu. Der Großtürk macht's gnädiger, als die christliche Obrigkeit.«

Bei diesen Worten stand der Oberherr still, maß mit scharfem Blick den Sprecher und sagte: »Wer Ihr auch sein möget, Euch gebühret nicht, in solchem Tone von der landesherrlichen Gewalt zu reden. Das Kind, das den Vater, der Unterthan, der die Obrigkeit, der Knecht, welcher seine Herrschaft hinterrücks lästert, plaudert nichts

aus, als seine eigene Nichtswürdigkeit. Wie heißet Ihr? Woher seid Ihr?"

Der Fremde, durch die rauhe Anrede des Oberherrn mehr in Verwunderung als in Ueberraschung, erwiederte: "Mit Eurer Gunst, welcher Floh sticht Euch? Ich sollte jene Frage vielmehr Euch applizieren, daß ich wisse, ob ich zur Antwort obligirt sei."

— Ich bin der Junker Mey, Oberherr von Rued.

"Also tuam ipsius terram calcamus! Nun denn, ich habe andere Majestäten gesehen, und nie gehört, daß Ihr mein Oberherr seid. Alteriret Euch nicht. Aliud in choro, aliud in foro gilt hier, und damit addio! Gehabt Euch wohl."

"Bleibt stehen!" donnerte ihm der Oberherr zu.

Der Fremde kehrte wieder um, trat hart vor den Junker hin, betrachtete ihn eine Weile, indem Blitze aus seinen großen, schwarzen Augen schossen, und sagte: "Trüget Ihr eine Klinge, so würde mich gelüsten, Euch mores zu lehren, wie Ihr mit Ehrenleuten zu traktiren habt, die nur auf dem Schlachtfelde ihr Avancement gemacht. Ich und mein Degen wiegen so schwer, als Ihr mit Eurer ganzen Oberherrlichkeit; daß Ihr's wisset! Ich geb' Euch meine Parole, daß Ihr Occasion finden sollet, mich kennen zu lernen, wenn's Euch daran gelegen ist."

Der Oberherr behielt bei diesen hochfahrenden Reden die angenommene gebieterische Haltung unverändert und rief: "Ich befehle, Ihr bleibet, oder..."

"Sagt an, was liegt hinter oder?" entgegnete der Kriegsmann mit stolzem Lächeln: "Ich habe die Oder mit dem Feldmarschall Trostensohn zweimal passirt, und bei Euch geschieht's zum drittenmal. Obwohl Ihr Eurer zwei seid, wär' Euch übel gerathen, mich zu molestiren. Das kleine, dicke Männlein da an Eurer Seite bisse beim ersten Nasenstüber ins Gras."

"Nichts für ungut!" sagte Meister Wirri, indem er etwas bestürzt einige Schritte hinter sich machte: "Wer keine Hand hat, kann keine Faust machen. Ich will keine Erbsen mit Euch erlesen; also laßt mich in Frieden. Jedoch vergeßt nicht, daß kleine Leute auch große Schatten werfen können."

"Wißt Ihr nichts Besseres, so sag' ich Euch Valet!" sprach der kecke Tischgenoß des Fürsten Ragoczki, wandte sich, ging mit raschem Schritt davon, und verschwand bald hinter den Tannen.

Der Oberherr stand eine Weile unschlüssig auf der vorigen Stelle, als wollt' er ihm nacheilen. Endlich aber wählte er mit dem Meistersänger doch den Rückzug zum Schlosse, indem er sagte: „Der freche Bursch wird in der Welt zu finden sein! Verdopple deinen Schritt, Meister Heini, daß wir das Schloß erreichen. Ich werd' ihm meinen Jäger nachschicken und ihn im ersten Dorfe verhaften lassen. Der Prahler soll büßen.“

„Das denk' ich eben auch!“ erwiederte der Spielmann von Aarau: „Dann wird er anders pfeifen. Es sind schon manche krumme Hölzlein gerade worden. Fürwahr, mich freut's schon, diesen stolzen Fant noch heut' gedäumelt eingebracht zu sehen. Vier Wochen krumm geschlossen verdient er bei Wasser und Brod im Thurm zu sitzen, der unverschämten Worte willen, die er gegen die hohe Landesobrigkeit und gegen Euch ausgestoßen hat. Von mir will ich nur gar nicht reden, wiewohl ich auch nicht hinterm Zaum aufgelesen bin. Er ist ein Landstreicher, oder noch was Schlimmeres, und lobt sich nur, weil seine Nachbarn nicht daheim sind. Unsereins darf allezeit seinen ehrlichen Namen nennen, und was man nicht am Heu hat, hat man am Stroh.“

Der Meistersänger, welcher während dieses Redens kurzathmig geworden war, schwieg endlich ganz, um dem Oberherrn nachzukommen, der scharfen Schrittes den Bergweg hinanstieg. Nach wenigen Minuten tauchten vor ihnen drunten die Thürmlein des Schlosses hinter dem Gebüsch auf. Schon war nächtliche Dämmerung aus dem Thal hervorgestiegen, und im Gebäude leuchteten einzelne Fenster vom Zimmerlicht.

Als sie auf dem Platz angekommen waren, ließ der Oberherr einige Leute zusammenrufen, die er auf der Stelle versandte; empfahl seinem Verwalter den Meister Wirri zur guten Bewirthung, und entfernte sich darauf in seine Zimmer.

5.

Eine neue Sendung.

Ohne Zweifel beschäftigte die auf dem Berge gehabte Erscheinung den Gedankenlauf des Junkers Mey nicht weniger, als den des Meistersängers. Letzterer wenigstens konnte den ganzen Abend nicht fertig werden, dem Verwalter beim Weinglase das kurze Abenteuer

im Walde zu beschreiben. Seine Einbildungskraft erhitzte sich im Erzählen von der schönen Heldengestalt, von der fremdartigen Sprache derselben, von den auserlesen wohlgesetzten Redensarten, von der schwedischen Kriegstracht, der furchtlosen Kühnheit und den edeln Bewegungen. Alles schien ihm daran, bei näherer Ueberlegung, wunderbar. Er war zuletzt, je mehr er erzählte und trank, fast geneigt, was er und der Junker gesehen, für etwas Uebernatürliches zu halten, um so mehr, da Niemand beim Schlosse, an welchem doch der Weg vorbeiführte, den Fremdling bemerkt haben wollte, der Jedem aufgefallen sein würde.

„Ich dachte sogleich," sagte er beim Nachtessen zu dem Verwalter, wo er der vollen Schüssel eben so tapfer als der Weinflasche zusprach, „ich dachte sogleich: Hier ist's nicht richtig. Der Junker Oberherr hätte auf keine Weise mit dem Schweden anbinden sollen. Man muß nichts anfangen, was Keiner zu Ende bringt. Der Oberherr ward hitzig und ging zu weit. Er mußte nicht befehlen, wo er das Gehorchen nicht gebieten konnte. Man läßt den Wagen fahren, der nicht zu halten ist. Das sag' ich immer. Ich, meines Theils, hütete mich sehr, den Finger zwischen Thür und Angel zu klemmen. Was deines Amts nicht ist, davon laß deinen Vorwitz."

„Bei dem Allen, Meister Wirri," bemerkte der Verwalter, und schüttelte ungläubig den Kopf, „werd' ich aus Euern Berichten nicht klug."

„Meint Ihr, Herr Verwalter, ich geb' Euch Mäusdreck für Pfeffer?" fiel ihm der Spielmann beleidigt ins Wort: „Es wird sich zeigen, wer Recht hat. Was meine Augen gesehen haben, das hab' ich gesehen. Es gehören viele Schaufeln dazu, die Wahrheit zu vergraben. Ich sag' Euch, die ausgeschickten Leute fangen den Schweden nicht ein. Es sind wunderliche Zeitläufe, und es werden noch wunderlichere kommen. Da gehen allemal seltsame Dinge voran, wie man dergleichen viel in Chroniken liest. Ein bloßer natürlicher Mensch hätte sich nicht unterfangen, Eins gegen Zwei zu stehen, und dem Junker Oberherrn also frech zu antworten. Oder seid Ihr ein Freigeist?"

„Wenn Ihr mir geneigtes Gehör schenket," erwiederte der Verwalter, „so geb' ich Euch mein unmaßgebliches Gutachten über den Vorfall. Entweder, oder! Ist es nicht, wofür Gott sei, der Teufel selbst gewesen, der den Oberherrn und Euch necken wollte, so war's

etwa einer der Rebellen, die, dem Himmel sei's geklagt, den Untergang aller Obrigkeit bezielen, die von Gott gesetzt ist. Was mir den Kerl gar verdächtig macht, ist der nicht außer Acht zu lassende, merkwürdige Umstand, daß ihn bei seinem Vorbeireisen Niemand von uns auf dem Platz bemerkt hat.«

»Das sag' ich ja!« rief Wirri: »Eben da liegt der Has' im Pfeffer!«

»Folglich und also,« fuhr der Verwalter fort, »hat der lose Bursch einen Schleichweg durch den Wald ergriffen, um dem Schlosse auszuweichen.«

»Was?« fiel ihm der Spielmann noch verdrießlicher ins Wort: »Bildet Ihr Euch ein, daß wir Zwei, der Junker und ich, vor einem gewöhnlichen Menschen zurückgetreten wären, trotz der blanken Plempe, die er im Arm trug? Nein, Herr, glaubt es, unser Herrgott hat wunderliche Kostgänger zwischen Himmel und Erde, und es ist nicht alles ein Bauernhaus, was ein Dach hat. Bildet Ihr Euch ein, der Junker Oberherr sei im Koth behangen, als er der Gestalt nachsetzen wollte, und nicht von der Stelle konnte? Oder ich sei von Euern halben Maß Elsaßer geköpft gewesen, daß ich zehn Schritte zurücktaumelte, als mich die Feueraugen anglotzten?«

Das Gespräch dauerte länger, als die Leser Geduld haben möchten, es zu lesen, und der gute Spielmann schöpfte mit jedem Zuge aus dem Glase neue Ueberzeugung, daß die Erscheinung im Walde kein natürliches Ereigniß gewesen sein könne. Dieser Glaube that für den Augenblick wenigstens auch seiner kleinen Eigenliebe wohl, welche der angebornen Furchtsamkeit allzugern den Mantel umhängen wollte, und sogar den Meistersänger als Ritter ohne Furcht und Tadel auftreten ließ.

Es war schon spät als ein Diener des Oberherrn erschien, und den Meister von Aarau noch einlud, sich in dessen Zimmer zu begeben. Obwohl Wein und Müdigkeit die Macht seiner Sinne so sehr aufgelöset hatten, daß das holzschnittartige Gesicht des Verwalters nur noch wie grauer Schatten unkenntlich vor den halbgeschlossenen Augen des Spielmanns schwamm, machte diesen doch die unerwartete Botschaft plötzlich nüchtern. Er folgte dem Diener, der ihm die steinerne Treppe hinauf vorzündete und eine Seitenthür öffnete.

Der Oberherr saß in einem kleinen dunkeln Zimmer vor dem Kamin, dessen fast erloschene Kohlengluth kaum die Sohlen der über-

einandergeschlagenen Füße beleuchtete. Seitwärts glimmte eine Lampe, deren sterbender Schein kaum das Tischlein gewahr werden ließ, auf welchem Papiere umherlagen und der Junker den Arm lehnte, dessen Hand ihm die Stirn stützte. Wirri's Eintritt weckte ihn aus der Selbstvergessenheit. Er erhob sich schweigend vom Sessel, nahm vom Gesims einen schweren silbernen Armleuchter, dessen Wachskerzen sich mühsam am letzten Aufzucken des Lampenlichts entzündeten; dann warf er einige Scheite dürren Holzes zu der Gluth im Kamin. Bald stand das ganze Gemach in freundlich-heller Beleuchtung, wo die Vergoldung der Ränder in den Feldern des Getäfels an Wand und Zimmerdecke mit angenehmem Wiederglanz schimmerte.

„Meister,“ sagte nach einigem Besinnen der Oberherr, „ich hatte den Brief ganz vergessen, den du mir vom Dekan Nüsperli von Aarau mitgebracht. Eben fand ich und las ich denselben. Er ist mir wichtig, verschiedener Umstände willen. Ich habe alles Vertrauen zu dir. Du kannst mir Dienste leisten und du wirst mit meiner Erkenntlichkeit nicht unzufrieden sein. Du bist ein Mann von Kopf, der seine Aufgaben zu lösen weiß, und, wo es gilt, auch verschwiegen.“

— Wie der Spiegel, dem's Glas fehlt, denn mit Schweigen verredet sich Niemand; und man hat sich eher verredet, als verthan, wie ich gar wohl weiß, Junker Oberherr.

„Bist du in der Gegend des Schlosses Trostburg, in den Dörfern Teufenthal oder Dürrenäsch bekannt?“

— Die Trümmer der Trostburg hab' ich wohl gesehen, wenn ich am Schlosse Liebegg vorüber ins Thal nach Kulm ging. Sie ist gar malerisch mit den breiten Mauern links auf dem Felshügel gelegen, am Eingang eines unbekannten Nebenthals. Die verfallenen Gemäuer scheinen nur vom Gespinnst des Epheu zusammengehalten zu sein.

„Gut. Am Fuß des Schloßbergs unten liegt Teufenthal, und zwischen die Berge hinein, im hintersten Winkel, fast auf der Berghöhe, das Dorf Dürrenäsch.“

— Es mag wohl sein; denn der Mensch hat oft sein Nest, wo es der Bär nicht möchte.

„Hörtest du nie von einem gewissen Addrich im Moos reden, der in jener Gegend wohnt? Er ist dort herum der reichste Bauer.“

— Ich erinnere mich des Menschen nicht. Vielleicht hört' ich, vielleicht nicht. Kein Kornhaus ist groß genug, um alles zu behalten, was durch die Ohren geht.

„Man sagt wunderliche Dinge von ihm. Er soll sein Vermögen nicht auf rechten Wegen gewonnen haben; mit bösen Geistern Umgang pflegen; bildschöne Weibsbilder bei sich haben, und dergleichen. Das heißt, so geht von ihm die Rede im Volk.“

— Behüt' uns, meinet Ihr den? Es wohnt dort herum Einer, von dem allerlei Sage umherlief, als vor mehrern Jahren die Landstraße nach Luzern unsicher ward. Man will überall lieber seine Fersen sehn, als seine Zehen. Er soll vordem ein armer Lump gewesen und in einer Nacht steinreich geworden sein. Es heißt, der Schatz in der Trostburg sei von ihm gehoben; aber es habe das Leben und Herzblut von einem unschuldigen Christenkinde gekostet. Seitdem sei es auf der Trostburg still und gehe nicht mehr darin um. Wenn mir der Kerl im Walde begegnete, ich schlüge ein Kreuz und macht einen Umweg über Konstantinopel.

„Du wirst doch das Alteweibergewäsch nicht glauben, Heini?“

— Ich glaub's zwar nicht ganz; aber Junker Oberherr, gemein Geplärr ist selten leer, sagt man. Auch von den schönen Weibsleuten hab' ich vernommen, mit denen es nicht ganz richtig ist. Es heißt, das eine wisse alle Dinge der Zukunft, und das andere alle Dinge, die unter der Erde sind. Ja, schön sollen sie sein; aber es gibt Leute, welche behaupten, sie wären keine natürlichen Menschen.

„Und was wären sie denn?“

— Luftbilder, Erdgeister, des Teufels Konkubinen, was weiß ich, wer?

„Nun sieh denn die Albernheit des Pöbels! Das eine der Mädchen ist des Addrichs wirkliche Tochter, die eine unheilbare Krankheit und sonderbare Zufälle hat. Das andere kenn' ich selbst; es ist die Tochter von des Addrichs verstorbenem Stiefbruder. Sie heißt Epiphania, oder, wie man sie kurzweg nennt, Fannely und Fania. Der Dekan zu Aarau ist ihr Taufpathe; ihr Vater war Amtschreiber und des Dekans Schulkamerad gewesen. Der ist vor einigen Jahren an der Lenk gestorben, im Obersimmenthal, wohin er sich in seiner Schwermuth, bei einem Freunde, zurückgezogen hatte, nachdem er durch allerlei widrige Verhältnisse seiner Stelle verlustig geworden war. Nun siehst du, Meister, was vom Volksgeschwätz zu halten ist.“

— Richtig. Ein Zünglein kann viel lügen, aber zwei Zungen lügen tausendmal mehr. Die Leute reden viel in den Tag hinein. Das ist richtig. Das Fannely mag ein frommes Kind sein, wenn

auch Niemand den Mann lobt, unter dessen Dach es wohnt. Veilchen wachsen ja auch im Unkraut.

„Der Addrich ist ein stolzer, gewaltthätiger Kerl, seit er reich geworden.“

— Wenn der Dreck zum Pfeffer wird, Junker Oberherr, so beißt er immer am stärksten.

„Höre mich an. Der Dekan von Aarau meldet mir nun mit großer Besorgniß und Unruhe, daß es mit Addrich im Moos unsicher stehen soll.“

— Was schnell aufgeht, fällt schnell wieder ab.

„So ist's nicht gemeint, Meister. Der Dekan will Nachricht haben, daß Addrich im Moos zu den Rebellen gehöre, oder sie unterstütze. Es sei der Aufruhr im Aargau nahe am Ausbruch. Addrich sei einer der Haupträdelsführer, wie man sage. Mir kommt's nicht unwahrscheinlich vor. Der Kerl ist ein Meuterer von Haus aus. Dem ehrwürdigen Dekan ist nun um das Schicksal der jungen Epiphania in dieser Verwirrung bange, zumal wenn Kriegsvölker einziehen. Er beschwört mich, kein Mittel unversucht zu lassen, die verwaisete Tochter seines Freundes aus des Addrich Klauen zu retten, und sie zu ihm nach Aarau in Sicherheit zu bringen. Du begreifst aber, Meister Heini, das Kind ist in Aarau nicht geborgen. Wer kann wissen, wie weit die Verwegenheit der Rebellen im ersten Augenblick, oder wie weit ihr Glück geht? Gesetzt, sie brächen in die Stadt ein und gäben sie ihrer Wuth preis, — oder Addrich selbst wäre mit ihnen — Epiphanie würde abermals unglücklich, und den geistlichen Herrn würde weder die Heiligkeit seines Amtes, noch das weiße Haar seines Hauptes vor der Rache des wilden Addrich in Schutz nehmen.“

— Das wäre zu fürchten; denn Zorn und Rache gehen nicht lange zu Rath.

„Wie es kommen möge, wir müssen Epiphanien retten. Das Kind soll zu meiner Familie nach Bern, in mein Haus, bis das Land wieder ruhig ist. Es ist ein reiner Engel an Seele und Gestalt. Willst du mir helfen, soll's dich nicht reuen. Erkläre dich. Es muß hier gehandelt werden, und sollt' es hundert Gulden kosten.“

— Junker Oberherr, ich bin von jeher Euer gehorsamer Diener gewesen, und laufe für Euch durchs Feuer. Aber in diesem Punkt helfen, da seh' ich das Wie nicht. Und wer das Wie nicht weiß, der findet das Juchhei nicht.

„Ich gebe dir morgen einen Brief an Epiphanien. Du bist Spielmann, wanderst aller Orten wohlgemuth herum, Keiner achtet auf dich. Von meinen Leuten kann ich keinen senden, denn Jeder kennt diese. Einem Bauer vertrau' ich nicht. Du wärest von allen Boten der beste. Also du nimmst einen Vorwand, gehst ins Haus, suchst eine Gelegenheit und steckst dem Mädchen heimlich meinen Brief zu, daß Addrich und Niemand davon Ahnung bekömmt. Ihr beredet mit einander die Flucht über den Bergrücken durch den Wald nach dem Schlosse Liebegg. Da haltet Ihr Euch verborgen, bis ich Epiphanien abholen lasse. Ein Brief an den Junker Graviset auf Liebegg soll dir gute Aufnahme sichern.“

— Ich wollt', ich säße schon dort. — Aber wenn die schöne Jungfrau Epiphanie Launen hätte, mir den Korb geben und nicht mit mir auf und davon wollte, was dann? Junker Oberherr, ich will meiner gestimmten Geige lieber zwei Jahre, als einem Mädchen zwei Minuten trauen. Häuser haben das Fähnlein auf dem Dach; aber Jungfrauen haben es unterm Dach.

„Dafür laß den Brief sorgen, den du ihr von mir einhändigen wirst.“

Meister Wirri schien nicht besondern Hang und Beruf zu der neuen Sendung in sich zu fühlen, die ihm übertragen werden sollte. Obwohl der genossene Wein seinen Muth oder Leichtsinn um etwas gesteigert hatte, grausete ihm, so oft er im Hintergrunde des Unternehmens den schrecklichen Addrich sitzen sah, umgaukelt von den gespenstischen Schöpfungen der Sage. Indessen siegte zuletzt doch die Beredsamkeit des Oberherrn, und vielleicht mehr noch dessen Freigebigkeit, die ihm, als Vorschuß zu allfälligen Ausgaben für sich und Epiphanien, einige Thaler in die hohle Hand fallen ließ, ja, nach gelungener Vollstreckung des Auftrags, den Meistersänger von Kopf zu Fuß neu zu kleiden versprach. „Wer am meisten gibt, sitzt oben!“ dachte der Spielmann, und gab sein Wort, den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen, und sollt' es Kopf und Kragen kosten, wie er sich ausdrückte.

Doch muß die ganze Wahrheit gesagt sein. Es saß noch ein heimlicher Schalk im Herzen des Meistersängers, welcher ebenfalls ein Wörtchen für das Wagstück des Abenteuers hinzugab. So oft nämlich der Oberherr von Epiphanien sprach — und er mußte wohl, damit Heinrich Wirri sie genau kenne und mit keiner Andern verwechsele — empfing die Beschreibung unvermerkt jenen lebhaftern

Farbenglanz, mit welchem zartfühlende und gute Menschen gern das Edle und Schöne schmücken, besonders wenn es fern ist, und die Gegenwart sich nur gemein zeigt. Es fehlte nicht, Wirri's dichterische Einbildungskraft mußte in Flammen gerathen. Er sah das Schönste des Schönen in Epiphaniens jungfräulichen Reizen lebendig vor seinem innern Sinn schweben, und die lieblichsten Möglichkeiten und mancherlei daraus hervorsprossende Entwürfe benebelten ihn fast mehr, als des Verwalters Wein.

Wirri war ein alter Junggesell, und man kann denken, was das zu sagen hat. Dichter dazu, und mithin geborner Anbeter des Erhabenen und Schönen. Gleichwie der Oberherr zuweilen, wenn er von Epiphaniens ganz eigenthümlicher, wunderbarer Gemüthsart redete, seines Zuhörers zu vergessen schien, so vergaß dieser hinwieder eben so oft des Redenden, sah nur das Wunderliebliche im Schimmer der Anmuth, sah den Seufzer und die Thräne der verlassenen und verlorenen Waise; sich dann als ihren Erlöser aus des Herenmeisters Gewalt, und von ihrem Freudenblick belohnt. Gern rechnete seine Phantasie weiter. Die Dankbarkeit der Geretteten, ihre Armuth näherten sie den geheimen Wünschen des entzückten Befreiers. Konnt' es denn zuletzt fehlen, daß nicht der edelmüthige Oberherr von Rued, der Pathe zu Aarau und mancher andere Gönner reiche Aussteuer zusammenschießen und die stattlichste aller Hochzeiten ausrichten würden?

Man lächle doch nicht ungläubig bei diesem Gedankenfluge, welchen der ehrliche Meister Wirri geflogen sein soll. Wie mancher Andere hat sogar in der Kirche, während der Prediger sich heiser schrie, Kanzel und Predigt vergessen und zwischenein ähnliche Hippogryphen-Sätze gethan

zum Ritt ins alte romantische Land?

Uebrigens trotten die Gedanken gewisser Leute von Wirri's Alter und Stand bei der ersten Anregung, von selbst und unwillkürlich einem bestimmten Ziele zu, wie ein wohlgeübtes Postpferd beim ersten Peitschenhieb, ohne weitere Leitung, den oft gemachten Weg zurücklegt, bis es vor der Krippe steht.

„Ja, ja, Heini," sagte der Oberherr, als ihn der Meistersänger wieder hörte und ihn lächelnd mit dem Finger gegen sich drohen sah, „nimm deines Herzens wahr, und blicke dem Fannely nicht zu tief in die hellen Blauaugen, sonst ist's um Meister Wirri's Ruhe gethan."

„Ei, behüt' uns!“ rief stotternd der Meistersänger! „Euch beliebt mit mir zu scherzen. Nicht doch! Amans, amens!

Jungferngunst und Harfenklang
Dünkt wohl gut, doch währt nicht lang.

Darüber bin ich längst hinaus. Ich denk' an solchen Firlefanz der jungen Welt nicht mehr. Nein, nein, in der Lieb' ist wahrlich nicht Alles Zucker.

Frauenlieb ist fahrende Hab',
Röslein heut' und morgen Schabab.

Drum will ich im Paradiese bleiben, soll ich keine Eva hereinlassen.“

Unter diesen Gesprächen war die Mitternachtsstunde herangekommen. Der Oberherr verhieß auf folgenden Morgen die Briefe.

6.

Gute Gesellschaft.

Obwohl der Meistersänger tief in die Helle des Tages hineinschlief, und erst spät erschien, fand er die Schreiben doch nicht ausgefertigt. Er zürnte es nicht, verzögert zu werden, theils weil er, obwohl vergebens, Zeuge des Schauspiels zu werden wünschte, welches ihm der schwedische Schweizer geben sollte, wenn derselbe gefangen eingebracht werden würde; theils auch, weil die Zeit des Morgenessens herannahte, was man in unsern Tagen Mittagsmahl zu nennen pflegt.

Die gestern ausgesandten Boten kamen endlich zurück; aber von der Person, welche sie hatten aufsuchen sollen, war weithin nirgends eine Spur gefunden worden. Dagegen dampften die Schüsseln auf dem Tische des Verwalters um halb eilf Uhr, und Wirri nahm bequemlich den ihm angewiesenen Ehrenplatz beim Mahle ein. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den verschwundenen Zögling des Helden Torstensohn. Wirri, der, was er gestern beim Feuer des Weins als Wunder erkannt, jetzt vollen Ernstes nüchtern glaubte, verbarg dem Verwalter seinen Triumph nicht, in dem auf der Berghöhe erschienenen Krieger ein übermenschliches Wesen vermuthet zu haben. Auch der Verwalter war nicht mehr weit davon, diesem Urtheil des Spielmanns beizustimmen, der vermöge seines Berufs Gelegenheit gehabt, mancherlei in der Welt kennen zu lernen, was das Ruederthal nicht kannte.

Indessen das Morgenessen ward vollendet. Der Oberherr übergab dem Meistersänger die verheißenen Briefe, ertheilte ihm unter vier Augen einige Belehrungen, und entließ ihn mit Glückwünschen für das Wohlergehen der Sendung.

Langsamen Schrittes bestieg dieser den Berg und ging nicht ohne heimliches Grausen an der Stelle im Wald vorüber, auf welcher er und sein Sender den gestrigen Auftritt erlebt hatten. Er fürchtete jeden Augenblick das furchtbar-schöne Antlitz des Schweden aus den finstern Gesträuchen hervordringen zu sehen. Doch ohne Abenteuer zog er durch den Bergwald, und dann hinab auf der andern Seite, zwischen Wiesen und Aeckern, ins heitere Kulmerthal zum Dorfe.

Hier erquickte er sein müdes Gebein im Wirthshause billigermaßen noch einmal durch Speis' und Trank, und nebenbei nicht ohne Nutzen für den Zweck seiner Reise. Denn er erfuhr vom übrigens wortkargen Wirth den Aufenthalt des Addrich bestimmter. Die Wohnung dieses Mannes, über dessen Wesen sich aber der Wirth durchaus nicht, weder im Guten noch Bösen, äußern wollte, mußte, den Angaben zufolge, oberhalb Teufenthal, unweit Aesch, in einer Bergschlucht gelegen sein, die man im Moos nannte, und welche sich ostwärts zwischen Tannenwäldern auszweigen sollte. Ehe sich Addrich dort angesiedelt, sei, wie der Kulmer Wirth berichtete, jenes schmale Thal ein ungeheurer Sumpf gewesen; daher vom gegenwärtigen Besitzer um Spottgeld erworben, und seitdem in das schönste Wiesenland verwandelt worden. Derselbe habe da an der Berghalde, ganz versteckt im Wald, ein Haus gebaut, so schön als irgend eins im Dorfe.

Als hier nichts mehr zu erforschen blieb, setzte der Wanderer, welchen der Wirth immerdar nur von der Seite und, wie es schien, nicht ohne Argwohn, angehört und beobachtet hatte, den Weg durchs Thal fort, und später, als er gewollt. Denn es dunkelte der Abend schon, da er an den Trümmern des Schlosses Trostburg vorüberging und er rechts in das Seitenthal ausbog, wohin ihn das Ziel seiner Sendung rief. Ein frostiger Nebel strich an den Bergen nieder und machte die unbekannte Gegend noch unheimlicher.

Dem Meistersänger, dem eine gute Herberge keine gleichgültige Sache war, und der nicht ganz ohne Grund zweifelte, in diesem abgeschiedenen Winkel der Welt ein schmackhaftes Nachtessen zu finden, überlegte schon, ob nicht gerathener sei, umzukehren, und die Entführung der schönen Epiphanie auf den folgenden Morgen zu ver-

schieben? Denn wie dringend ihm auch der Oberherr das Geschäft gemacht hatte, sah er, mit jedem Schritt vorwärts, die Zahl der Bedenklichkeiten zunehmen, und weitaus nicht so grosse Gefahr im Verzuge, als in der Eilfertigkeit.

Er schwenkte wirklich wieder linksum, den Rückweg zu ergreifen; blieb aber, wie Loths Weib, als er hinter sich sah, versteinert stehen. Vor ihm stand eine riesige Männergestalt, die um anderthalb Kopflänge über ihn wegsah, im grauen Zwilchwamms, mit weiten, vielgefälteten Pluderhosen bis ans Knie, wie ein Bauer gekleidet. Die nächtliche Dämmerung erlaubte noch sehr gut, das Gesicht des gewaltigen Kopfes, der zwischen den breiten Schultern emporragte, deutlich zu erkennen. Es war in dem Gesicht allerdings etwas, das einige Besorgniß erregen konnte; ein Ausdruck von Finsterniß, Härte und Wildheit, der durch die vorstehenden Backenknochen, durch den zottigen Knebelbart unter der weit vorspringenden Nase, durch die breiten, recht zum Zermalmen geschaffenen Kinnladen nicht wenig gehoben wurde. Am schreckhaftesten blieben aber die unter buschigen Augenbraunen hervorstierenden großen Augen, welche durch einen scharlachrothen Ring wirklich bohrende Blicke sandten.

„Wohin des Wegs, Landsmann?“ fragte mit kräftiger, doch etwas heiserer Stimme der Mann, dessen Alter den Sechzigern nahe zu rücken schien.

— Ich gedachte nach Aesch, wo ich Geschäfte habe — antwortete der Spielmann — doch ist's vielleicht noch entfernt; ich bin des Weges und der Gegend hiesigen Orts unbekannt; auch wird's schon dunkel, und die Nacht ist keines Menschen Freund.

„Der Ort ist nicht so weit von uns; ich gehe dahin und begleite dich. Komm nur mit mir.“

Unwillkürlich gehorchte der Meister, wir wissen nicht, ob aus Gefälligkeit, oder aus Mangel an Geistesgegenwart. Er trabte an der Seite des bäuerischen Herkules, wie er ihn in Gedanken hieß, wieder thalaufwärts. Wirri hatte eigentlich keinen haltbaren Grund gehabt, das Gegentheil zu thun; mochte vielleicht auch nicht gern die gebieterische Gestalt in dieser Einsamkeit durch Bloßgeben eines Argwohns beleidigen. Ueberdies bemerkte der weltkluge Spielmann sogleich an der Stimme, oder vielmehr an der Art, wie der neue Führer die wenigen ausgesprochenen Worte betont hatte, eben so viel Treuherzigkeit, als hinreichte, das Gesicht desselben von allen ver-

dächtigen Spuren zu reinigen, mit welchem es die Natur oder Wirri's Einbildungskraft versehen hatte.

„Nach der Arbeit will man ruhen!“ sagte Wirri: „Das Thal macht eben keine gastfreundliche Miene. Frage entsteht: ist hier zu Lande die Kochkunst schon entdeckt und das Wirthshaus erfunden?“

— Ich will dir gute Herberge weisen, in der kein Junker Bedenken tragen wird, Einkehr zu halten.

„Das läßt sich hören! Ich möchte die Wurst nicht im Hundsstall suchen. Der Mensch und die Uhr, wenn sie gehen sollen, müssen aufgezogen sein. Ich habe meinen Theil Wegs heut' schon gemacht.“

— Kömmst du also weit her?

„Wie man's ansieht und nimmt, guter Freund. Eigentlich, siehst du, komm' ich von Aarau; ich bin der Meistersänger und Spielmann Wirri. Vielleicht haben dir schon Ehrenleute von mir gesagt; denn ich bin aller Welt bekannt. Nun wirst du behaupten, von Aarau bis hierher sei es keine hundert Stunden. Aber, guter Freund, kurze Beine machen den Weg lang.“

— Das ist gewiß. Und der Rueder Berg, von dem du sprichst, ist keine Ebene.

„Hab' ich vom Ruederberg gesprochen? Da ist's mir wie jenem ergangen, der sich im Dunkeln versprach, und beim hellen Tag des Teufels Großmutter heirathen mußte.“

— Der Junker Oberherr ist doch wohl auf? Ich kenne ihn sehr gut. Das ist mir ein kreuzbraver Herr, wie wenige sind im Lande. Für den lief' ich der Hölle durch den Rachen. Er ist wohlauf, der gute Herr? Oder kennst du ihn nicht?

„He, ich ihn nicht kennen! Ich bin bei ihm wie das Kind daheim. An seiner Hochzeit that ich einen Spruch, der werth war, auf Seide gedruckt zu werden. Komm' ich aber nach Rued, so heißt's auch: aufgeschüffelt, daß die Tische krachen! Und du weißt wohl, guter Freund, nachdem der Gast ist, richtet man an.“

— Ich wäre an deiner Stelle bei ihm über Nacht geblieben; denn Bauernküche ist keine Schloßküche.

„Richtig, guter Freund; aber Alles in der Welt hat seinen Haken, und Ehr' hat Beschwer. Unsereins hat noch andere Geschäfte, als mit Gabel und Löffel.“

— Ich denk' es auch. Vielleicht Aufträge vom Schloß Rued.

Ich merke wohl, du bist ein Gelehrter, der ist großen Herren immer willkommen.

„Nun ja, guter Freund, es geben freilich nicht alle Lumpen Papier. Es ist wahr, der Junker schenkt mir Vertrauen; aber er weiß auch, wen er an mir hat. Und wär' er mir nicht so lieb, ging' ich wohl anderswo spazieren, als auf diesem holprigen Weg, der übrigens ganz bequem zum Beinbrechen eingerichtet ist.“

— Ich werd' ihm morgen deine Freundschaft zu rühmen wissen; denn in der Früh bin ich zu Rued. Die Bauern hier herum sind nicht drei Kreuzer werth. Er muß das wissen. Alles will's mit den Luzerner Rebellen halten. Und es ist nicht recht, daß man die hohe Obrigkeit im Stich läßt. Es sind sogar schon . . . . aber, nun, es bleibt dabei. Ich kenne dich nicht, doch hoff' ich, du wirst reinen Mund halten und nicht verrathen, was du jetzt gehört hast; sonst wär' ich meines armen Lebens nicht sicher.

„Fürchte dich nicht, guter Freund. Ich bin ein ehrlicher, verschwiegener Mann. Zwar haben wir noch keine Scheibe Salz mit einander verzehrt; aber wer nicht traut, dem ist auch nicht zu trauen. Rede nur. Ich merke schon, wir gehen einerlei Weg. Was du mir sagst, das sagst du dem Junker Mey. Also wag's, und laß Gott walten.“

— Laß es nur gelten, Spielmann. Ich bin ein einfältiger Bauersmann und könnte mich leicht um den Hals reden. Dir aber rath' ich, vertraue dich hier im Thale keiner Seele, und wenn die Leute auch die gute Zeit und die hohe Obrigkeit bis in den Himmel erheben.

„Höre, Nachbar, ich wäre ein böser Brunnen, wenn du noch Wasser hineintragen müßtest. Ich traue Keinem weiter, als ich ihn sehe, und weiß wohl, Viele loben die alte Welt, thun aber was der neuen gefällt. Ich kenne deine Bauern hier zu Lande von innen und außen besser, als du glaubst. In wenigen Tagen sollen sie aber anders pfeifen lernen.“

— Das wolle der Himmel geben und lieber heut', als morgen. Ich sehe nun wohl, du meinst es ehrlich. Die Herren von Aarau sind mir jederzeit lieb gewesen. Wenn ich dir und dem Junker Mey worin dienen kann mit Rath und That, so — aber mich verrathen darfst du nie.

„Sollt' ich Verräther werden, möcht' ich mich lieber vorher, als nachher henken. Dein Anerbieten ist ehrenwerth, guter Freund, und

es ließe sich Gebrauch davon machen. Siehst du, wer eine Geiß eingenommen hat, der muß sie hüten, und so geht's mir. Du kannst dem Junker und mir großen Dienst leisten. Es würde dein Schade nicht sein."

— Ich verlange nichts, und thu', als treuer Unterthan, nur meine Schuldigkeit gegen die hohe Obrigkeit. Das weiß Gott.

"Nichts! Ein Dienst ist des andern werth. Doch sag' mir eins erst: Du kennst hier herum den reichen Abdrich?"

— Rede nicht so laut!

"Warum?"

— Er ist allenthalben, sagt man.

"Wahrhaftig, wie der böse Pfennig. Man sagt, er kann mehr als Brod essen. Das ist mir nicht lieb. Glaubst du auch, der Teufel habe ihn in den Krallen?"

— Ich glaube vielmehr, er hat den Teufel in den Krallen.

"Noch ärger! Was denkst du dazu, guter Freund, ich möchte zu ihm. Er hat gewisse schöne Weibsbilder im Hause, sagt man, und mit dem einen hätt' ich ein Geschäft abzuthun; im Grunde nicht für mich, verstehst du; denn ich kenn's nicht. Nun aber scheint's mir, sei da schwer ankommen. Der Abdrich bewacht sie, wie der Drache den Schatz.

— Nicht so sehr, wie du glaubst. Der Alte ist fast nie zu Hause. Die Mägdlein thun, wie sie wollen, und führen ihn an der Nase herum.

"Ei, so heißt's mit Recht da: Ein Weiberhaar zieht mehr, denn sieben Rosse ziehen. Das will mir wohlgefallen. Wie aber ins Haus kommen?"

— Nur zur Thür hinein. Welches aber von den Mädchen möchtest du?

"Es heißt .... ich würd' es wohl kennen, wenn ich's sähe, der Junker Oberherr hat mir's auf ein Haar beschrieben. Es heißt .... still nur, wie einer von den zwölf kleinen Propheten .... Zephanja, glaub' ich. Hätten wir eine Laterne, so könnt' ich's dir sagen. Der Name steht leserlich auf dem Brief, den ich überbringen soll."

— Ist's sonst nichts, als dem Mädchen einen Bief zustecken, so gib ihn nur. Nichts leichter, als das.

"Nein, guter Freund, ich muß den Sack selber zur Mühle tragen, weil ich das Mehl heimnehmen möchte. Willst du mir helfen: so dienst du dem Junker Oberherrn. Zwar auf den Kopf gefallen bin

ich nicht; aber ich scheue den wilden Addrich. Und der besten Katze kann eine Maus entrinnen. Das Mägdlein muß in Sicherheit, ehe das fremde Kriegsvolk ins Land einrückt.«

— Ist das Volk schon in Aarau?

»In drei, vier Tagen, und dann wird mit den Rebellen nicht mehr Federlesens gemacht. Die Galgen sind gezimmert. Ich wollte, Addrich hinge schon daran, so hätt' ich halbe Noth. Willst du mir beistehen?«

— Dem Addrich spielt' ich gern einen Streich. Ich könnte unter gutem Vorwand zu ihm gehen, dich mitnehmen, als hätt' ich dich im Berg verirrt angetroffen. Das Uebrige ließe sich dann machen. Aber gelt, du wirst mich nicht verrathen?

»Du mußt keinen Kummer haben, daß der Schnee brennt. Stelle deine Sache klug an. Ich folge dir.«

— Jetzt schweig, daß uns Niemand hört. Du siehst dort das Feuer hinter den Bäumen. Es ist eine Hammerschmiede. Da hab' ich etwas abzugeben. Dann gehen wir hinauf ins Moos.

Herr Wirri freute sich seines guten Sterns, den Meinungsgenossen, Wegweiser und freundlichen Gesellschafter in einer und derselben Person angetroffen zu haben. »Zwar,« sagte er bei sich selber, »der Kerl sah beim Licht dem Teufel nicht ganz unähnlich. Aber man soll kein Buch nach dem Titelblatt beurtheilen.«

In einer unbestimmten Entfernung fuhren von Zeit zu Zeit einzelne dunkelrothe Funken durch die Finsterniß auf, und ein helles Leuchten zwischen Zweigen, das bald hervorstrahlte, bald erlosch, bezeichnete die Gegend der Zyklopenwerkstätte. Wirri's Begleiter verließ die Karrstraße und schlug zwischen die Gebüsche einen Seitenweg ein. Der Spielmann folgte geduldig bergan, wie unheimlich es auch im Busch ward, wo ihm die Gesträuche jeden Augenblick das Gesicht wie mit Ruthen peitschten, als wollten sie ihn warnend zurücktreiben. Von Zeit zu Zeit ermunterte ihn die heisere Stimme des Führers zur muthigen Nachfolge.

»Hier heißt's,« erwiederte der Meistersänger, »wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ich folge dir, doch will ich keineswegs verhehlen, daß du mich aus dem Regen in die Traufe gebracht hast. Der Karrweg war Goldes werth; aber diesen Pfad haben die Geißen nicht für ehrliche Leute gebahnt.«

Man trat bald darauf in einen freien, vom Gehölz umgebenen

Köhlerplatz. Im Hintergrunde hörte man hämmern, und sah man die Schmiedstätte, welche aus einer baufälligen Hütte bestand, durch deren Fugen und Oeffnungen aller Orten der Schein des Feuers leuchtete. Ein paar große Hunde fuhren bellend durch das Dunkel heran, die aber auf den Ruf einer unsichtbaren Person schwiegen. Dann traten mehrere dunkle Menschengestalten näher, die den Wegweiser ganz umringten, vom Meistersänger entfernten, und zu befragen schienen. Darauf kamen dieselben gegen den Meistersänger, führten ihn zur Schmiedehütte und geboten ihm, vor derselben auf einer Bank niederzusitzen. Sie begleiteten die Einladung mit einer thätigen Handleitung, die ihn sogleich zum Sitzen brachte.

7.

Die Schmiedehütte.

Einer der Ueberhöflichen sagte darauf: »Meister Wirri, wir wissen wahrlich, daß du nicht in guter Absicht herumschleichst. Mach' also keine Umstände, und gib die Briefe des Junker Mey von Rued heraus, die du auf dir trägst. Wenn die Herren Krieg verlangen, sollen sie ihn dick haben. Also heraus den Brief!«

»Was Brief?« fragte der Meister sehr bestürzt: »Wer sagt dir, daß ich Briefe trage? Ich glaube wohl, du bist ein Fuchs, aber kein Luchs.«

— Der kleine Finger sagt mir's, was du für ein Kamerad bist, und was an dir ist.

»Nun so lass' dir auch von ihm sagen, an wen ich einen Brief zu bringen hätte.«

— An Jungfrau Fania.

»Wirklich? Nun denn, so ist er an die, und nicht an dich gerichtet. Pack' dich also zum Geier mit deiner Neugier und lass' einen rechtlichen Mann in Frieden.«

— So ist's nicht gemeint, Meister. Die Zeit ist vorbei, in der die Stadtleute allein das große Maul aufthun konnten. Gib den Brief gutwillig, oder ich reiße ihn dir mit dem Wamms vom Leibe und die Ohren vom Kopf dazu.

Die Drohung schien auf der Stelle in Vollziehung gesetzt werden zu sollen. Zwei Kerls packten den Spielmann, hoben ihn auf, und zwei andere machten sich bereit, ihn zu durchsuchen, indem sie er-

klärten, beim ersten Schrei, welchen er thun würde, sollte ihm die Gurgel enggezogen werden.

„Halt!“ rief Wirri, und versuchte seine Arme zu befreien: „Gewalt geht über Recht. Das weiß ich. Aber wo ist denn der brave Mann geblieben, der mich hierher geführt hat? Er wird nicht gestatten, daß ihr mich also behandelt. Er wird für mich Zeugniß geben. Drei oder vier über einen Mann herzufallen, ist unchristlich. Viele Hunde sind des Hasen Tod, und der Stärkste schiebt freilich den Schwachen in den Sack. Aber ich glaubte nicht zu Räubern, sondern zu ehrlichen Christenleuten zu kommen.“

— Du Lästerzunge, schweig! erwiederte einer der Umstehenden: Wir sind wohl christlicher gesinnt, als du und Deinesgleichen. Als Spion und Briefträger meritirtest du am nächsten Baumast, laut Kriegsrecht, zu zappeln. Aus menschenfreundlicher Commiseration gönnen wir dir das Leben. Du bleibst aber, bis auf weitere Ordre, Kriegsgefangener, leistest Gehorsam in Allem, was dir notifizirt wird, händigst die auf dir befindlichen Depeschen ohne weitere Umstände aus, und lässest es nicht zu Extremitäten gelangen.

„Höre, guter Freund,“ sagte der Spielmann, „ich würde keinen Pfifferling für deinen Kanzleistyl geben, wenn nicht ein halbes Dutzend grober Fäuste, statt der Siegel, daran hingen. Lasset mir also die Hand los, damit ich den Brief suchen kann. Aber vergesset nicht, das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen, und oft kommt über Nacht, woran der Klügste nicht gedacht.“

„Wohlgesprochen!“ erwiederte man dem Meistersänger: „Solches erfährst du heut' an dir, und die Städte werden es mit dir erfahren. Eure großen Hänse vermeinten bishero allein im Posseß der Klugheit zu sein, und sich trotz aller Malcontenten bei ihrer unrechtmäßigen Gewalt mainteniren zu können. Allein das Eis ist, wider alle Opinion, plötzlich gebrochen, und der Bruch nicht so leicht zu repariren. Also nur die Depesche heraus.“

Wirri suchte den Brief, indem er einige unverständliche Worte murmelte. Bei seiner natürlichen Furchtsamkeit könnte es auffallen, daß er jetzt so viele Herzhaftigkeit an den Tag legte. Er gehörte aber zu der großen Anzahl Menschen, welche nur unmäßige Angst vor der Gefahr empfinden, die sie n i c h t sehen. Sobald er das verlangte Papier abgegeben hatte, entfernten sich Alle, bis auf einen Mann, der, vermuthlich als Wachthabender, vor der Schmiede auf und nieder ging.

Er, wieder auf die Bank sitzend, murmelte ärgerlich, zur eigenen Gemüthsbesänftigung, einige ihm sonst ungewohnte Flüche; vergaß jedoch nie dabei, jedesmal den Himmel gebührend um Verzeihung zu bitten. Man begreift wohl, daß er sich von Herzen weit von der verwünschten baufälligen Hammerschmiede hinwegsehnte. Allein er glaubte seinen riesenhaften Wegweiser erwarten zu müssen, theils um mit dessen Hilfe vielleicht den Brief des Junker Mey wieder zu erhalten, theils um in dessen Gesellschaft Weg und Steg durch Nacht und Wald zu finden. Lange beobachtete er aus langer Weile das stumme Hin- und Herwandeln des Wächters im Finstern; oder zu seinen Füßen die seitwärts liegenden großen Hunde; oder die Sterne, welche zwischen den fliegenden Nebeln bald erglänzten, bald verschwanden. Es war tiefe Stille weit umher; selbst das Hämmern in der Schmiede endete; man vernahm nur noch Stimmen derer, die im Gebäude redeten.

Meister Wirri glaubte unter diesen Stimmen auch den heisern Ton seines Führers zu erkennen, und drehte sich um, denselben zu entdecken. Gerade hinter seinem Rücken quoll dunkelrother Lichtschein zwischen Mauer und Holzwerk durch einen breiten Riß hervor, groß genug, Alles im Innern gemächlich zu beobachten. Im Finstern girrte den Blasebalg, der die blendende Gluth des Heerdes erfrischte. Viele Eisenstäbe lagen im Feuer halb vergraben. Einzelne Theile der rußigen, schwarzen Werkstätte, Balken, Mauervorsprünge, Sparren, Ketten, Zangen, die neben anderm Geschirr an den Wänden hingen, schienen sich, wie lebendig, bald heller ans Licht vorzubewegen, bald in die Dämmerung zurückzuziehen. Als wahrhafter Fürst der Finsterniß saß, breit und riesenhaft, Wirri's Begleiter auf dem Amboß, wie auf eisernem Thron. Weil er mit dem Rücken gegen die Feueresse gewandt war, glich er einem schwarzen, lebendigen Schatten, und das struppige Haar seines Hauptes, vom Wiederschein des Brandes durchschimmert, einer glühenden Krone. In der halbemporgehobenen Rechten trug er, statt des Zepters, ein zugespitztes Eisen, wie man auf Spieße oder Piken zu setzen pflegte.

Es überlief den Meister Heinrich, bei diesem Anblick, ein abergläubiges Grausen. Fast noch mehr aber entsetzte er sich, als er unter den drei Bauern, die vor dem gewaltigen Inhaber des Amboßes standen, leibhaftig die Schwedengestalt wahrnahm, welche ihm und dem Junker Mey auf dem Ruederberg erschienen war. Sie zeigte dasselbe edle Heldengesicht mit den schwarzblitzenden Augen, mit dem

schwarzen, zierlich gespitzten Knebel- und Zwickelbart; nur an die Stelle der schwedischen Kriegstracht war gemeine Bauerkleidung von rohem, ungebleichtem Zwilch gekommen.

„Woran liegt's?“ sagte die heisere Stimme mit einem Ausdruck von Verdruß: „Nicht dreihundert, sondern dreitausend Stück sollen fertig sein. Wißt Ihr auch, daß die Basler, Mühlhauser, Berner und Züricher uns schon in einigen Tagen über den Hals kommen?“

Einer der Umstehenden antwortete: „Fünfzehnhundert Stück werden jetzt schon geschaftet und vertheilt, wie du weißt. Wir können wahrlich die Spieße nicht im Ofen backen, wie der Bäcker die Waffeln und Wecken. Eisen will gehämmert sein.“

„Genug! rühret die Fäuste!“ rief der Mann auf dem Amboß: „Schaffet Tag und Nacht; es ist hohe Zeit; oder Alles geht dem Teufel zu. Was meinst du, Gideon? diese Spitzen dünken mich wohl kurz. Sie sollten einen halben Schuh länger, und keine Zahnstocher sein.“

Derselbe, welcher vorher geantwortet hatte, erwiederte auch jetzt: „Sie halten genau das Maß, wie der Hauptmann Gideon hier vor drei Wochen selbst angeordnet und befohlen hat. Ward gefehlt, so ist's seine Schuld; das kümmert mich wenig. Aber bedenke, daß einen halben Schuh länger die Arbeit um das Halbe verlängert, und dir, als Zahlmeister, das Geld im Sack um die Hälfte kürzer macht. Mir an, ich thue, wie Ihr's verlangt!“

Jetzt nahm der Schwede die Eisenspitze aus der Hand des Alten, betrachtete die Arbeit und sagte: „Nein, dabei bleibt's! Was dem Eisen abgeht, ersetzt die Länge des Spießschaftes; und wem dieser Zahnstocher durch den Magen fahren wird, hört auf zu kauen. Wir brauchen keine Hellebarden zur Zier; die taugen gar wohl zum Pomp einer Leibgarde, nicht für leichte Truppen, zu denen wir die junge Mannschaft enroliren, die keine Hakenbüchsen, Armbrüste oder Musqueten im Hause hat. Es thut nicht wohl, wenn der Spieß vorn zu schwer fällt, wie ich dergleichen absonderlich bei der kaiserlichen Armada observirt habe, wo allezeit der Stoß unsicher blieb. Auch darf ich überhaupt billig zweifeln, daß es uns an der nöthigen Armatur und Munition ermangeln werde, dieweil fast jegliches Haus mit nothdürftigem Schießpulver, Kraut und Loth, oder mindestens mit Morgensternen versehen ist, womit sich im Handgemenge etwas präsiren läßt.“

Der Alte auf dem Amboß entgegnete: „Gideon, nimm die Sache nicht allzuleicht auf die Achsel. Der Rath zu Bern hat die Welschländer aufgeboten, und rühmt sie gar, als eifrig ergebene, tapfere und wohlgeübte Leute.“

„Mag sein!“ versetzte der Hauptmann im Zwilchwamms: „Wo der Wein gut wäre, da dürfte man keinen Kranz ausstecken. Die Welschen sind am Ende doch nur eilfertig zusammengeraffte neugebackene Soldateska, die noch wenig exercirt ist, und mögen wir ihnen ohne Furcht Fronte bieten. Ich gebe meine Parole, binnen vierzehn Tagen aus unsern Leuten Soldaten zu machen, die ihr Metier verstehen und die welschen Hasenfüße über alle Berge treiben.“

„Wer seinen Feind verachtet,“ sagte der Alte, hat's Spiel schon halb verloren ....“

„Gleichermaßen,“ unterbrach ihn Gideon, „wer seinen Feind fürchtet! Unsere Leute ziehen für des Vaterlandes Recht und Libertät in's Feld, und werden wie Verzweifelte schlagen. Denn sie haben genugsam erkannt, daß es auf den alten Socken nicht länger gehen wollte. Und nun sie die Trommel rühren, haben sie allein die desperate Wahl zwischen glorreicher Victorie oder dem Galgen. Lasset uns nur sorgfältig wachen, daß von unsern Mitteln und Vorhaben nicht allzuviel in der Welt herumspargirt werde, und wir dem Feind, der uns zu überrumpeln gedenkt, das Prävenire spielen können.“

„Ganz richtig!“ entgegnete der Alte: „Bis jetzt ist die Sache unter Wenigen und wohlverwahrt.“

„Darum muß eine Martial- oder Kriegsordnung bestehen!“ fuhr der Hauptmann fort: „Mit dem Ersten, der sich auf fahlem Pferde ertappen läßt, ohne Pardon, Kopf ab! Wer Briefe trägt, Spionenschaft treibt, ohne Pardon, Kopf ab!“

Bei diesen Worten des Hauptmanns, die derselbe, so oft er „Kopf ab!“ rief, mit einer weiten Bewegung des Arms durch die Luft begleitete, als stände er schon an Scharfrichters Statt da, verschwanden dem Spielmanne fast die Sinne; denn er erinnerte sich des ihm gewaltsam genommenen Briefes, und bezog die Rede auf seine Person, die hier von der Welt verlassen saß. Er drehte sich hastig von der Mauerspalte ab und sah sich nach Flucht um. Der Wachthabende ging noch immer langsames Schrittes durch die Finsterniß auf und ab. Der war in diesem Augenblick eben am entferntesten; der Wald ringsum nahe, wohin die erste Zuflucht genommen werden

konnte; auch ließ sich hoffen, die Thalstraße ohne Mühe zu finden, sobald die Füße nur dem natürlichen Zuge bergab folgten. Dies bedachte Meister Wirri wetterschnell und mit mehr Geistesgegenwart, als von seinem Entsetzen vor des Hauptmanns Reden hätte können erwartet werden.

Rasch sprang er auf und davon. Er hatte aber noch nicht drei Schritte gethan, als er sich im Nacken festgehalten fühlte, und ihm vorn auf der Brust eine zottige Bestie lag, welche grimmig schnarchend an ihn aufgefahren war. Er that einen lauten Schrei. Es waren die beiden wohlabgerichteten Hunde, welche sich seiner bemächtigt hatten, und die in der Eil von ihm gar nicht mehr beachtet worden sein mochten. Der größte von ihnen hatte ihm von hinten die Vorderpfoten auf beide Achseln, wie zur Umarmung, gelegt, und mit dem Rachen ihm das zufällig durch Mantelkragen und Hutkrämpe wohlgeschützte Genick geklemmt. Schnell lief der Wächter herbei und rief den Hunden zu: „Leg' ab! leg' ab!"

Der Spielmann schüttelte sich am ganzen Leibe, als wollte er seiner Loslassung von den reißenden Thieren oder der Unverletztheit seiner Gliedmaßen gewiß werden und sagte: „Wenn Fluchen keine Sünde wäre, möcht' ich dies Mörderloch mit Menschen und Vieh in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunterwünschen; es wäre, meiner Treu, da besser am Platz, als in meiner gnädigen Herren und Obern Gebiet."

„Du Narr, du," sagte lachend der Bauer, der ihn beim Arm fest hielt und ihn zurückführen wollte: „warum saßest du nicht still? Wer hieß es dir, davon zu laufen? Kannst von Glück erzählen, daß dir mein Beißer die Gurgel zum Brüllen offen ließ."

„Kann ich nicht gehen, wohin mir's beliebt?" entgegnete Meister Wirri: „Bin ich euer Gefangener? Wer darf einen Ehrenmann festhalten? Pack' dich zum Henker, der auf dich wartet. Ich habe nichts mit dir zu theilen; ich gehöre in dies Nest so wenig her, als die Taube in's Geiernest."

„Halt' dich ruhig!" erwiederte der Bauer: „Es wird dir kein Leid widerfahren. Wir sind keine Gurgelabschneider, sondern so ehrlich, wie du. Da hast du mein Wort und dabei bleibt's."

„Ja," sagte Wirri, „du und Deinesgleichen bleiben beim Wort, wie der Hase bei der Trommel."

Während dieses Gezänks trat ein finsterer Schatten herzu. Der

Spielmann erkannte am Umriß desselben sogleich seinen breitschulterigen Geleitsmann. Wiewohl er demselben, nach dem, was er von ihm so eben in der Schmiede gesehen und gehört, nicht mehr trauen zu können glaubte, redete er ihn doch sogleich freundlich an, erzählte ihm, was vor dem Hause geschehen sei, und verlangte Schutz gegen die beißenden Hunde und bellenden Menschen, zu denen er ihn geführt habe.

„Was hast du mit diesem braven Mann? Er ist mir auf der Straße begegnet und hat mich nur aus Gefälligkeit begleiten wollen!“ sagte der Alte zornig zum Bauer: „Jockli, ich warne dich! Deine Lust, Fremde zu necken, könnte dir einmal in die Rippen einen Bruch machen und deinen Hunden das Fell kosten. Komm, Meister,“ fuhr er fort und wandte sich zum Spielmann in sanfterm Ton, indem er dessen Arm ergriff, „wir gehen mit einander. Es ist ungeschlachtes Volk in diesen Bergen, das keine Lebensart kennt. Komm. Gute Nacht, Jockli!“

Der Spielmann, zwar froh, davon zu kommen, blieb jedoch nach den ersten zehn Schritten wieder stehen und sagte: „Ich weiß wohl, Schmiedskinder sind der Funken gewohnt und Kohlenbrenner färben nicht weiß ab; mag ihnen auch nichts übel nehmen. Allein das ist Schelmengesindel hier. Sie haben mir, als du fortgegangen warst, den Brief des Oberherrn mit Gewalt entrissen. Ich muß den Brief wieder erhalten, oder es gibt Klage beim Landvogt zu Lenzburg, und dann gnade Gott diesen Kerlen! Es würde ihnen Fahren und Schalten bald aufgekündet werden.“

„Still!“ flüsterte ihm der Geleitsmann ins Ohr, und zog ihn mit sich bergab ins Gebüsch: „Laß dich nicht hören! Weißt du denn nicht, wo wir sind? Willst du dich und mich muthwillig ins Verderben reißen? Meuter, Aufrührer, Rebellen sind's! Wenn die unsere Absicht merken, nehmen sie uns den Schädel unter den Hammer, und es kräht kein Hahn darnach.“

„Wahrlich, du sagst mir nichts Neues!“ antwortete Wirri, der nun erschrocken und geduldig mittrabte, und sich im Finstern an seines Führers Arm hielt: „Ich habe die Zeisige am Gesange erkannt, den sie in der Schmiede anstimmten. Aber warum gingst du auch zu ihnen? Warum verleitetest du mich, hieher zu gehen, mich armen Mann, der vor dem Junker von Rued mit Schimpf und Schanden bestehen muß?“

— Du thust mir leid, aber morgen mach' ich's dir in der Frühe beim Oberherrn wieder gut, Meister.

„Willst du wirklich morgen nach dem Schlosse?“ fragte Wirrt mit einem ungewissen Tone, der seinen stillen Zweifel an der Redlichkeit des Alten verrathen konnte.

— Hast du vergessen, was ich dir sagte, Meister, als wir hieher gingen? Mußte ich nicht hieher, um dem Junker das Sichere melden zu können? Mit leeren Vermuthungen ist solchem Herrn nicht gedient.

„Wenn ich aber die Ohren recht hielt, hat's mir geschienen, als stimmtest du ein wenig in das Lied der gottlosen Rebellen ein. Ich will eben nicht gesagt haben, daß ich dich für einen ihres Gelichters halte. Aber wer doch zu einem Dinge schweigt, gibt sich schuldig.“

— Soll ich denn wie das Schaf blöken, wenn ich unter den Wölfen sitze? Was hättest du gethan, um sie auszuforschen? Würdest du ihnen die Wahrheit gesagt und den Text gelesen haben? Meister, ich glaube nicht, daß du von Aarau bist, denn die Herren dort stellen es pfiffiger an.

„Nun allerdings, guter Freund, wer die Wahrheit geiget, bekömmt den Fidelbogen um den Kopf. Es war ganz klug von dir gethan. Beim Spiel lernt man die Leute kennen. Jetzt kenn' ich auch den saubern Herrn Gideon! Es ist kein hinten ohne vorn, und kein Nachtheil ohne Vortheil. Der Junker Oberherr wird sich verwundern. wenn ich's ihm erzähle. Doch muß ich gestehen, eins ärgert mich dabei; und ich hätte der Nase des Verwalters keinen so feinen Geruch zugetraut.“

— Also du kanntest den Erzschelm Gideon schon früher?

„Gestern begegnete er mir und dem Junker, als wir beim Schlosse frische Luft schöpften, und er ließ schon da die Klauen vor. Wir geriethen mit Worten hart an einander. Aber Geduld, was versehrt, das lehrt! Dem werf' ich gewiß auch noch einen Stein in den Garten.“

— Nun wundert's mich nicht, woher die Leute sogleich wußten, daß du in Geschäften des Junkers reisest und Briefe tragest. Der Gideon hat seine Sohlen in deine Fußstapfen geschoben, Meister, denn er hatte zehnmal mehr von dir zu sagen, als ich. Du solltest nicht vor Jedem sogleich mit deinen Heimlichkeiten herausplatzen.

„That ich's denn? Wenn der Galgenvogel nicht zu Kulm im Wirthshaus nebenan gehorcht hat, so steht er mit dem Bösen im Bund. Ich hüte mich meinerseits wohl, ein Wort zu viel zu reden, und schaue meinem Manne zuvor wohl ins Gesicht; denn es ist besser,

zehnmal mit dem Fuß ausgleiten, als einmal mit der Zunge. Aber der hat dem Teufel ein Ohr abgeborgt. Ich fragte zu Kulm nur den lustigen Weibsbildern des Addrich nach.

— Da haben wir's!, Meister, wir meinen es, seh' ich, beide mit unserer hohen Obrigkeit gut, die von Gott gesetzt ist. Ich bin eine ehrliche Haut und habe dir wahrlich schon viel zu viel von mir eingestanden. Hüte deinen Mund, verrathe mich hier im Lande nicht.

„Was denkst du, guter Freund? Fürchte nichts! Es muß ein kalter Winter sein, wenn ein Wolf den andern frißt.“

Unter der Fortsetzung dieses Gesprächs waren sie glücklich aus dem Gebüsch wieder ins Freie gekommen. Der Wind strich scharf und kalt das Thal herauf, und streifte die Nebel von den Bergen. Wirri unterließ nicht, während des Redens zuweilen die Augen nach allen Seiten umherzuwenden, um zu wissen, wo er sich eigentlich befinde. In der Dunkelheit sah er aber nichts, als seitwärts die Berge, welche, schwarzen Wolken gleich, ihre Ränder am Himmel bezeichneten. Nirgends verkündete ein Licht das Dasein einer menschlichen Wohnung. Der Alte schien sich um betretene Wege nicht viel zu kümmern. Er wanderte rüstig fort, bald über Steinschutt, bald über Wiesen, bald durch ein Bachbett, bald durch ein Stück Wald; dabei sorgte er unaufhörlich für unterhaltendes Geplauder.

Als nach geraumer Zeit dem Meistersänger das Wandern endlich beschwerlicher ward, und es ihm vorkam, wie wenn die Höhen von beiden Seiten engen zusammenrückten und es immer steiler aufwärts ging, blieb er plötzlich stehen und sagte zum Reisegefährten:

„Guter Freund, wenn du nicht böse Absicht hegst, so mußt du irre gelaufen sein; denn mich dünkt, wir kommen diese Nacht keineswegs aus der Wildniß heraus. Man hört weder Glocke, noch Hund, nichts als den Wind, wenn er durch die dürren Waldbäume zischt. Ich dächte, wir kehrten den Weg um, und nähmen mit dem ersten Haus oder Heustall vorlieb; denn die Kälte setzt mir zu, und die Nacht ist keines Menschen Freund.“

— Begehrst du denn nicht zum Addrich im Moos? — sagte der heisere Alte.

„Bewahre mich der Herr Gott!“ rief der Meistersänger: „Wo denkst du hin? Du weißt doch, mein Brief ist geraubt; ich glaubte also, du würdest von selbst einsehen, daß ich nicht hin könne und

wolle, wo ich nichts mehr zu verrichten habe. Warum führst du mich nicht ins Dorf, oder in dein Haus?«

— Meister, deine Schuld ist's und nicht meine, wenn du nicht zum Addrich verlangtest und doch schwiegst.

»Aber der Brief ist ja in den Klauen der Schmiede?«

— Nun ja, was thut's? Das Maul haben sie dir gelassen; und wer weiß denn, ob das Fanely Schrift lesen kann? Mach' ihr deine Anträge mündlich. Vielleicht sieht sie deine runden Backen lieber, als das magere Papier.

»Thu' mir den Gefallen, guter Freund, kehr' um. Ich lade den Teufel nicht zu mir ins Haus, noch minder kehr' ich ohne Noth bei ihm ein.«

— Wenn dir der böse Feind einst so gutes Nachtquartier gibt, als wir beim Addrich finden, so wirst du es nicht zürnen. Meinestheils, ich kehre nicht mehr zurück. Denn noch zehn Schritte aus diesem Buschwerk hinaus, und wir sind am Ort. Mich friert und hungert wie einen herrenlosen Hund; es ist Nachtessenszeit und Addrich gastfrei. Bei mir im Hause könnt' ich dir kaum einen Geißkäse anbieten.

»Kurzes Haar ist bald gebürstet!« sagte der Spielmann: »In der That und wohlerwogen fühl' ich neben müden Beinen, wie du, wahrhaften Heißhunger; ich könnte mich keine Viertelstunde weiter schleppen; und in der ägyptischen Finsterniß auf dem Wege liegen zu bleiben, das wäre zehnmal mehr als Tod.«

— Komm, Meister. Addrich ist nicht so böse, als man ihn ausschreit.

»Halt, guter Freund! Es ist Jemand im Dunkeln hinter uns. Hörst du nichts?« rief Herr Wirri mit Entsetzen, und fühlte in dem Augenblick lebendige Thiere, die um ihn streiften.

— Es sind nur Addrichs Hunde.

»Die verdammten Bestien bellen nicht einmal; thun ganz bekannt mit mir.

— Du siehst daraus, Meister, wie der Eigenthümer derselben menschenfreundlich denkt. Nur vorwärts! Umkehren müßte Verdacht erregen.

Langsam folgte Wirri und schüchtern, denn die Hunde umschnoberten und umwedelten ihn, ohne daß er sie erblicken konnte. Nach wenigen Schritten schon zitterten Lichtstrahlen durch die Tannen-

zweige. Wie die Wanderer aber ins offene Land hinaustraten, leuchteten ihnen die Fenster eines großen Bauernhauses entgegen.

8.

Das Haus des Fluchs.

Der Alte hatte beim Eintritt in die Wohnung mehr die Miene eines hier wohlbekannten Hausfreundes, oder des Herrn, als eines seltenen Gastes. Zween Knechte, die am Kochheerde plauderten, gingen ihm sogleich grüßend entgegen. Er unterhielt sich leise mit ihnen, während der Spielmann ihren Platz am Feuer einnahm, über welchem am eisernen Haken der Kessel hing, der ihm nicht unbehaglichen Speiseduft zuhauchte.

„Begleite mich!“ sagte einer der Knechte, welcher mit einer angezündeten Lampe zu Wirri kam: „Du bist bei uns wohlversorgt. Addrich wird dich heute kaum sprechen; er hat eine kranke Tochter.“

Wirri sah sich in der Küche mit dem Knecht allein, und hatte, während er sich an der spielenden Flamme des Herdes wärmte, nicht bemerkt, daß sein bisheriger rothäugigter Begleiter mit dem Andern verschwunden war. Durch mehrere kleine Stuben ward er nun vom Knecht in einen schmalen Gang geführt, welcher zum Hintertheil des Hauses nach einer verschlossenen Thür leitete. Durch diese kam er in ein kleines Gemach, welches von einem großen, gemauerten Ofen, einem hohen Bett, das fast an die Stubendecke reichte, einem alten Tisch von Tannenholz und einigen hölzernen Sesseln fast gänzlich angefüllt war.

Der Knecht Addrichs setzte die Lampe nieder und sagte: „Man wird dir Nachtessen zutragen, und dort ist dein Lager, wenn du Schlaf suchst.“ Damit entfernte er sich.

Wirri, solcher Aufnahme in dem vielgefürchteten Hause nicht gewärtig, ließ sich's im warmen und saubern Stübchen ganz recht sein. Das Gebäude war zwar, wie jede damalige Wohnung des Landmanns, nur von Holz, mit einem Strohdache, zeigte sich aber von innen durchaus vertäfelt und ungemein reinlich gehalten. Jedes Geräth, obgleich äußerst einfach, sprach für des Eigenthümers Ordnungsliebe und Wohlstand. Mit besonderm Gefallen betrachtete der Meistersänger sein hochgethürmtes Bett, dessen Tücher vollkommen frisch, wenn gleich nur von ungebleichtem, grobem Stoff gewoben

waren. Nur befremdete ihn draußen das starke Eisengitter vor dem Fenster und die Thür nur von außen, aber nicht von innen mit Riegeln versehen. Das gab seinem Aufenthalt für die Nacht ein fast gefängnißartiges Ansehen.

Unter diesen Betrachtungen erschien auch das verheißene Nachtessen. Ein Knecht, dem ein sehr junges Mädchen folgte, trug Habermus, Schinkenschnitte, Brod, weiß und locker wie Wolle, Emmenthaler Käse, in dessen Poren Thautropfen glänzten, und Wein in schwarzgrüner Glasflasche auf. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit blätterte die ländliche Hebe das frische, doch ungebleichte Tuch über den Tisch auseinander, daß der zwei Zoll breite, rothdurchwirkte Streifen der Tuchmitte die Tischmitte wurde. Im Augenblick standen die Speisen im besten Ebenmaß darauf zusammengeordnet. Sie verrichtete ihr Geschäft, ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich-schüchterner Miene, niedergesenkten Augen, aber vieler natürlichen Anmuth. Die reizenden und beständigen Wendungen ihres Körpers, selbst wenn sie den Fuß nicht bewegte, so wie ihr leichter, tanzartiger Gang konnten dem Meistersänger nicht unbemerkt bleiben. Doch das Habermus und die zarten Fleischscheiben daneben, deren glänzendes Weiß und Roth ihm wie Lilien und Rosen lachte, nahmen seine Blicke nicht minder in Beschlag, und die junge Dienerin hatte sich mit einem leisen: „Daß es dir wohlbekomme!" zu schnell durch die Thür entfernt.

Erst nachdem er den Ungestüm seines irdischen Bedürfnisses hinlänglich vor den leeren Schüsseln besänftigt fühlte, kam er mit seinen Gedanken auf die kleine Hebe zurück, deren gefälliges Aeußere durchaus nichts mit der ungelenken Art einer gemeinen Bauernmagd gemein hatte. Je länger er sich das Bild der schlanken, beweglichen Gestalt vergegenwärtigte, je deutlicher ward ihm, daß dies die unglückliche Pothe des Dekans Nüsperli gewesen sei, die er zu entführen gekommen war. Er machte sich gerechte Vorwürfe, nicht schon die Einleitung dazu getroffen zu haben.

Nach einem Stündchen ging die Thür auf, und dasselbe Mädchen erschien, den Tisch zu raumen. Er säumte nicht, die anfangs Schüchterne in ein Gespräch zu verspinnen und sie genauer zu betrachten. Sie schien zwischen dem kindlichen und jungfräulichen Alter zu schweben. Ihr bräunliches Gesicht konnte nicht schön geheißen werden; doch das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen hatte viel Einnehmendes.

Sie trug das Haar in Flechten um den Kopf gewunden; am Leibe dürftiges, entfärbtes und abgetragenes Gewand; ein grobfadiges Hemd, um den Hals mit Häfteln zusammengeschlossen, deckte ihre junge Brust.

„Warum denn,“ sagte er zu ihr, „warum, wenn es dir bei dem Addrich nicht gefällt, bleibst du? Ich an deiner Stelle wäre längst über alle Berge. Man ist ja in diesem Waldloch wie von Gott und Menschen verlassen. Gibt Addrich guten Lohn?“

— Nichts!

„Nun denn, Nichts ist sehr gut für die Augen, aber nicht für den Magen. Ich begreife nicht; warum du dich halten läßt?“

— Ich bin eine arme Waise. Addrich hat mich aus Mitleid aufgenommen. Wohin soll ich? Gern wäre ich, bloß ums liebe Brod, anderswo.

„Wohin? Ei nun, nach der Stadt zum Beispiel; nach Aarau, wo ich wohne. Ich bin Spielmann, und verdiene mein blankes Stück Geld; bin in allen guten Häusern angesehen. Bei Kindtaufen, Namenstagen, Hochzeitfesten wird mein Spruch köstlich belohnt; Vieles nebenbei gewonnen. Hätt' ich eine brave Hausfrau, ich säße wie die Perl' im Golde. Du weißt wohl und ich muß es bezeugen, Junggesellenwirthschaft macht nicht reich, und regnete das Gold zum Dache herein. Wenn wir beide, zum Beispiel, mit einander hausen würden, ließ ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen. Wir hätten vollauf und noch für das Dritte genug.“

— Du redest mir gar wunderlich; ich verstehe dich wahrlich nicht! — sagte das Mädchen, und sah ihn mit lächelnder Neugier und Augen voller Unschuld an.

„Ich versteh' mich doch sonst aufs Reden, und Husten und Liebe lassen sich eben nicht gut verbergen. Also, kurz und rund: Ich bin entschlossen, wenn du mit mir willst. Wollt' ich in der Stadt meine Hand zum Fenster hinausstrecken, hing' an jedem Finger ein Mädchen, das Braut sein möchte. Aber siehst du, deinetwillen bin ich hergekommen in dies abgelegene Nest. Ich hatte sogar einen Brief für dich von Junker Mey von Rued; aber das Diebs- und Rebellenpack in der Hammerschmiede hat ihn mir weggerissen. Wir sollten beide mit einander nach Liebegg flüchten.“

— Geh' mir doch mit deinem Geschwätz! — sagte das Mädchen und hüpfte lachend am Tisch herum: was weiß Junker Oberherr vom armen Aenneli hier?

„Aenneli?“ murmelte der Meister Wirri sehr betroffen in sich hinein: „Da klopft' ich an der unrechten Thür an. Alter Esel! laß dir die Ohren stutzen, wenn du wie ein Füllen aussehen willst.“

— Dacht' ich's doch gleich, da ich dich mit Addrich ins Haus treten sah, du kommest von Aarau; die Herren von Aarau machen sich gern lustig.

„Ich mit Addrich?“ rief der Meister erschrocken: „Was sagst du, Aenneli? Der Alte, der mit den Augen wie durch rothe Frieslappen sieht, ist Addrich?“

Das Mädchen tanzte und lachte wie närrisch und sagte: Du mußt dich besser verstellen. Thu' nur, als wenn du ihn nicht kenntest. Mir machst du nichts weiß!

„Da bin ich wieder garstig angerannt! Was einer scheut, das muß er haben!“ murmelte der Spielmann wieder: „Versehen heißt auch verspielt; es ist heut' Unglückstag. Der Teufel hat mich in die Falle gelockt und ich bin gefangen. Gott sei meiner Haut gnädig!“ Er rieb sich ängstlich die Stirn und drehte sich im Kreis herum, als such' er verlorne Dinge, deren Namen er vergessen. Dann wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen und sagte: „Also war's Addrich selber? Hätt' ich das gedacht! Aber er sah darein, als hab' er kein Wasser getrübt! als wüßt' er vorn nicht, daß er hinten lebe. Zwei Augen decken doch viel! Teufelsdreck läßt sich aber auch versilbern. Sage mir, herziges Anneli, man lebt übrigens doch im Hause hier, denk' ich, mit Gottesfurcht, Fried' und Einigkeit beisammen, als säßen die Störche das ganze Jahr auf der Dachfirst?“

Sie zuckte die Achseln und machte seitwärts ein furchtsames Gesicht, indem sie halblaut flüsterte: „Weiß ich denn, was hier vorgeht? Es kömmt und geht, man sieht nicht, warum? Ich bin seit Weihnachten im Haus, und kenn' es nicht. Es kehrte Mancher ein, den ich nicht wieder gehen sah; und Mancher ging, der nie wieder kam. Es wird mir oft bange ums Herz. Denn hier ist's ganz anders, wie bei Andern. Man darf nicht Alles hören, nicht Alles sagen. Könnt' ich in christlicher Leute Dienst kommen, zehn Stunden weit lief' ich barfuß über den Schnee dahin.

„Hällst du denn die Leute hier im Thal nicht für christliches Volk, herziges Aenneli? Sprich doch offenherzig und unverblümt. Komm' ich je wieder nach Aarau, mußt du im besten Hause dort

Kindsmagd werden. Dienst um Dienst! Also nicht christlich wären sie, meinst du?«

— Ach, weiß ich's? Einmal Addrich hat die Kirche nicht gesehen, glaub' ich, seit er getauft ist. Er denkt alle Tage anders und thut alle Tage anders. Die Leute sagen ihm gar zu böse Dinge nach. Wäre Addrich nicht so reich, so schlösse man jede Thür vor ihm, und keine Katze würde er mit seiner Klugheit aus dem Ofen locken.

»Allerdings! Aber ein silberner Hammer zerbricht eiserne Pforten; und goldene Schlüssel öffnen jedes Schloß. Meinethalben, Aenneli, so war's in allen Zeiten; doch hunderttausend Jahre langes Unrecht ist darum keine Minute Recht. Sage mir doch noch, sind sämmtliche Bewohner dieses Hauses vom gleichen Schlage? Es versteht sich, dich ausgenommen! Es gibt hier eine Jungfrau, genannt Epiphania?«

— Eine seelengute Tochter ist sie, so gut! aber — doch ist's auch mit ihr nicht ganz richtig. Ich habe sie im Sommer gesehen auf den Wiesen den Hexenringen nachgehen. Sie hält's mit Koboldeu, Geistern und Schrättelein. Wenn sie zuweilen von ihren geheimen Dingen redet, macht sie mir Seelenangst. Denn sie ist gut, und spricht wie ein Buch, und könnte mich doch wohl einmal zum Bösen verführen.

»Daß dich Gott bewahre, Aenneli! Des Teufels Fallstrick ist stärker als ein Schiffstau, feiner als der Faden einer Spinne, und am gefährlichsten spannen ihn schöne Hände aus. Ich habe genug gehört, um davon zu laufen.«

— Und, Herr, du solltest noch Addrichs Tochter, das kranke Loreli, sehen. Gewiß und wahrhaftig, es würden sich die Haare deines Kopfes bergan heben. Es kann nicht leben, es kann nicht sterben. Lebt es, so mag es kaum reden. Liegt es bleich und starr wie eine Todte da, so singt es mit leiser Stimme wunderbare Lieder und Prophezeiungen; oder ich will lieber glauben, der böse Geist singt aus ihrer Kehle, wie ein armer Sünder aus dem Fenster seines Gefängnisses, denn es weiß ja selbst kein Wort um das, was es gesungen hat.

Meister Wirri schüttelte sich unwillkürlich, als er diese seltsamen Berichte vernahm, und sagte: »Man sollte in allen Dielen hier Kreuze machen; denn es ruht auf dem Hause ein böser Fluch. Mache dich auf, sobald du kannst, und schüttle den Staub von deinen Füßen. Frage mir nur in Aarau nach. Jedes Kind zeigt dir die Wohnung des Meisters Wirri am Ziegelrain dort. Ein guter Dienst soll dir nicht fehlen, und vielleicht sag' ich dir noch etwas Besseres; denn du

bist gar nett und freundlich, wie sich dergleichen wohl zu einem frommen Spielmann schickt.«

Das Mädchen hatte unter dem Gespräch das Tischgeräth abgenommen und hielt Alles im Arm. Es lächelte den Meistersänger zutraulich an und sagte: Wärest du doch gekommen, als meine Mutter gestorben und ich von aller Welt verlassen war! Die Bauern im Dorf haben gar ein hartes Herz und sind arm dazu. Es wollte mich keiner um Gotteswillen aufnehmen! darum mußt ich zu Addrich; doch wußt' ich wohl von ihm, was das ganze Dorf wußte. Ich ging mit Thränen und Schrecken. Ach, dem Reichen geht Alles hin; aber ein unvermögliches Waisenkind ist ein niederer Zaun, über den Alles springt.

»Herziges Aenneli, führe nicht so traurige Reden!« sagte er, und streichelte leise mit der Hand ihre erröthende Wange: »Warum betrachtest du mich denn zweifelhaft und ziehst das Köpfchen zurück? Ich mein' es ehrlich, und du bist reich. Ein schönes Mädchen zahlt mit freundlichen Augen besser, als mit harten Thalern. Wenn wir uns beide einmal verstehen, sind wir, denk' ich, des Handels bald einig.«

Sie zog sich schämig zurück und sagte: »Du bist und bleibst der Aarauer Herr! Gute Nacht.«

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus, doch nicht, ohne ihm noch einmal freundlich zugenickt zu haben. Herr Wirri blieb lange auf seiner Stelle stehen, die Augen zur geschlossenen Thür gewandt. Die niedliche Gestalt, ihre leichten Bewegungen, das beständige Drehen ihres Leibes, ihres Köpfchens, die raschen Uebergänge ihres Mienenspiels vom Ernst zur kindlichen Fröhlichkeit, ihre Gewandtheit beim Auf- und Abtragen der Speisen, — Alles gaukelte anhaltend vor ihm, und er mußte sich bekennen, Aenneli könnte wohl das artigste Bräutchen für einen Spielmann werden.

Er überließ sich tiefen und angenehmen Betrachtungen, deren Inhalt zum Theil aus einzelnen Worten hervorging, die er vor sich hin redete, zum Beispiel: »Freilich, Heirathen ist kein Kappentauschen. Aber wer's will genau erlesen, fällt oft am ersten in den Koth. Ich möchte das Aenneli lieber entführen, als die verhexte Koboldliebhaberin mit dem Prophetennamen. Es kömmt mir vor, als wäre diese Geschichte im Himmel beschlossen.« Dann wieder: »Allerdings, von der Liebe bloß werden Zwei nicht satt; und ein Weib kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Heu-

wagen hineinführen. Doch das Aenneli, — ja, Zucht und Ehrbarkeit ist die beste Aussteuer und Morgengabe. Mit Vielem kömmt man aus, mit Wen'gem hält man Haus; und mit leerem Sack anfangen, ist wahrlich besser, als mit leerem Sack enden. Gute Zucht, gute Frucht!« — Oder wieder nach einer Welle: »Wohl wahr, eine schöne Frau bekommen, ist leicht, aber sie schön behalten, ist schwer. Auch weiß ich wohl, man sagt: Weiber haben lange Röcke, kurzen Sinn; Ehstand, Wehstand. Aber besser erwogen, und denk' ich an meine Jahre, wahrlich, ist's doch hohe Zeit. Bin ich nicht im besten Alter? Pflanzt Liebe nicht Liebe? Man rühmt wohl, lediger Leib sei Goldes werth, aber das Pfund davon gilt einen Heller.«

9.

S t ö r u n g e n.

Aus solchen hochwichtigen Ueberlegungen schreckte ihn das plötzliche Aufspringen der Stubenthür. Aber es war nicht Aenneli's zartes Köpfchen, welches mit dem taubenhaft beweglichen Halse um die halboffene Pforte sah, sondern ein Riesenhaupt von grobgeschnittenen Zügen; Nase, Kinn und Backenknochen darin gewaltig vorgeschoben; Bart und Augenbraunen buschig; die Augen in Blutringen, — kurz, Addrichs Kopf. Der Mund desselben öffnete sich und stieß in heisern Tönen den Wunsch heraus: »Gute Nacht, Meister Wirri! Morgen sprechen wir zusammen.«

Das Holofernesshaupt verschwand. Die Thür fiel zu. Draußen ward ein Riegel vorgestoßen, und deutlich ließ sich aus der Fortsetzung des Geräusches erkennen, daß noch ein Hängeschoß vorgelegt wurde. Die Schritte entfernten sich darauf durch den Gang.

Wirri's Schreck war so sehr gestiegen, daß er weder den empfangenen Wunsch erwiedert, noch Fähigkeit behalten hatte, der Ursache seiner Einsperrung nachzufragen. Das Zufahren der Thür, das Pfeifen des rostigen Riegels, das Klappern des Hängeschlosses dröhnte ihm in allen Nerven, und verjagte stracks den Schwarm aller süßen, wenn gleich voreiligen Ehestandsbilder. Er versuchte endlich, freilich leise und schüchtern, das Oeffnen der Thür, um sich seiner Gefangenschaft vollkommen zu überzeugen, an die er, trotz dem, was er eben erfahren, und was ihm zum Theil schon das Fenstergitter geweissagt hatte, zu glauben sich weigerte. Sie war aber leider nur allzugewiß.

Nun stieß er einen tiefen Seufzer aus und rief: „Muß ich also einer von denen werden, die man hereinkommen, aber nicht wieder weggehen sieht? Hilf, heiliger Himmel! Gegen diese versteckte Mördergrube war doch Daniels Löwengrube eine sehr herrliche Herberge!“

Er warf sich in den Kleidern angstvoll aufs Bett; nahm seine Zuflucht bald zum Beten, bald zum Fluchen, ohne weder im einen, noch im andern Beruhigung zu finden. Diese kehrte erst dann von selbst zurück, wenn auch nicht in Gestalt fester Zuversicht, doch in der Gestalt tröstender Hoffnung, sobald das erste gewaltige Herzpochen des Schreckens und der Ungestüm des aufgejagten Blutlaufs sich gelegt hatte. Wenigstens glaubte er keine Gefahr für sein Leben befürchten zu sollen; denn wäre dem Addrich an diesem gelegen, würd' er es ihm in der Hammerschmiede, oder im Walde, oder auf der nächtlichen Wanderschaft ohne Gefahr haben rauben können. Addrich hätte ja den arglosen Reisegefährten nur vor einen Abgrund, oder auf eine jähe Felshöhe stellen, und im Dunkeln hinabstürzen dürfen. „Und mit den Todten ist hintennach gut Prozeß führen!“ dachte Wirri: „Aber wer das Leben behält, der hat noch die Welt, und sagt: das Blatt kann sich wenden; heut' ist's an dir, morgen an mir.“

So dachte er, und indem er alle Umstände mit wachsender Besonnenheit zusammenrechnete, entdeckte er auch bald den wahrscheinlichsten Grund, warum man seine werthe Person für diese Nacht unter Schloß und Riegel gelegt habe. Er erinnerte sich, daß Addrichs heuchlerische Arglist ihm das Geständniß vom Briefe des Junkers entlockt hatte; daß Addrich selbst den Inhalt des Briefs und das Vorhaben des kühnen Spielmanns kannte, Epiphanien nach Liebegg zu entführen. Was war natürlicher, als den Plan durch nächtliche Verwahrung des Entführers zu vereiteln? „Morgen schickt er mich mit langer Nase wieder heim,“ sprach Wirri zu sich selber, „und gibt mir einen Sack voller Schimpfreden mit auf den Weg. Ei nun, man kann mich durch Scheltworte nicht weniger machen, als ich bin; und eine Langnase solcher Art rennt gegen keinen Baum an.“

So weit war er in der Ueberlegung seines Zustandes gekommen, als ihm ein mattes Aufflammen der Lampe das Verlöschen ihres Mondscheinlichtes verkündete. Er eilte zu spät an den Tisch. Beim ersten Berühren des Dochtes sah er dicke Finsterniß. Das machte ihm neues Grauen. Er tappte ängstlich zum Bette zurück, kletterte wie an einem Thurm mühsam hinauf, lagerte sich unentkleidet und

schloß die Augen: unstreitig das beste Mittel, die Finsterniß nicht mehr zu sehen.

Es mochte schon gegen Morgen sein, als er endlich in einen unruhigen Halbschlaf versank. Aber auch aus diesem ward er wieder aufgeschreckt, und zwar, wie es ihm vorgekommen war, durch Hundegebell außer dem Hause. Er spitzte lange, mit schlagendem Herzen, das Ohr. Weil es still blieb, legte er das müde Haupt wieder zum Schlummer. Bald aber entstand ein sonderbares Geräusch, wie von Menschentritten, und so nahe, daß er glaubte, man komme zu seinem Bette. Er fuhr mit halbem Leibe in die Höhe. Das Herz schlug ihm, als wollte es die Brust sprengen. Er fühlte, wie sich die Haare seines Krauskopfes aufstreckten. Denn mit Entsetzen bemerkte er eine finstere Gestalt vor dem Gitterfenster seines Gemachs in schwebender Bewegung. Je länger er beobachtete, je deutlicher unterschied er im Umriß einen Mann, der am Fenster auf stieg, mit den Füßen in das Gegitter trat, und endlich in der Höhe verschwand.

Wie ungelegen allerdings dem vielgequälten Manne die neue Störung sein mochte, gewährte sie ihm doch eine Art Beruhigung, weil er keine Gefahr für seine Person sah. „Ist's ein Dieb, dem nach Addrichs Schätzen gelüstet,“ dachte er, „so bin ich wohlgeborgen und verrammelt. Es könnte aber auch ein verliebter Nachtbube sein, der beim herzigen Aenneli zur Chilt geht. Dann sucht er mich nicht. Ich wäre aber lieber an seiner Stelle. Das junge Blut weiß also auch schon, daß im Dunkeln gut munkeln ist. Wer hätte den ehrlichen, frommen Augen das glauben sollen? Nun, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Mädchen ohne Liebe. Ade falscher Schatz, es wächst noch mehr Unkraut in Weiberschuhen.“

Während dieses kurzen Selbstgesprächs zeigten sich die Beine schon wieder draußen auf den Eisenstäben des Gitters. Die Gestalt stieg nieder und verschwand. Gleich nachdem erhob sich neues Geräusch. Eine Männerstimme rief: „Steh', Bösewicht!“ Meister Wirri horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Er vernahm deutlich Geklitter an einander fahrender Degenklingen, dazwischen eine Stimme: „Pack' an, faß, faß!“ Dann folgte Todtenstille; dann dumpfes, gebrochenes Winseln, welches in einem matten Stöhnen erlosch. Nach diesem blieb Alles ruhig.

Den Meistersänger überfiel Todesschrecken. Die draußen handgemein geworden waren, konnten keine Chiltbuben oder Bauernbur-

schen gewesen sein, das verriethen ihre Waffen. Es war bei Addrichs Hause offenbar ein Mord vollbracht. Von nun an trat kein Schlaf mehr in Wirri's Augen. Die Nacht dehnte sich ihm in eine unendliche Länge; die Sonne schien auf immer verloren und nie wieder an den Himmel zurückkehren zu wollen.

Seliges Gefühl durchströmte ihn aber, als endlich die blasse Dämmerung durchs Fenster herein sah, und im Hause nach und nach Leben laut ward. Nun erst, als wäre er sicherer, that er die Augenlieder zu, um einen Schlaf zu versuchen, den er die ganze schreckliche Nacht entbehrt hatte. Aber bald störten ihn wieder Stimmen mehrerer Männer. Neugierig sprang er vom hohen Bett herunter zum Fenster. Das Gras der Wiese war draußen silbergrau vom nächtlichen Reif. Die finstern Tannen tauchten mit den Wipfeln in falben Nebel ein. Auf einem freien, schmalen Platze zwischen Haus und Wald zeigten sich drei Männer in lebhaftem Gespräch begriffen; doch redeten sie nur halblaut und geheimnißvoll. Ein vierter war beschäftigt mit einem Besen, den er auf dem Grase hin- und herschwang. Man sah dort Blut am Boden. Zwischen den Bäumen im Walde erschien noch ein fünfter mit einer Schaufel, thätig, Erde in eine Gruft zu werfen. Wirri gedachte der Ereignisse, deren Ohrenzeuge er gewesen, und das Bild draußen erklärte sich ihm von selbst.

Wiewohl noch nicht volle Morgenheitere deutlich zu sehen gestattete, erkannte Meister Wirri unter den drei Redenden doch ohne Mühe die riesige Gestalt Addrichs. Der andere war der zum Bauer verwandelte Schwede, genannt Hauptmann Gideon. Er trug die rechte Hand in einem Tuch verbunden, was für den Beobachter am Fenster von Bedeutsamkeit in den gegenwärtigen Umgebungen werden mußte. Der Dritte, ein untersetzter, vierschrötiger Mann, halbbäurisch gekleidet, obgleich dem Fenster zunächst, ließ sich am schwersten erkennen, weil er den breiten Rücken herwandte. Eben an diesem Dritten übte sich Wirri's Errathungskunst und Neugier am meisten, weil Addrich und selbst der stolze Schwede demselben mit einer gewissen Auszeichnung zu begegnen schienen. Aber weder aus dem runden Filzhute, von dem ein kurzer Federbusch niederhing, noch aus dem braunen, halbtuchenen, weiten Wamms ohne Aermel, das bis zur Hüfte ging, und ein eben so kurzes grauwollenes Aermel- oder Unterwamms bedeckte, noch aus den weiten, vielgefälteten Hosen, die beim Knie sich zuspitzten, und dann über den leberfarbenen Wollen-

strumpf bis zur Mitte der kurzen, dicken Wade reichten, ließ sich etwas Bestimmtes enträthseln.

Erst als Addrich mit der Hand eine zum Fortgehen einladende Bewegung machte, und der Fremde sich wandte, konnte ihn Wirri besser beobachten. Er glaubte dies kräftige, ernsthafte Gesicht mit dem kurzen Spitzbart am Kinn, mit dem steif nach beiden Seiten gespitzten, katzenartigen Knebelbart über den zusammengebissenen Lippen, desgleichen die breite, hohe Stirn, die in die Augenbraunen wulstig über die Nasenwurzel niederging, irgendwo schon erblickt zu haben. Selbst das dicke, struppige Haar, welches bauschig um Ohren und Nacken starrte, die locker um den Hals gewundene weiße Binde, welche in einer großen Doppelschleife auf der Brust lag, wo eine Reihe eng beisammen stehender, kleiner, runder Köpfe das braune Oberwamms von oben bis unten schloß, gehörte zur alten Bekanntschaft. Erst jedoch als der Hinweggehende einen trotzig drohenden Blick gegen das Fenster zu werfen schien, erkannte Wirri den Mann und prallte einen Schritt zurück. Es war kein Anderer als der Feldhauptmann der luzernischen Aufrührer, Christen Schybi von Eschlismatt, den er in Wollhausen gesehen hatte.

„Nun weiß ich also, was die Glocke geschlagen hat!“ brummte der erschrockene Spielmann: „Daß sich Gott erbarme, wohin der kömmt, gibt's Unglück! Wenn Junker Mey zu Rued es wüßte! Hier wär' ein Fang im Nest zu machen, woran sich die ganze Eidsgenossenschaft erlaben könnte. Mir an, ich will keinen Spieß in den Krieg kaufen, und gern nichts gesehen haben, wenn sie mich nur lebendig aus ihren Teufelsklauen lassen.“

Nach einer guten Viertelstunde klapperte das Schloß, pfiff der Riegel, ging die Thür auf und Addrich trat herein. Hinter demselben standen zwei Bauern, eisenbeschlagene Dornstecken in den Fäusten.

„Hast du wohl geschlafen, Meister?“ sagte Addrich, und ein zweideutiges, schadenfrohes Lächeln zuckte durch die harten Gesichtszüge hin, wie ein Abendstrahl der unsichtbaren Sonne durch den schwarzen Gewitterhimmel.

— Ich möcht' es nicht rühmen, Addrich, — antwortete Wirri, — denn nun kenn' ich dich wohl. Was hab' ich dir aber je Leides gethan, daß du mich gestern getäuscht und die Nacht gefangen gehalten hast?

„Närrlein,“ erwiederte der Alte, „es ist dir nicht übel ergangen. Trag' künftig keine Uriasbriefe, und stecke die Nase nicht in fremden

Handel. Ich würde dich laufen lassen, wenn dein Maul hier im Moos bleiben wollte.«

— Laß mich in Frieden ziehen, Addrich. Mein eigenes Hemd muß es nicht inne werden, daß ich bei dir gewesen bin. Aus Schaden wird man klug. Ich habe Merk's gegessen und schweige.

»Wenn du drei Tage geschwiegen hast, Meister, will ich dir am vierten glauben und den Weih über die Eier setzen. Mach' dich jetzt auf, du hast soweit nicht zur Morgensuppe; meine Leute hier begleiten dich.«

— Wohin?

»Ueber die Bampf hinab längs den Seen gen Hochdorf!« antwortete Addrich, indem er den Spielmann aus dem Gemach und durch mehrere Zimmer wieder zur Hausthür führte: »Denn im Aargau bist du keine Stunde sicher. Wer dich findet und kennt, schlägt dich wie einen Kain todt. Alles Volk ist wider Bern im Aufstand, fährt umher, wie Waldfeuer, und bricht wie ein geschwellter Strom über die alten Ufer.«

— Feuer und Wasser sind gute Diener, aber böse Herren und Meister! — versetzte Wirri, und leise fügte er hinzu: gleichwie Bauern auch!

»Fort!« rief Addrich trocken: »Behüt' dich Gott. Ueber bereiften Boden ist frisch wandern. Denk' nicht ans Entweichen, oder Schreien; du ruffst dir auf der Stelle zwei Messer zwischen die Rippen. Fort, ihr Mannen!«

Mit diesen Worten schob der Alte den Spielmann aus dem Hause; die Bauern nahmen denselben rechts und links in ihre Mitte, und nöthigten ihn, das kleine Wiesenthal aufwärts gegen den Bergrücken zu steigen. Addrich sah ihnen nach, bis die Wanderer auf der Höhe aus seinem Blick verschwanden. Dann kehrte er ins Haus zurück, blieb eine Zeit lang unschlüssig an der hölzernen Treppe, stieg sie hinauf, und öffnete droben leise die Thür eines Zimmers.

10.

Die Gäste.

Unhörbar flog ihm auf den Zehen Aenneli entgegen, den Zeigefinger der Linken auf den Mund, die rechte Hand warnend hochgehoben.

„Leise, linde, deine Tochter schlummert!“ flüsterte sie ihm gegen das Ohr, und schwebte dabei auf den Fußspitzen: „Auch Fania, welche die ganze Nacht an Loreli's Bette gewacht, ruht seit zwei Stunden erst.“ Sie deutete bei den letzten Worten mit den Fingern auf eine Nebenthür des Zimmers.

Addrich aber gab dem Mädchen einen flüchtigen Wink. Es verstand ihn wohl und entfernte sich. Dann trat er langsam vor das Bett seines kranken Kindes. Kein Sandkorn knisterte dabei unter seinen Sohlen. Schweigend betrachtete er die Jungfrau. Sie lag mit dem verblaßten Antlitz, in dessen Marmorzügen noch Spur ehemaliger Holdseligkeit war, und mit den über das Betttuch lang ausgestreckten Armen, wie zum Einsargen bereit. Ein paar flachgedrückte, unter der Haube hervortretende Haarlocken, schwarzglänzend wie Ebenholz, einst kein geringer Schmuck dieses jugendlichen Hauptes, vermehrten nur den traurigen Eindruck des Ganzen. Sie ringelten sich an der wachsbleichen Stirn und Wange, um gleichsam das erloschene Leben des Leichnams stärker anzudeuten. Die Brust stand ohne Bewegung; über die entfärbten Lippen ging kein spürbarer Odem; die tief eingesunkenen Augen schienen dem Licht der Welt auf ewig verschlossen.

Addrich, mit gefalteten Händen uud gebeugtem Haupt, starrte lange die holde Leiche an. Dann erhob er leise seufzend die Augen, senkte sie wieder auf die gefühllose Schläferin und sagte kaum hörbar: „O mein Kind, mein armes Kind! O mein einziges Leben! Warum kann dich Niemand aus der unbarmherzigen Gewalt des Schicksals retten?“

Es durchdrang unendlich tiefer Schmerz sein Innerstes, daß ihm Brust und Odem zitterten. Er richtete das Antlitz himmelwärts, mit jammervoller, stummflehender Geberde, und die krampfhaft zusammengeschlossenen Hände inbrünstiglich an sein Herz drückend. Thränen an Thränen fuhren aus seinen Augen. Ein leises, schnelles Schluchzen blieb einzige Sprache seiner Seele. Als sich die Heftigkeit des Schmerzes gelöset oder erschöpft zu haben schien, bebten noch seine Lippen im Gespräch mit dem unerforschlichen Lenker der Verhängnisse. Die kräftige, hohe Greisengestalt Addrichs, in dieser Gebeugtheit, glich einer weiland stolzen und unempfindlichen Eiche, die, vom Donner gebrochen, ihr welkes Laub nun bei jedem Lüftchen zittern läßt. Und die Röthe seiner entzündeten Augen schien eine finstere Gluth,

in welcher der Brand hervorbrechen wollte, der das Innere verzehrte.

Von Zeit zu Zeit stieß er kurze, unzusammenhängende Reden aus, die den Selbstgesprächen des Wahnsinns ähnlich klangen, im Grunde aber nur vortretende Punkte waren, an welchem man die Verkettung seiner Gedanken und Schmerzen erkannte, wie man den Zug weit entfernter Gebirge an einzelnen Gipfeln ersieht.

„O du süßer Raub des Todes!“ sagte er: „Mußtest du dazu von deiner Mutter geboren werden? — Ich erkenne dich wohl, mit Entsetzen dich, herzloses Ungeheuer, das seine eigenen Eingeweide verschlingt und wieder erzeugt, um neuen Fraß zu haben. — Es kann aber nicht sein. Ist das ein todtes Uhrwerk, das von sich nichts begreift und weiß: so ist die wildeste Bestie mehr werth, als die Welt, und der Mensch ist der Gott. — Ach, du arme, schöne Alpenrose, die ungekannt und ungeliebt in der großen Einöde vergeht, warum mußtest du blühen? — Gütig, sagt man, gerecht auch! Ich möcht' es ja gern glauben. Aber diese blasse Leiche sagt: Nein! — Es ist nichts Entsetzlicheres vorhanden, als das Gefühl neben einem bewußtlosen Fels, als das Leben bei der stummen Vernichtung. Die Liebe ist das, was im Reich der Dinge einzig ohne Zusammenhang mit der Welt steht. Sonst paßt Alles zusammen. — O du frommes, heiliges Kind, warum ward dir das süße Dasein zu kosten gegeben, wenn es mit Schmerzen wieder entrissen sein muß? Was hast du verbrochen, daß sich die Natur das Verbrechen erlauben darf, dich zu zerstören? — Frevel, Frevel! Weiche von mir Satan! — Es kann nicht aufhören. Es kann nicht! Die Welt hat das Bewußtsein ihrer Ewigkeit in sich. — Scheidest du von mir, eil' ich dir nach, Engel. Wir trennen uns nicht.“

Hier verstummte er im abermaligen Schluchzen, kniete mit leisem Wimmern lange, bis die Thränen ihm versiegten. Dann stand er auf, warf noch einen kläglichen Blick gen Himmel und sagte: „Dein Wille geschehe!“ Er trocknete seine Augen, legte eine Flaumfeder auf die Oberlippe der Schlummernden, sah mit schmerzlichem Vergnügen noch die Spuren des Lebens im Wehen des Flaumes, beugte sich über das Bett, küßte sanft das Gewand der Tochter, und ging mit leisem Schritt aus dem Gemach hinweg. „Bis Fania erwacht, verlaß Leonoren nicht!“ sagte er zum Aennell, welches ihm auf der Treppe entgegenflatterte: „Ich begebe mich zu den Gästen, und

werde meine Tochter heut' wenig sehen. Bring' ihr meinen Morgengruß!"

Nach diesem eilte er hinab, am Herd mit großen Schritten vorüber, durch zwei aneinander hängende Stuben, in ein letztes inneres Zimmer. Hier saßen die Leute, welche Meister Wirri vorher gesehen. Gideon und Schybi von Eschlismatt neben einem alten, doch rüstigen Manne, dem das silberweiße Haar des Bartes und Hauptes recht ehrwürdiges Ansehen verlieh. Sie waren im lebhaften Gespräch.

"Auf Ehre!" rief Gideon: "Nicht zwanzig Dublonen wären mir zuviel, wenn ich erfahren könnte, was sein Intent gewesen. Er führte die Klinge meisterlich, und obligirte mich gleich beim ersten Angriff zur Defension, indem er doch dabei langsam hinter sich zurückschritt, um seine wohlkalkulirte Retirade ins Gebüsch zu nehmen.

Christen Schybi schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: "Ich sag' es noch einmal, wie abgelegen Addrichs Haus und wie geheim unsere Zusammenkunft gehalten ist, eure Herren von Bern spüren Unrath. Es ist einer ihrer Lauerer gewesen. Hättest du ihm den Schädel gespalten! Du warst ihm zu spät auf den Fersen nach."

"Es währte kein Vaterunser lang," antwortete Gideon, "sobald Addrichs Hund anschlug, war ich aus dem Bett, auf den Beinen, in den Kleidern und zum Zimmer mit blankem Degen hinaus. Die arme Bestie thut mir leid; sie ward sakrifizirt im Augenblick, als ich sie anhetzte, und der suspekte Bursch im Wald und Nebel entsprang."

"Und setztest ihm nicht nach, Gideon Renold?" fragte der Alte im weißen Haar.

"Es herrschte dermaßen Dunkelheit," antwortete Gideon, "daß ich die Figura des Menschen nur gleichsam wie Schatten im Nebel ersah. Ich verfolgte allerdings lange Zeit das Geräusch, welches die Zweige machten, die sich dem Flüchtling opponirten. Doch mocht' ich ohne des erstochenen Hundes Assistenz durchaus beim Nachtsetzen nichts effektuiren."

"Lasset es dabei bewenden, liebe Nachbarn und Freunde," fiel Addrich den Redenden ins Wort: "Wir haben heut' größere Sache zu überlegen, als umher zu rathen, wer die tapfere Faust des Gideon gezeichnet und meinen alten Packan getödtet habe? Heute oder morgen rücken die Städte mit ihrer Macht in den Aargau ein. Nun gilt's Entschlossenheit, wenn ihr nicht übermorgen gefangen und gehangen

sein wollt. Ulli Schad, du hast den Aufbruch der Mannschaft von Basel selber mit Augen gesehen?«

Der Alte im weißen Haar antwortete: »Würd' ich's sagen, wenn es anders wäre? Ich machte mich auf den Weg von Waldenburg nach Basel. Vorgestern sind vierhundert Mann in der Stadt geworbenes Volk und Ausschüsse von der Landschaft mit klingendem Spiel aus den Thoren gezogen. Hauptmann Ludwig Krug und Hauptmann Paul Bekel ritten gar stolz vor dem Zuge her, mit Federsträußen ellenhoch auf ihren Schelmendeckeln, daß sie sich wahrhaftig unter der St. Albanpforte ducken mußten. Voran marschirten hundert Mann von Mühlhausen, die mir auch nicht aussehen, als wollten sie euch die Krautstöcke zerhacken. Man erzählte, daß von Zürich fünfzehnhundert Mann zugleich ins Berngebiet einrücken würden.«

»Mich dünkt, Gideon, der Leuenberg läßt uns im Stich,« sagte Addrich darauf zu dem schwedischen Hauptmann, »oder es hat ihn unterwegs ein Unfall getroffen. Nach deiner Angabe wollt' er schon gestern Nachts bei uns sein.«

Gideon Renold erwiederte: »Leuenberg hält Parole, obwohl er durch wichtige Okkupationen retardirt worden sein kann. Allstündlich langen bei ihm Deputationen aus den Gemeinden und Aemtern des gesammten Kantons an; links und rechts muß er Resolutionen ertheilen. Es ist bei ihm wie im Hauptquartier des Generalissimus vor der Bataille, wenn derselbe Ordres nach allen Punkten verschickt. Lasset uns mittlerweile unsere Consilia eröffnen; er wird sich euern Dissegnien keineswegs opponiren.«

»Hol' ihn der Henker!« rief Schybi: »Ich hatte daheim mit meinen Leuten alle Hände voll zu schaffen, und rannte dennoch hierher. Nun läßt er uns stecken. Wir Entlibucher und übrigen Luzernerbieter mögen den Ausgang eures Lärmens gemächlich erwarten. Wir haben unser Schäflein vor der Hand ins Trockne gebracht, wenn ihm das Fell auch noch tropfet; haben den Vergleich und Schieds- oder Schandspruch angenommen; entrichten durchs ganze Land vom Saum nur zehn Luzerschilling Ohmgeld, und freuen uns noch viel anderer Vortheile. Keinen Kreuzer zollen wir an den gehabten Unkosten der Stadt. Im Nothfall können wir uns zufrieden stellen. Wollet ihr andern aber zum Teufel fahren, meinethalben; wir Luzerner sind dabei für euch nicht zum Fuhrlohn verpflichtet.«

»Ich will hoffen, du sprichst nicht im Ernst!« fiel ihm Renold in

die Rede: „Schybi, magst du wissen, daß Niklaus Leuenberg ein Eidsgenoß ist, so respektabel, denn irgend einer. Er leuchtet in allen Aktionen mit Wahrheit, Treue und Glauben, und ist von gar mannhaften Gesinnungen und standhafter Manier. Würd' er nicht das weite Oberland bis an die Walliser Schneeberge zu eurer Favor in Harnisch gebracht haben, wäre zweifelsohne euer Ruin schon längst vollendet gewesen; und statt des Schiedspruches der katholischen Orte, der euch Pardon gewährt, hätte der Scharfrichter von Luzern eurer und andrer Patrioten Köpfe vom Rumpf geschieden...“

„Ueberhebe dich nicht, Hauptmann Renold, du wirst davon kreuzlahm!“ antwortete der Entlibucher: „Unsere zehn Aemter hatten die Fahnen gelüpft und den Bund zu Wollhausen geschworen, ohne vom Leuenberg und den Bernbietern zu wissen, und ohne sie haben wir auch Frieden geschlossen mit der Regierung. Der Leuenberg ist mir übrigens gar recht, wenn er nicht links sein will, und er wird Gelegenheit vollauf haben, zu zeigen, ob er mehr versteht, als den Karren bergab zu schieben.“

Hier fiel Addrich ein, denn er sah, daß Gideon die Stirn rieb und heftig werden wollte: „Ihr Mannen,“ sagte er, wenn ich nicht irre, seid ihr Alle in dies sonst unbesuchte Thal gekommen, nicht um euch zu entzweien, sondern euch für gemeine Wohlfahrt des unterdrückten Landes zu vereinigen. Ihr aber fanget, meines Erachtens, mit dem Wörteln und Zänkeln am falschen Ort an, und zäumet das Roß beim Schwanz auf. Seid ihr aber nicht Sinnes, einträchtig Alles mit einander zu heben und zu legen: so stehet von euerm Vorhaben in guter Zeit ab. Denn es soll nicht um taube Nüsse, sondern um Köpfe gespielt werden, unter denen auch die eurigen sind. Steht nicht das Landvolk aus gesammten Kantonen Mann für Mann zusammen wider die Gewalt der Städte: so geht Alles verloren. Das zu verrichten seid ihr gekommen, damit es nicht wie vor zehn, zwölf Jahren geschehe. Damals fingen auch Oberländer und Aargauer an, mit den Bernern zu rechnen, machten in Langnau große Worte, und wurden wieder kleinlaut, weil Luzerner und Solothurner daheim blieben, und die Gesandten von Bern und von der Tagleistung ihnen im Städtchen Thun Honig ums Maul strichen. Dann hoben nachher im Zürichgebiet die Wädenschwyler und Knonauer ihre Köpfe auf; aber weil ihnen Niemand zustand, mußten auch sie bald zu Kreuz kriechen, sieben Ehrenmänner enthaupten sehen und den Herren von

Zürich vier Tonnen Goldes Trinkgeld für den Spaß zahlen. Das war das Ende. Daran sollet ihr euch spiegeln."

"Wohlgesprochen, Addrich!" sagte Gideon: "Ein Schlag, aller Orten zugleich, das bricht das Joch und desarmirt die Städte! Wir müssen uns präcaviren, daß es rauhe Stöße absetze. Denn eher wird der Bär gutwillig sein Fell, als das Patriziat seine Ambition und Herrschaft fahren lassen. Aber ecce, lupus in fabula! Da sehe ich den Leuenberg kommen, in Begleit eines Andern."

Addrich ging den Neu-Ankommenden vor das Haus entgegen und führte sie hinein. Alle standen grüßend von ihren Sitzen auf, boten den Fremden Handschlag, und betrachteten besonders den Leuenberg, der schon damals ein vielbesprochener Mann war und sich sogleich mit Gideon ins Gespräch ließ. Es lag in seiner kräftigen Gestalt und Haltung etwas Gebieterisches, wozu der Ausdruck von Ernst, Festigkeit und Klugheit in einem Gesicht nicht wenig beitrug, das sich durch ein Paar große, helle Augen unter schöngewölbten Augenbraunen, und eine starke, römisch-gebogene Nase auszeichnete. Er schien ein Mann in den Fünfzigern zu sein, und einigen Werth auf sein Aeußeres zu legen. Das schwarze Haupthaar und den Knebelbart trug er kurz geschoren; am Kinn nur ein Zwicklein. Ein schmaler, schneeweißer Halskragen lag über das feintuchene, schwarze Oberwamms, dessen Oeffnungen an den Achseln, wo die Aermel des Leibröckleins hervorgingen, mit Sammtstreifen und Fransen besetzt waren. Eine dichte Reihe gesponnener Knöpfe verzierte den Vordertheil des Wamses.

"Liebwerthe Herren und Freunde," sagte Leuenberg, "erlaubet, daß ich euch meinen Reisegefährten vorstelle. Es ist Herr Adam Zeltner, Untervogt von Buchsiten, ein treuer und eifriger Bundesgenoß, der uns das ganze Solothurnergebiet zuführt. Ich hoffe, ihr werdet ihm euer Vertrauen nicht versagen."

Die Anwesenden boten dem Untervogt, der vielen Anstand in seinem Wesen bezeigte, noch einmal und freundlicher die Hand zum Willkommen.

"Nun aber," fuhr Leuenberg fort, "haltet Gegenrecht. Zwar den tapfern Schybi von Eschlismatt und meinen Landsmann Gideon Renold kenn' ich gar wohl; aber nennt mir diesen wackern Schweizermann, den sein weißes Haar zum Oberältesten unter uns macht."

"Das ist Ulli Schad von Waldenburg im Baselgebiet," sagte

Gideon, „ein wegen seiner Prudenz und Erfahrung wohlrenommirter Mann dortiger Gegend.“

„Ei denn,“ rief Leuenberg und schüttelte dabei des Greises Hand, „Vater Ulli, so lasset uns hören, wie die Dinge bei Euch stehen? Ich vernehme mit Leidwesen, daß Oberst Zörnli von Basel im Anzuge gegen Aarau sei und viel von Euerm Landvolk mit sich führe.“

„Das mag sein!“ antwortete Ulli: „Aber verlass' dich darauf, Herr Leuenberg, unsere Leute schießen im Berngebiet keinen Spatz todt. Keiner will bei uns gegen Mitlandleute fechten, welche die gleiche Noth von der Härte ihrer Obrigkeit leiden, wie wir. Einzig Bratteln, Muttenz und andere Ortschaften der Vogtei Münchenstein, ganz in der Nähe der Stadt, halten mit ihr. Die übrigen Aemter aber sind darauf und daran, das Rauhe auswärts zu kehren und den Stadtbürgern den Meister zu zeigen. Zwar Bürgermeister Rudolf Wettstein und Zunftmeister Jakob Hummel kamen, den Tag vor meiner Abreise, nach Liestal, um die Sache auszugleichen, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen.“

„Das heiß' ich güldene Botschaft!“ rief Leuenberg: „Ich wollte, Addrich, du könntest mir vom Aargau nichts Geringeres melden; denn der Feind ist auf allen Seiten im Anzug.“

„Sorge nicht, Klaus!“ entgegnete ihm Addrich: „Der Landsturm wird in der ganzen Grafschaft gerüstet, eben so jenseits der Aare in den Aemtern Biberstein und Schenkenberg. Noch ist zwar Alles still in den Dörfern, wie unter der Predigt. Aber die Waffen sind geschliffen. Die erste Trommel, die im Lande gerührt wird, bringt die Sturmglocke vom gesammten Aargau, wie ein übeltönendes Horn die Hunde, zum Heulen.“

„Wohlan, liebwerthe Bundesgenossen,“ sagte Leuenberg, „so lasset uns ungesäumt zur Abrede schreiten, darum wir hier zusammengetroffen sind, und das mit Hand und Mund betheuern zu halten, wessen wir einig werden. Denn nicht umsonst wird die Zeit vorgestellt mit geschwungenen Fittigen, und schwerlich sehen wir uns so bald wieder, wenn wir einmal nach allen Weltgegenden von einander geschieden sind. Du, Addrich, hast für unsere Sicherheit bei dir Sorgfalt getragen?“

„Leuenberg,“ rief Gideon, „solche Frage geziemt dir nicht, wo du weißt, daß ein Soldat wohnt. Ich selber habe ringsum treue Wachen postirt, die alles Suspekte genau observiren. Denn der Land-

vogt von Lenzburg würde nicht faul sein, wenn er wüßte, welches Nest hier auszunehmen wäre.“

„Traget keinen Kummer!“ sagte Addrich: „Sogar Junker Mey von Rued besorget von hier aus nichts Arges. Er schickte wohl gestern einen Boten, aber nicht um zu horchen, sondern meine Nichte wegzulocken.“

Gideon konnte bei diesen Worten eine große Bestürzung nicht verbergen. Er sah mit fragendem Flammenblick auf Addrich. Dieser aber fuhr gelassen fort: „Also nur Weibergeschichte! Es war eine gute Haut, ein Aarauer Spielmann, der mir Beichte saß, weil er mich nicht kannte. Wir haben ihn aus Vorsicht ins Luzernergebiet geschickt; da mag er von uns zeugen.“

Schybi lachte und sagte: „Auch glaube ich, alle Weibel und Knechte des Landvogts wagten sich nicht in dies Thal herauf, denn sie fürchten in der Nachbarschaft den Addrich, wie des Satans Zwillingsbruder.“

„Das ist wahr,“ rief der Untervogt von Buchsiten: „hätte mir Leuenberg nicht berichtet, welch ein Biedermann du wärst, Addrich, ich hätte mich nicht zu dir getraut, so Arges reden die Leute. Woher das Geschwätz? Vielleicht weil du ihnen furchtbar drein schauest?“

Addrich erwiederte etwas verdrossen: „Hast du bei dir zu Land keine Esel? Als ich noch mein mäßiges Vermögen äuffnete, hieß ich Strolch und Straßenräuber. Als ich einige Thaler erhauset hatte, hieß ich Schatzgräber. Weil ich meinem Verstande folge und nicht mit Narren in gleiches Horn stoße, bin ich im Bunde mit der Hölle. Weil ich des Pfarrers Deutschlatein auf der Kanzel nicht anhören will, macht er mich zum Atheisten, alle Sonntag zu etwas Anderm. Wen Neid und Bosheit einmal mit Ruß geschwärzt haben, den waschen alle Tugenden nicht wieder weiß. Vieltausendmal habe ich den Tag verwünscht, an dem ich das Simmenthal verließ, und mich hier ansetzte bei dem dummen und dummtückischen Geschmeiß.“

„Bei dem Allen, Addrich, gehorchen sie dir, als wärst du ihr Vogt!“ sagte Schybi.

„Weil sie keinen Gott, sondern nur den Teufel fürchten!“ versetzte Addrich: „Die Heiden sind nicht heidnischer gewesen als dies menschliche Vieh. Da ist schon mehr denn Einer in großer Heimlichkeit zu mir geschlichen, und hat mich um Gotteswillen gebeten, ihn in Bund mit dem Teufel zu bringen. Sie wollen ihm Leib und

Leben eigenhändig mit Blut verschreiben, wenn er ihnen Wohlleben genug, oder auch nur einen Heckethaler in den Sack schafft. Wenn sie schon während der Sonntagspredigt schlafen, weil sie sich an den Psalmen müde geschrien, preiset der Pfarrer doch ihr Christenthum. Denn so oft sie ihre Säue metzgen, füllen sie ihm die Rauchkammer mit Würsten und Schinken. — Aber, ihr Herren, euch erwartet im Zimmer hier zunächst die Morgensuppe. Noch seid ihr nüchtern. Erweiset mir die Ehre und sitzet hinzu. Nachher schreiten wir frischer zu Rath und That.«

Damit unterbrach er das Gespräch. Nach einigen höflichen Weigerungen und Entschuldigungen folgten ihm die Gäste und nahmen ihre Plätze um die dampfende Schüssel ein.

11.

Die Brautwerbung.

Das ländliche Frühmahl, bei welchem, nebst geräucherten Rinderzungen und Wildpretschnitten, die begeisternde Flüssigkeit nicht fehlte, die der Schweizerbauer schon damals den schwarzen Bergkirschen zu entziehen wußte, verbreitete gute Laune über die Gäste. Ihre Scherze und Blicke verfolgten dabei Aenneli's flüchtige Gestalt, die zur Bedienung erschien. Nur Gideon Renold, wider seine Gewohnheit, blieb einsilbig und ohne Eßlust; und ehe noch das Mahl zur Hälfte beendet war, zog er den düstern Addrich auf die Seite und verließ darauf mit ihm die Stube.

Als beide vor das Haus und in den Wald getreten waren, fragte Addrich: »Warum führst du mich hieher? Was hast du Geheimes?«

»Geheimes? Nichts. Du weißt Alles, was an und in mir ist, sonst könntest du mich nicht, wie den Tanzbären, an der Kette schleppen!« antwortete Gideon und heftete die schwarzen, flammenden Augen auf das Gesicht des Alten: »Du aber Addrich, behältst kontinuirlich deine Maske, und handelst ohne Sincerität. Warum verschwiegst du mir die wahre Intention des Junkers Mey auf deine Nichte? Zu sich locken wollt' er sie also? Und das sagst du erst, nun du seinen Kundschafter absentirt hast? Addrich, ohne Arglist und Betrug, rede! Wie stehen wir mit einander? Unter gegenwärtigen Circumstanzien verlange ich klaren Wein von dir. Sagst du mir nicht die Hand der unvergleichlichen Epiphanie zu, so ....

„Fahre fort!“ rief Addrich.

„So .... Ich habe andere Majestäten gesehen!“

„Deine Zunge schlägt falsche Münze. Rein heraus mit der Sprache!“

— So fahre Alles in den höllischen Abgrund!

„Das also war's, Gideon? Schäme dich. Du bist und bleibst doch ein gemeiner Lohnsoldat, der nur um blanken Sold dient; aber Vaterland, Ehre und alles Bessere nebenbei mit in den Kauf nimmt, um daraus eine Schabracke für das schmutzige Roß seiner Selbstsucht zu machen. Also für des Mädchens Hand nur willst du der guten Sache deinen Arm vermiethen?“

— Der guten Sache! Distinguire, Addrich, daß deine Ambition und die deiner Consorten nicht meine gute Sache sein kann. Epiphanie ist für mich Leben, Welt, Himmel, Alles; und einzig für Alles setz' ich Alles ins Spiel. Ich erachte auch, ein Motiv, wie das meinige, sei in den Augen raisonabler Personen mehr werth, als deine und deiner Kumpanen Sucht, euch bäuerische Gnaden, Rathsherren und Schultheißen tituliren zu lassen.

„O du elender Jungfernknecht, meinst du, mich steche der Haber des ehrgeizigen Uebermuths? Meinst du, Leuenberg oder Schybi, oder ich, oder ein Anderer habe eine ganze Nation aus den hundertjährigen Wurzeln der Gewohnheit reißen können, um sie zum Schemel unsers eigenen Hochmuthes zu machen? Ja, der Aufstand ist da, weißt du, wer ihn gestiftet hat? Die Urheber und ersten Rädelsführer desselben sitzen in den Rathsstuben der Städte. Ihre blinde und hartherzige Ungerechtigkeit hat die Trommel des Aufruhrs gerührt und das zahme Roß scheu und wild gemacht. Der Wilhelm Tell ist erst durch Landvogt Geßler zum Tellen geworden. Weißt du das nicht? Der faulende Mist treibt die schönsten Blumen und süßesten Früchte aus der Erde, und nur die stolze Tyrannei treibt die edle Freiheit aus ihrem Grabe heraus ins Leben.“

— Verbalia! Verbalia! Die kenne ich und weiß sie gehörigen Orts zu appliciren. Du und Consorten haben das Roß scheu gemacht, nun aber wollet ihr es auffangen und euch, statt der alten Herren, in den Sattel schwingen. Ganz recht, Addrich. Ich will dir in den Steigbügel helfen, wenn du meine Conditiones annimmst.

„Geh, Lohnknecht, ich begehre nichts von dir und von der ganzen Welt nichts. Ich wollte lieber, die Welt wäre noch nie gewesen,

so ständen wir nicht da und du quältest mich nicht mit deiner Narrheit."

— Addrich, Du, ein Mann von Experienz und Einsicht, der in Ost- und West-India umhergefahren ist, solltest nicht so verkehrte Dinge reden. Ich will deine Fortun machen, und fordere mir dagegen Epiphanien. Was liegt darin Thörichtes und Malhonnettes? Gib mir das Schönste auf Erden, und ich kehre dafür Bern um, daß es die Thürme seines Großmünsters in die Aare und dessen Fundament gen Himmel strecken muß.

"O du Auerhahn, den die Balzzeit blind macht! Hier zu Lande wagt der schlechteste Tölpel Ehre, Leben und Gut für etwas Besseres, als du."

— Miraculos genug wäre das! Aber wenn ich dir glauben soll, so nenne mir, was schöner, besser, köstlicher sein könnte, als der Besitz der englischen Epiphanie?

"Es ist das, was der Mensch wie seinen Erbfeind verfolgt, und was ein Gott im Himmel nicht reif werden läßt. Es ist die Tugend, die mit Spott und Schanden betteln muß; die Freiheit, welcher man Kerker baut; die Wahrheit, der man Scheiterhaufen anzündet, und das wehrlose Recht, das man mit Tortur und Rad und Galgen stumm macht. Gideon, ich weiß wahrhaftig nicht, wozu die Welt da ist, wenn in ihr nichts Besseres vorhanden ist, als sie selbst ist; oder wenn mein Wille das Heiligste darin wäre. Aber möge jenseits des Lebens etwas Anderes zu erwarten, oder mit dem letzten Pulsschlag Alles aus sein: ich will hoch stehen und höher als Schöpfung und blindes Schicksal. So bin ich, wo nichts Höheres ist, der Gott, und heiliger, als alles Dasein."

— Mit Gunst, rief Renold, und starrte dem Alten erschrocken und forschend ins finstere Gesicht: Ich verstehe dein Kauderwelsch nicht. Spricht der Kirschgeist, oder noch ein böserer, aus dir? Das klang mir halb wie Tollheit, halb wie Blasphemie. Bist du verdrießlich, Vater Addrich, so fluche lieber ein paar Millionen Teufel zusammen. Das ist dir an der Seele gesünder, als solche Lästerung. Zwo Kannen Branntwein lassen sich unschädlicher nehmen, als ein einziges Tröpflein Gift. Dir macht freilich die Krankheit deiner Tochter schweres Herzeleid, aber desperire nicht.

"O nein, was sagst du? Das alte Herz ist bald verblutet. Ich habe die Welt aufgegeben, darum will ich frei handeln. Ich bin nur

noch ein Gespenst, Gespenster freuen sich nicht mehr an vergüldeten Nußschalen und fürchten nicht mehr die Weibel, Henker, Scharfrichter und übrigen Vogelscheuchen der Obrigkeit.«

— Mit Gunst, Addrich, du hast eine böse Stunde. Ich insistire länger nicht, mit dir allein zu reden. Laß uns ins Haus zurückgehen. Befiehl Epiphanien, die Laute zu schlagen, damit sie den bösen Geist Sauls bannisire, wie weiland David mit der Harfe.

»Wie du es verstehst, armer Tropf! — Nie war der Geist heiliger in mir, als diesen Augenblick. Aber genug davon. Ich irrte mich. Keine Perlen vor die Säue! Was wolltest du von mir?«

— Hast du es vergessen? Die Hand deiner schönen Nichte. Sie ist die Kondition, daß ich dir das Hazardspiel ausspielen helfe. Du wirst mich in diesen Troublen gebrauchen können. Es sind unter den revoltirten Landleuten wenig gediente Militärs und Männer von Metier. Die Herren Berner hatten jederzeit die Präcaution, bei den Milizen ihre Offizierstellen nur Söhnen der Stadtpatrizier zu konferiren, damit die Mannschaft ohne Chefs niemals für sich selbst etwas prästiren könne. Also, Addrich, laß mich deine Resolution vernehmen. Jetzt ist der Moment, in welchem du über mich decidirst. Contravenirst du meiner Passion, so fahre wohl. Wenn es Schlappen setzt, bin ich nicht obligirt, die Scharten auszuwetzen.

»Gideon, thue was du willst. Es ist dir bekannt, daß ich nicht wider dich bin. Nimm meinethalben Epiphanien zum Weibe, wenn sie dir nicht der Korb gibt. Sie ist Meisterin über ihren Leib. Du wirst nicht begehren, daß ich sie dir bei den Haaren zuschleppe.«

— Die Hand darauf, Vater Addrich. Ich verlange in diesem Geschäft nichts als deine Neutralität; nicht einmal deine Intervention ist zum Negoeiren nöthig. Ich halte die schöne Festung schon lange eng blokirt, und sie ist zur Kapitulation nicht ungeneigt. Doch appellirte sie bisher immer an dein Assentimento, als zur Ratifikation unserer Artikulen unentbehrlich.

»Bist du des Mädchenherzens schon so sicher, Gideon? Wahre dich! Du solltest die Weiber kennen!«

— Nun ich im Posseß deines Wortes bin, guter Addrich, nun du mein Oheim sein willst, soll deine Nichte mein Gespons werden. Sie leistet keine Resistenz. Ich weiß es, Epiphanie liebt mich. Ich hab' ihr das Geständniß schon victorios von den erröthenden Wangen geküßt.

„Bist du wirklich so weit mit ihr? Sie schien dich immer zu meiden, und flieht, wo sie dich erblickt.“

— Ein retirirender Feind ist nicht gefährlich, Addrich. Ich kenne die Dames.

„Jetzt aber ist's für dich nicht an der Zeit zu Liebeshändeln. Du scheinst zu vergessen, daß vielleicht noch heut' der Landsturm ergeht. Alles Getändel auf die Seite! Schwert und Speer her! Epiphaniens Brautgemach wird dir nicht eher die Thür öffnen, bis unsere Fahnen siegreich den Stalden von Bern hinabziehen und durchs gesprengte Thor daselbst flattern.“

— Vater Addrich, das ist des Soldaten Gaudium und lustiges Vorspiel zur Hochzeit. Ich gedenke, Bern soll uns in die Rappuse gegeben werden, und ich will mir so viel Lägel mit köstlichem Rheinfall und Malvasier aus der Campagne heimschleppen, daß ich noch zur silbernen und goldenen Hochzeit meine Gäste damit regaliren kann.

„Ich wollte, du brächest dort einen Keller auf, der viel edlern Schatz verwahrt, als Rheinfall und Malvasier. Wenn schon der brave Fabian ab der Almen dein Nebenbuhler war, verdient er doch Mitleiden. Den ganzen Winter durch im Kerker, und warum? weil er einem stolzen Grobian von Landvogt nicht zum Schand- und Sündendeckel dienen wollte, und ihm ein paar Maulschellen versetzte.“

— Du hältst den Fabian noch immer für einen heiligen Engel, wiewohl er ein loser Gesell ist, der allen Schürzen nachlief. Ich rede nicht gegen ihn, weil er seine Netze nach meiner schönen Braut ausgeworfen hatte. Solch einen Stocknarren von Rival fürchtet unsereiner nicht. Ich habe andere Majestäten gesehen. Sein Schicksal hat dieser Prahlhans wohlmeritirt. Es hieß, man werde ihn auf die Galeeren schicken. Das Weibsbild hatte den Genißtmännern in den Wehen ausgesagt, er sei der Patron, der ihr den Jungfernkranz vor der Zeit abgenommen; vergiß das nicht, Addrich! vergiß das nicht! Und der unverschämte Bursch wollte darauf das Hurkind dem Landvogt auffalzen.

„Sprich, wie du willst, Gideon; ich verbürge mit meinem grauen Kopf, Fabian ab der Almen ist unschuldig. Allezeit war er ein gutes, ehrliches Kind, aufrichtig, wahrheitliebend, mäßig und züchtig, aber freilich auffahrend, wie Schießpulver, wenn ihm ein Naseweis mit der Lunte nahe kam. — Hast du mir nichts weiter zu sagen, Gideon?“

— Unser Paktum ist abgeschlossen; ich bin sattsam kontentirt, und weigere mich nicht, nun allen deinen Entreprisen Hand zu bieten.

„So laß uns zu den Gästen zurückkehren. Wir müssen mit den heutigen Minuten haushalten!“ sagte Addrich, wandte sich rasch und ging mit großen Schritten wieder aus dem Wald zum Haus, während Renold langsamer zu folgen schien.

12.

Das Angebinde.

„Addrich, sieh! sieh, Addrich!“ rief dem Alten ein junges Mädchen zu, welches ihm, wie die Göttin der Freude, über die Schwelle der Hüttenthür entgegenflog, die edeln Mienen im Licht des Entzückens verklärt, die Arme halb erhoben und ausgebreitet, in der Rechten ein kristallhelles Trinkglas blitzend, in der linken einen Blumenstrauß.

„Guten Morgen, Faneli!“ erwiederte der Alte freundlich.

„O dein Wunsch kommt zu spät, Addrich!“ rief die Vergnügte: „Der Morgen ist schon gut und schön, mehr denn einer, und der allerschönste, seit ich athme. Hab' ich's nicht vorgesagt? Es ist der achtzehnte März, eine wunderheilige Zahl; denke, in der 18 liegen sechs Mal 3! Und heute ist mein Geburtstag, Addrich. Ich trete in mein Achtzehntes, und drei Mal drei ist doppelt in diese 18 gelegt, ja doppelt! Ach, für ihn auch eine heilige Neun! Siehst du, was ich trage?“

„Ein Angebinde,“ sagte Addrich lächelnd: „Aber jauchze nicht zu laut! Er ist in der Nähe; die Jungfrau soll nicht verrathen ....“

„In der Nähe!“ rief Epiphanie, sprang zum Brunnen, legte Glas und Blumen daneben, kehrte eben so schnell zum Alten zurück, und sagte mit zitternder, leiser Stimme: „Wo denn, Addrich, wo ist er? Warum darf er sich nicht zeigen? Ist er dem ungerechten Gefängniß entronnen, ein Flüchtling? Rede doch!“

„Ich meine den Hauptmann Renold. Er ist unweit im Walde!“ erwiederte Addrich.

„Nein, nein, nein!“ sagte Epiphanie mit heftiger Zuversichtlichkeit, doch leise, indem sie beide Hände auf Addrichs Arm drückte: „Mein armer Bruder lebt in der Nähe. Er ist frei! Er hat diese Blumen des Nachts, kein Anderer, vor mein Fenster gestellt. Kein

Anderer kannte diesen Tag, als er. Weißt du, Addrich? er schickte mir einst sogar von der Wittenberger Hochschule aus Deutschland schön gedörrte Blüthen und Blätter auf Papier gezogen.«

»Glaubst du im Ernst, Fania, Fabian sei es gewesen, der diese Nacht ....« Addrich unterbrach sich bei diesen Worten selbst, sichtbar betroffen. Er dachte an Gideons Abenteuer und Verwundung durch den Unbekannten und an den Tod des wachsamen Hundes.

»Warum zweifelst du? Der gute Faby war es. Hier sagen es dir all' seine treuen, unschuldigen Zeugen, die mich beim Erwachen am Fenster grüßten.« Sie sprang wieder zum Brunnen, nahm die Blumen und hielt sie dem Alten dar, der wenig auf ihr begeistertes Plaudern zu achten schien: »Sieh', die zitternden kleinen Wonne-Boten all', meine Lieblinge, die unter dem Schlage der Frühlingslerche zuerst erwachen, und wenn die warme Hand ihrer Mutter das weiße Bett zurückstreift, dann ihre Köpfchen immer zuerst hervorstrecken! Das zarte Schneeglöckchen, dem mich Faby verglich, weil es träumerisch das Köpfchen hängt, und dessen Schwester, die blasse Levkoie, neben dem goldenen Fluebllümchen, das der Fön auf den Wässermatten wachgeküßt hat. Zähle, zähle sie nur genau, vom kleinen Maaslieb der Wiese bis zur milchweißen Narzisse, in deren Brust das erste Morgenroth liebend zurückblieb. Zähle, und sie geben dir treulich die geheimnißvolle Zahl des Tages. Fabian ist gewiß frei!«

»Und wo ist er?« fragte der Alte: »Er käm' mir heut' eben sehr gelegen. Aber dich haben wahrscheinlich starke Träume wieder geneckt, und den Verstand für einen Tag aus den Fugen gestoßen. Der Bursch würde nicht scheu mein Haus umgehen, wenn er dem Gefängniß entsprungen wäre. Denn hier, weiß er, hört Bern auf. Hier weiß er Zuflucht, und mich und dich. Und hätten ihn seine Richter, der Unschuld wegen, auf freien Fuß gestellt, warum würd' er Nachts mit den Wölfen und Dieben wandern und den Blick des Tages scheuen? Oder hast du seine Gestalt gesehen, seine Stimme gehört?«

Sie schüttelte den Kopf und hielt die Blumen empor, indem sie sagte: »Er ist dennoch frei! die kleinen Wonne-Boten hier betheuern es mir!«

»Kind,« sprach der Alte mit einer gewissen Dringlichkeit, »wär' er's, mich würd' es mehr freuen, denn dich selbst. Wenn du seinen Aufenthalt weißt, wenn du ihn je heut' oder morgen erblickst, sag' ihm, er solle zu mir eilen. Ich trage für ihn das Schwert der Rache.

Sag' ihm, hörst du, er solle nicht säumen. Es gehen wichtige Dinge vor.«

»Oheim!« seufzte Epiphanie leise, und die Heiterkeit ihres Antlitzes wich einem plötzlichen Ernst: »Oheim, laß dich warnen, du gehst auf bösen Wegen. Lenore sang, als sie in der Nacht erwachte.«

»Was sang sie?«

»Wunderbares und Schauderhaftes, ich kann's nicht wieder sagen, Addrich; von Blut und Thränen viel, von Angstschweiß und von Flammen. Addrich, ich sah im Vorbeigehen drunten die fremden Gesichter. Du bist in übler Gesellschaft. Es sind Gesichter, in denen jeder Zug einen Mord oder Betrug droht. Sie machten mir Furcht, als ich sie sah, und sie vor mir jählings stumm wurden und sich unter einander verlegen anschauten. Auf ihren Lippen schien noch das Ueberbleibsel eines Todesurtheiles zu liegen, das sie nicht vollendet hatten.«

Addrich verzog das Gesicht zu einem widerlichen, finstern Lächeln und sagte: »Weiberpossen! Ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören. Wenn die Gäste fort sind, werd' ich mit dir reden. Vermuthlich entfern' ich mich auf einige Tage mit Renold. Es könnte sich im Lande allerlei ereignen. In dem Fall sollst du noch Aufträge erhalten für Leonoren und das Haus. Ihr habt hier nichts zu besorgen.«

»O ich weiß!« sagte Epiphanie: »Man spricht vom Krieg; man spricht vom Landsturm gegen Bern. Addrich, siehe wohl vor, was du thust! Als im letzten Christmonat der Komet seine blasse Zornruthe durch den Himmel streckte, warnte er die Welt. Späte Strahlwetter gingen voran und ein Erdbeben! Glaub' es doch, Addrich, die Natur ist Gotteswerk, und ein heiliges Wesen in ihr lebendig. Die Erde schaudert und der Himmel entsetzt sich, wenn das Maß menschlicher Bosheit voll wird, und die ewige Gerechtigkeit herausfordert.«

»Geh', Kind, geh' zu Leonoren!« erwiederte Addrich freundlich: »Geh'. Laß dir vor der Kranken kein Wort von jenen Dingen entschlüpfen, die du nicht begreifst und kennst. Vertraue mir. Es steht mit uns nicht übel. Du nährst eitle Besorgnisse. Fürchte nichts. Vertraue mir, ich sah die Welt länger, als du, und habe große Erfahrungen.«

»Nein, Addrich, deiner Erfahrung vertrau' ich nicht. Vertraue du selbst der Stärke solches Schilfrohres nicht, wenn du über den Sumpf böser Anschläge schleichst. Du sinkst unter, Addrich! Es wohnt

im Menschen ein Sinn verborgen, der sieht mehr, als die einäugige Erfahrung, und steht höher, denn die Klugheit aller Greisen.«

»Geh' zu Leonoren!« antwortete Addrich mit Sanftmuth, und verließ sie, ins Haus zurückeilend.

Epiphanie seufzte, aber mit diesem Seufzer schien sie auch allen Kummer um Gegenwart und Zukunft weggehaucht zu haben. Ihre Augen wandten sich wieder zu den Blumen in ihrer Hand, und schienen denselben zärtliche Dinge zu sagen. Sie trat abermals zum Brunnen, schwenkte hier in der herabsprudelnden Fluth das Glas, bis kein Tropfen mehr daran behangen blieb, füllte es dann mit hellem Wasser, und setzte eine der Blumen um die andere sinnig ordnend in den flüssigen Kristall.

In dieser Beschäftigung erblickte sie Renold, als er aus dem Gebüsch hervorschritt, und blieb stehen, um seinen Augen den Genuß zu gewähren, sich an der Schönheit dieser Gestalt zu weiden. Wiewohl die weibliche Tracht damaliger Zeit durch ihre Steifheit nichts weniger als geeignet war, die Formen eines herrlichen Wuchses ins Licht zu setzen, wollten und konnten sie doch nicht das reizende Ebenmaß aller Theile und die stille Anmuth ihrer Bewegungen ganz verheimlichen. Das üppige Goldhaar vorn gescheitelt, hinten in dicken Flechten um eine löffelförmige Silbernadel über einander geschlungen, lösete sich freiwillig um Stirn, Ohren und Nacken in ein zartes Gekräusel auf. Zwar die Bauschärmel des perlfarbenen Wämmschens erhöhten die Achseln unförmlich und eckig, und schienen sich mit einer steifgefältelten, weißen Halskrause verschworen zu haben, die milde Rundung und den Alabaster des Halses zu vergraben. Dennoch glänzte dieser stellenweis hervor, und schlanker bewegten sich daneben die feingerundeten Arme. Das kurze, himmelblaue Leibchen, vorn über den sammetschwarzen Latz nur zum Schein mit Silberketten an silbernen Haften zusammengeschnürt, ließ einen Wuchs zum Umspannen erkennen, dem der lange, schwarze Rock, unten blaßblau besäumt, hinwieder eine gewisse Majestät verlieh.

Ein sanftes Roth der Bestürzung überfloß Ephaniens Gesicht, als sie den Hauptmann erblickte. Sie schlug die Augen nieder und wandte den Kopf zur andern Seite. Er aber näherte sich mit zierlichen Worten und Grüßen, denen sie kaum hörbaren Dank erwiederte.

»Fania,« sagte er, ich habe mit Addrich gesprochen. Gönne mir ein Augenblickchen Gehörs in deinem Zimmer. Ich habe dir viel zu

sagen. Wisse, du holdselige Madonna, meine Seligkeit liegt von nun an in deiner schönen Hand allein; alle andere Obstacula sind überwältigt.«

»Ich verstehe dich nicht, Renold,« antwortete sie halblaut: »auch hab' ich nicht Zeit, deine Erklärungen zu vernehmen.«

»Erlaube, daß ich dir in dein Gemach folge. Mein Anliegen ist urgirender, als du glauben magst. Du spröde, dornenreiche Rose, lächle mich an. Höre mich.«

»Ich will, ich soll nicht hören! Geh' zu den Fremden!«

»Deine Hand zittert, Fania. Laß mich das Blumenglas tragen.« Mit diesen Worten nahm er ihr keck das Glas und wanderte dem Hause zu, am Herd vorüber, die Stiege hinauf. Bebend, zur Erde gesenktes Blicks und schweigend, folgte ihm Addrichs Nichte, als würde sie unwillkürlich durch den Zauber des Kleinods nachgerissen, das er hoch vor ihr her in seiner Rechten trug. Ohne links oder rechts zu blicken, leises Trittes, mit ängstlichem Ernst in den Geberden, wie wenn sie fürchtete, von fremden Augen auf den Gang zur Sünde gesehen zu sein, folgte sie ihm.

13.

Der Zauber.

»Nun leihe mir deine Attention nur auf wenige Minuten, göttliche Epiphanie!« sagte er, sobald er in das heitere und einfache Gemach der Jungfrau getreten war und das Glas auf ein Tischchen gestellt hatte, das ein aufgeschlagenes großes Buch, eine Hauspostille, fast ganz bedeckte.

»Mäßige deine Stimme, und störe den Schlummer der Kranken im Nebenzimmer nicht!« sagte sie. Dann trat sie ihm einen Schritt näher mit zürnendem, stolzem Blick und sprach: »Gideon, was gibt dir Befugniß, eine freundschaftliche Nachsicht in solchem Grade zu mißbrauchen? Wer hat dir Recht und Gewalt über mich verliehen?«

— Beging ich ein Verbrechen, holdselige Epiphanie, daß ich dich zwang, mich wider deinen Willen anzuhören, so klage dich selber und die Allmacht deiner Schönheit an. Was ich bin und sein werde, bin ich durch dich allein; der größten Tugenden und der größten Verbrechen fähig, durch dich. Wozu mich kaum die Göttin Suadela selbst bereden könnte, dazu verführt mich der leichteste Wink deiner Augen.

„Wenn du Wahrheit redetest, Gideon, würdest du meinen Unwillen verstehen und dies Zimmer und mich verlassen.“

— Ich werde dir Obedienz leisten; aber wisse, Epiphanie, du sendest deinen getreuesten Freund in den Tod. Solche Grausamkeit hab' ich keineswegs meritirt. Der Ausbruch des Kriegs ist vor der Thür. Ich verlasse heut' schon wieder dies Haus, das durch dich mein Tempel, mein Sanktuarium geworden ist; morgen vielleicht steh' ich und fall' ich schon auf dem Schlachtfelde. Gib mir nur die Konsolation eines deiner holdseligen Blicke. Ehemals bist du gütiger verfahren. Du selber hast den Funken, der in mir brannte, zur Flamme der Hoffnung gemacht, daß ich dich als Gemahlin heimführen könne.

„Du sprichst Unwahrheit, Gideon!“ sagte Epiphanie, aber mit weicherm Tone und einem Blick, der ihm nicht mehr zürnte.

— Noch vor drei Wochen, Fania, beim Valet, kanntest du keine andere Diffikultät, als daß Addrich, dein Oheim, resistiren werde. Nun hat er mir vor wenigen Augenblicken solenniter seine Einwilligung deklarirt. Hast du mich nie lieb gehabt? Hast du mich nur anlocken wollen, um mich zu verstoßen? Hätt' ich mich so arg in dir betrogen? Was sagst du?

Er sprach die letzten Worte fast zitternd und mit einem Ton seiner schönen Stimme, der sich flehentlich in ihr Herz einschmeicheln zu wollen schien. Eine Thräne sogar funkelte ihm in den schwarzen Augen, deren Blick an ihren Mienen hing, als suche er darin Leben oder Tod. Epiphanie schwieg niederschauend, aber in einer innern Bewegung, die sie nicht verhehlen konnte. Sie suchte einen Seufzer zu verheimlichen.

— Was sagst du? wiederholte er seine Frage, ergriff ihre Hand und führte sie mit Ehrerbietung und Inbrunst zu seinen Lippen. Die Jungfrau erröthete tief, schlug furchtsam die Augen zu ihm auf, aber, als könne sie den durchdringenden, flammenden Blick der seinigen nicht ertragen, wandte sie plötzlich das Angesicht von ihm ab, und rief: „Gideon, laß mich fahren! Gideon, es kann nicht sein!“

Er hielt jedoch die genommene Hand fest in der seinigen gefangen und sagte: „Solch eines Repulses von dir war ich nicht gewärtig. Was denn, Fania, was denn hat diese Veränderung effektuirt? Genoß ich nicht immer deiner ganzen Zutraulichkeit? Warum entziehst du mir eine Favor, die mich zum glückseligsten aller Sterblichen machte? — Fania!“ rief er flehend und zog sie mit sanfter Macht an

sich. Sie widerstrebte und betrachtete ihn eine Weile seitwärts mit einer wunderbaren Unruhe, in der sie noch unendlich liebenswürdiger ward. Die seltsamste Mischung einander widersprechender Gefühle drückte sich in ihrem Angesicht aus. Zärtlichkeit und mißtrauische Scheu, Glauben und Bangigkeit, Hingebung und Widerwillen waren zugleich in ihren blauen Augen redend. Ihre hochschlagende Brust, ihr fliegender Odem, ihre erglühenden Wangen offenbarten verrätherisch einen Kampf, den sie im Innersten kämpfte, und welchen er, wie vielleicht mancher Andere in seiner Stelle gethan haben würde, zu seinem Vortheil deutete.

„Willst du mich in den Tod jagen, Fania?“ sagte er: „Sieh, Fania, Himmel und Erde umfassen nichts, was ich mit solcher Liebe und Devotion, wie dich, adorire. Stoße mich nicht von dir, denn du stößest mich aus der Welt und aus dem Leben. Willst du meine Mörderin sein?“

— Gideon, könnt' ich das wollen? stammelte sie: Aber du wirst mein Mörder, wenn du mich nicht von dir lässest. Ich wollte, das weite Weltmeer läge zwischen dir und mir; ich wollte, du hättest mich nie gesehen, denn du willst mich in den höllischen Abgrund reißen.

„Fania!“ rief er, „womit habe ich diesen gräuelhaften Vorwurf verschuldet? Sieh mich an, Fania, ich bin Gideon, der jeden Augenblicks zehntausend Tode für dein Wohl sterben würde. Du sollst meine Gemahlin, Königin meines Lebens sein; ich will dein Leibeigener bleiben für und für. Sprich, Abgott meiner Gedanken, welcher Kalumniant hat mich verlästert? Meine Justifikation soll alsdann heller vor dir erscheinen, als das Licht des Himmels.“

— Es hat dich Niemand verleumdet! antwortete sie sanft, und ihr Blick überflog schüchtern die Gestalt des schönen Mannes, der trauervoll und demüthig vor ihr stand.

„Und was treibst du wider mich?“ fuhr er fort: „Fania, von dieser Stunde dependiren mein und dein Schicksal. Ich erwarte, auf Leben und Tod gefaßt, Resolvirung. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich dir nicht gleichgültig zu sein. Ich empfing von dir Augenblicke, Fania, ich hätte sie nicht gegen die Ewigkeit eines Seraphs vertauscht. Läugne nicht, du hast mich geliebt; läugne nicht, ich bin dir noch werth. Warum quälst du dich und mich?“ Indem er dies sagte, legte er seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie zitterte, sträubte sich und sagte: „Gideon, lässest du nicht ab von mir, so kann ich Selbst-

mörderin werden! Ich hasse dich, weil ich weiß, daß ich in deiner Macht bin. Dein Odem vergiftet und berauscht mich; dein Berühren betäubt meine Sinne und jagt alles Blut in den Adern stürmisch durch einander. O du Bösewicht, glaube nicht, daß diese Verwirrung meiner Sinne Liebe sei; mein Herz verabscheut dich, und meine Lippen würden dich verfluchen im Kuß, wenn du sie je zwängest, dich zu küssen. Du bist die Schlange des Paradieses, schön und verführerisch; selbst das Gebet kann dich nicht bannen. Ich weiß nicht mehr, was ich rede; aber, ich beschwöre dich, glaube meiner Zunge nicht, wenn sie zärtliche Worte spricht. Sie ist ein treuloses Werkzeug, das mir nicht gehorcht, sondern deiner Gewalt. Ich gebiete ihr, Schmähungen auszustoßen, und sie will dich mit süßen Namen schmeicheln.«

— Du liebst mich, Fania? rief der Hauptmann entzückt.

»Gideon, wie die Taube den Drachen liebt, dem sie mit ängstlichem Flügelschlag entgegenflattern muß, weil sein tödtlicher Blick sie bannt und zieht. Mit Schaudern bekenn' ich deinen Sieg. O Gideon, schöner, lieber Gideon, gib mich mir wieder. Flieh'! Meine Vernunft, meine Ruhe verlang' ich wieder. Darum geh', Lieber! nun geh', nur einen Augenblick geh' von mir, daß ich mich sammle.«

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und sprach, was sie sagte, leise, in gewaltsamer Anstrengung, mit weichem Schmeichelton. Gideon drückte seine Lippen auf ihr gescheiteltes Goldhaar und sagte: »Dich verlassen? Lieber möcht' ich von den himmlischen Pforten scheiden, und mir den Schwefelpfuhl der Verdammten suchen. Wie kannst du mich hassen und lieben zugleich, du überfrommer Engel? Sag' es mir noch einmal, du seiest in meiner Gewalt; ende alle Kontradiktionen; bekenne, was dein jungfräulicher Eigensinn negiren will: du wollest die Meine sein.«

— Ich sage nichts, nichts! O was würd' ich sagen müssen! seufzte sie: Ich bin wahnsinnig. Ich weiß nicht, wie mir ist! Ich verwünsche dich und deine Höllenmacht. Flieh'! — Sie that einen schwachen Versuch, sich von ihm loszuwinden, und lehnte sich doch wieder sanft und zitternd an ihn.

»Willst du dich ranzioniren, so gib zum Lösegeld Herz und Hand!« flüsterte er ihr zu: »Gib, gib!«

— Gideon, antwortete sie bebend, mißbrauche meine Verwirrung nicht, Unmensch, denn ich würde jeden Eid brechen, den ich dir schwöre, und darum doch nicht meineidig sein. Ich sterbe, ich vergehe

in einem bösen Feuer an deiner Brust. Ich verabscheue mich und kann mich nicht ermannen. Ich fühle die Hölle des Entzückens, und mag ihr doch nicht entkommen. O du bist nicht ehrlich an mir zu Werk gegangen. Du bist liebenswürdig genug, warum denn hast du mir's noch angethan durch verbotene Künste?

„Fania, du redest lästerlich und gottlos!“ sagte Gideon: „Ich bin ein ehrlicher Mann und von reinster Affektion dir zugethan. Ich rufe den Himmel zum Zeugen!“

— Ja, du hast mich mit einem Liebestrank vergiftet, Gideon; verzeih' dir's Gott! Und wenn dich meine Arme fester umschlängen, als Ketten, mein Herz stieße dich dennoch zurück. Du bist ein Anderer, als andere Menschen. Ich fühle mich an dich gebannt. Sobald ich in deine Nähe trete, wird mein Inneres dunkel, wie verschlungen von einem Nebel, wie verzehrt von einer Gluth, von einer .... o ich muß schweigen, ich vergesse Pflicht und Würde. Selbst das Gebet rettet mich nicht.

„Verkenne dein Herz nicht, holdselige Fania. Du liebst mich! Das ist die süße, die allgewaltige Macht einer Passion, und keine nekromantische Kunst!“

— Rede nicht, Gideon, o nichts mehr! Du könntest mich auch zum Altar schleppen; aber ich würde dich doppelt verabscheuen. Du würdest dein Opfer nur vollenden; ich würde nur zur Leiche. Meine Schmach ist dir kein Ruhm; nicht deine Tugend oder deine äußere Schöne, nein, dein Liebestrank hat mich bis zum Wahnsinn vergiftet.

„Nun, beim Himmel!“ rief Gideon: „Hier lischt das Licht meines eigenen Verstandes. Was redest du von einem Philtrum? Ich will eher glauben, ein neidischer Belialsbruder habe sympathetische Mittel an dir versucht, um mir einen schlechten Dienst zu erweisen und dein liebes Herz von mir abwendig zu machen. Denn so feindlich gesinnt bist du sonst nicht gewesen. Wenn du mich auch zuweilen mit deiner spröden Laune repoussirtest, dennoch kam es nie zur völligen Ruptur. Du liebst mich. Beruhige dich, mein einziges und schönstes Leben.“

— So entlaß mich aus deinem Arm; so fliehe dies Haus, dies Thal; so meide mein Angesicht ewig; so erscheine auch nicht mehr sündlicherweise in Träumen, die du durch gottlose Kunst hervor bringst. Du willst mich zum Kinde der Verdammniß machen, ich

weiß es wohl. Gott wird es verhüten. Mein guter Engel hat mich nur auf kleine Weile verlassen. Du bist mein böser!

Indem sie dies sagte, riß sie sich mit Aufwand aller ihrer Kraft los und trat von ihm zurück. Ihr Busen war in stürmischer Bewegung, ihre Wangen glühten hochroth; ihre Blicke aber hingen unverwandt an ihm mit dem Ausdruck der zärtlichsten Leidenschaft und zugleich des innigsten Mißtrauens.

„Ich dein böser Engel?“ sagte er lächelnd: „Ei, du superstitiöses, närrisches Kindlein, und wer ist denn dein guter, wenn ich's nicht bin?“

— O du nicht, Gideon, du nicht! Du bist der Versucher, und jeder Gedanke an dich wird eine Sünde. Verstelle dich ja nicht, du weißt es wohl; dein Blick, deine Stimme, dein Odem, dein Berühren verwandelt mich, macht mich zur Leibeigenen deiner Gedanken. Weiche von mir, dann gehöre ich mir und Gott wieder an.

„Fast möchtest du mich persuadiren, Fania, es sei Zauber unter uns aktiv. Du liebst und hassest im gleichen Moment. Wie ist dies möglich? Du liebst, und quälst dich vergebens mit leeren Imaginationen. Meine Absenz verändert nichts, denn deine Gedanken werden mich doch nicht verlassen.“

— Nein, Gideon, glaube mir, so oft du noch von mir geschieden bist, ist auch das Fieber gewichen. Du warst vergessen, als hätte dich Gott noch nicht erschaffen gehabt. Wenn ich deinen Namen dann hörte, war es nichts mehr, als ob man in fremder Sprache redete. Nur Scham oder Reue hätte mich noch martern können, wenn ich nicht gewußt, du habest mir's durch gottlose Kunst angethan.

„Ich betheure beim Himmel und bei Allem, was darin Heiliges ist, meine Innocenz!“ rief Gideon tiefgekränkt, und schloß Epiphanien wieder in seinen Arm: „Ich lasse aber mein Leben eher fahren, denn dich, o höchstes und köstlichstes Juweel! Wundersames Kind, warum erschrickst du vor Cupido's Pfeil und dem Erwachen deines eigenen Herzchens? Ich präsumire, du erschrickst jeden Morgen auch bescheiden vor dem Spiegel, wenn du dich darin allezeit reizender und admirabler erblickst. Fürchte dich doch nicht vor dir selber! Du gestehst nur auf gar charmirende Manier, daß dir noch kein Mann theuer gewesen.“

— O du Bösewicht, freilich! seufzte sie, verbarg ihr Gesicht an

seiner Brust und legte ihren Arm um seinen Nacken: Mein Bruder Fabian nur ist meine Seligkeit, du bist meine Hölle!

„Fabian!“ rief er und drängte Epiphanien von sich: „Nenne den Namen des Berner Delinquenten nicht wieder. Er muß dich ja blutroth machen. Dir ist sein wüstes Leben nicht unbekannt, das ihn auf die Galeere schleppt. Wie mag eine honette Demoiselle den Vagabunden noch Bruder heißen, der keinen Haus-, Zucht-, Ehe- und Ehrenstand respektirt! Nenne den Namen nicht, ich könnte dich seinetwillen hassen.“

— Hasse mich! hasse mich! rief sie hastig: Wie? wäre das endlich der Name, das heiligste Wort, wodurch ich deine Zauberwerke und meine Schande lösen könnte? Nun, so will ich dir nichts mehr als diesen Namen ins Ohr schreien. Fabian ist frei! hör' es, er ist unschuldig; Fabian blieb der frömmste Jüngling. Wenn Fabian vor mir steht, lächelt ein Engel des Lichts da, und mein Gemüth lebt in unaussprechlicher Himmelsruhe. Nur wenn Fabian fehlt, leid' ich Pein und Sehnsucht.

„So muß ich Compassion mit dir tragen; du wirst an solcher Sehnsucht sterben, dieweil er dir sobald nicht wieder erscheint. Man sagt, er sei aus Gnade zu den Galeeren kondemnirt. Er hatte den Strick verdient.“

— Fabian ist frei, Gideon. Fabian ist nicht fern von uns, glaub' es! Siehe diese Blumen! Fabian brachte sie in vergangener Nacht!

Gideon erschrack und starrte Epiphanien schweigend an. Dann strich er mit der einen Hand langsam die schwarzen Locken von seiner Stirn, während sich die andere Hand krampfig ballte. Seine Stirn zog in dicken, finstern Falten über die Augen nieder, aus denen Blitze schossen. Unnatürliche Röthe brannte auf seinen Wangen. Mit Wohlgefallen und Schaudern betrachtete Epiphanie die vom Zorn verwandelte schöne Gestalt des jungen Mannes.

„Wenn du nicht lügst, Epiphanie,“ sagte er mit gedämpfter Stimme: „so retten alle Heerschaaren und Mächte der Erde und des Himmels den Infernalen nicht aus dem Rachen des Verderbens. Tod der Hölle! Bei dir gewesen diese Nacht? Bei dir? Du rühmst dich dessen?“

— Sieh, Gideon, sieh Fabians Wahrzeichen, wie schön sie noch im Glase blühen, rein und anmuthsvoll, wie seine lautere Seele! So brachte er sie mir immer, schon da wir noch als Kinder im Thal

an der Lenk spielten. Er nahm nicht die Blume, die zunächst blühte; immer stahl er sie unter Lebensgefahr für mich irgend einem unzugänglichen Orte ab, wo die Natur sie nur für sich und die Geister des Gebirgs gepflanzt hatte. Wann wir hoch bis zum Himmel in die Alpen des Rawyl hinauf waren, kletterte er noch zu den blaugrünen Schrüuden des Rätzligletschers. Am Oswaldstage, wenn sich das Volk auf den Berghöhen freute, stieg er, gewandter als das Gemsthier, an schwindlicht hohen Felswänden zu den grünen Vorsprüngen der Grindeln, um mir Alpennelken, braune Mutteren, süße Reifern, Grasengel, Goldkraut, oder auch nur die kleinen Enzianen mit dem brennenden Blau zu holen, die doch weit näher und gefahrloser zu finden waren.

„Höre auf!“ sagte Gideon mit verbissenem Grimm: „Vermuthlich brachte er dir auch diese Nacht den Strauß nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr. Also dem malrennomirten Gesellen sacrifieirst du Gideons Liebe und Fidelität? Nun denn, willkommen Rebellion und Bürgerkrieg! lasset alle Furien los und machet die Mannskraft frei, daß Jeder im rechten Valor gelte. Ich habe andere Majestäten gesehen! Er ist verloren! Du bleibst die Meine. Dich hat mir Addrich gegeben. Du bist der Preis, um den ich ins Feld ziehe. Ich mache dich allen Teufeln streitig.“

— Sage: allen Engeln des Himmels! lispelte halblaut Epiphanie, die aber doch in einer Anwandlung von Furcht gegen die Thür zurückwich.

Er ging ihr nach und sprach mit bitterstolzem Lächeln: „Engeln? O ja, gefallenen! Du bist die mir verfallene ewige Proprietät. Wehe dem, der dich anrührt! Er wahre sich! Ich habe mich selber durch dein thörichtes Geschwätz wiedergefunden, und der Fund ist etwas werth. Ade, mein Schatz. Rüste deinen Brautschmuck. Lacht mir Fortuna hold, erbeut' ich dir ein Bernerschloß. Ade!“ Er schlug seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre Wangen, indem sie erschrocken das Antlitz abwandte.

„Weiche von mir!“ rief sie, „oder mein Geschrei ruft Addrich und das Haus zum Schutz gegen deine Frechheit.“

„Närrin, meinst du, dein Schrei und Lamento schrecke mich? Ich glaube, du zitterst? Pfui, das ziemt dem Soldatenweibe schlecht. Fania, du mußt mit mir im Pulverdampf Karthaunen und Hagelstücken gegenüber stehen und dabei Spaß treiben.“

Sie riß sich mit Unwillen von ihm und sagte: „Frecher Gesell, wie darfst du mich mit That und Wort mißhandeln?“

Gideon erwiederte lachend: „Schönstes Kind, ein Kuß ist für Jungfrauen kein schlechtes Traktement. Aber anbeten kann ich dich nicht mehr, und galante Caracoll vor dir machen, wie du dessen von mir gewohnt warst; denn jener Galeeren-Candidatus hat deine Gloria verwischt. Du bist von der Höhe zu mir niedergestiegen, jedoch noch ein schönes Mädchen geblieben; wohl remarquirt! — nichts mehr, denn ein Mädchen, wie alle. Indessen verhoff' ich, daß, wenn du mein Weib geworden, ich nicht dein Kukuk, Bockshut oder Hans mit dem spitzigen Hut sein und heißen solle.“

Epiphanie wendete sich schaudernd von ihm ab und sagte: „Nun sehe ich deutlich, wie der böse Geist die Krallen aus dir vorstreckt und hinter deiner Larve grinset. Das Blendwerk ist zerflossen. Schmähe nur den frommen Jüngling Fabian; du kannst ihn so wenig als die Hölle den Himmel rühmen. Ich bin nicht seine Braut, noch minder die deine. Eher werd' ich die des Todes!“

„Hm!“ versetzte er hämisch: „Alle Bräute sprechen diese Sprache. Man tadelt die Waare, die man desiderirt. Du wirst ein anderes Liedchen leiern, wenn du Madam Hauptmännin heißest und mit mir in eine Residenz von Deutschland oder in ein Schloß ziehst. Da wird gespielt, galanisirt, getanzt, banquetirt; da gibt es lustige Treib- und Hetzjagen für uns Cavaliere; Prachtzimmer mit Uhren, Contrefaits, Perspektiven und gestickten Polstern; Lustgärten, Feuerwerke, allerlei Kurzweil, Saus und Braus alle Tage vollauf.“

— O! rief Epiphanie: Welcher höllische Dunst konnte mir so grausam Vernunft und Auge trüben! Du bist nicht nur ein ganz gemeiner, roher Lohnsoldat, übermüthig, wild, verschwenderisch, unbarmherzig, gottlos, — du bist höchst ekelhaft dazu.

„Mit Gunst, Fania!“ entgegnete Gideon: „Keife mit mir, wie's gefällt; aber sprich mit Reverenz vom Soldatenstand. Wer für Vaterland, Kirche, Haus und Hof Anderer sein Blut hinzustürzen allezeit parat ist, steht so hoch über dem Schellenwerker *), als der Adler über dem stinkenden Mistkäfer, und ist vor Welt und Nachwelt respektabel, wenn er gleich nicht des Herrgotts Gaukelsack sein mag. Im Uebrigen, Kind, unsere Sache ist abgethan, ein- für allemal.

*) In der Schweiz die Bezeichnung eines Ketten-Sträflings.

Basta! Ich werde mein Recht an dir manuteniren. Ade, mein Schatz, auf Wiedersehen!«

— Nimm meinen Abscheu mit dir! rief sie ihm nach, als er die Thür öffnete. Er wandte sich zurück und versetzte: »Komplimente schneid' ich dir nicht mehr, du hast dich derselben unwerth bezeigt; hast mit meiner Abgötterei Hohn und Verrath getrieben und sie einem entsprungenen Schellenwerker zum Spott aufgetischt. Er soll aber gewiß warm zur Hölle fahren; dafür laß mich sorgen. Kann ich ihn lebendig fangen, so will ich ihm mit allerlei Tormentis auf gut Schwedisch zusprechen; er soll braunschweigische Stiefel anlegen, dänische Kappe, spanischen Mantel tragen, bis er Kyrie eleison anstimmt. Ade, Schatz, gedenke mein. Auf Wiedersehen!«

Damit schloß er die Thür und ging hinab in wilder Bewegung, die er kaum zähmen mochte, als er in das innere Gemach trat, wo Addrich und seine Gäste saßen. Er stellte sich zum wärmenden Ofen, und hörte das Gespräch der Redenden anfangs mit geringer Aufmerksamkeit.

14.

Der Rath der Verschwornen.

»Keineswegs, ihr Herren!« fuhr der Untervogt von Buchsiten fort, der eben das Wort führte und sich durch die Ankunft des Hauptmannes nicht unterbrechen ließ: »Kapitulationen und Verträge mit den Städten sind eitel Tinte auf Papier. Wir auf dem Lande bleiben nur so lange furchtbar, als wir einträchtig in Waffen stehen. Sie werden freilich im ersten Schrecken Alles bewilligen, hier Ohmgeld und Zölle herabsetzen, dort das Land dem freien Kauf offen lassen, anderswo den Lohn der Schuldenboten, oder die Hoffahrt der Landvögte beschränken, anderswo die abgeschafften Rechtsame des Volks und der Thalschaften herstellen. Aber auf wie lange? Ist die Gefahr vorbei, ist der Respekt für uns dahin. Dann hat ihre Arglist leichtes Spiel, unter uns Trennung zu bringen, dort mit Verheißungen, hier mit Drohworten. Sie geben dem Einen ein Geldstück, dem Andern ein Aemtlein, stellen diesen in Schatten, streicheln den Andern mit dem Fuchsschwanz. Wir haben leider der Leute genug, die den Mantel nach dem Wind hängen. Und binnen wenigen Jahren wird Alles wieder auf dem vorigen Fuße stehen; Niemand mehr von

Kapitulation und Vertrag wissen wollen. Wer dann noch rechtschaffen denken und daran erinnern will, wird Rebell heißen, und man legt ihm, zur Belehrung der Uebrigen, den Kopf vor die Füße. Vater Ulli Schad von Waldenburg hätte wohl recht, wenn alle ehrlich dächten, wie er. Aber die Städter führen ein weites Gewissen mit sich und halten treulich Wort, so lange man sie am Seil hält. Bei ihnen ist Ehebruch nur ein Kniebruch. Wir haben das Wort für uns da und Brief und Siegel, die Städte aber ihre Gewalt und die starken Festungsmauern. Ohne starke Gewährleistung ist eine Kapitulation mit den Städten nicht so viel werth.« Er blies über seine leere Handfläche hin.

Alle nickten und murmelten einander beifallgebend zu.

»Beim Sanniklaus!« rief Schybi: »Was hab' ich denn vorhin anders begehrt? Warum widersprach mir Ulli Schad? Die beste Garantie, wenn der Hund nicht beißen soll, bleibt: daß man ihm die Zähne ausbricht. Schleift Wälle und Ringmauern, stürzt die Basteien in die Gräben, daß der Bauer bei Tag und Nacht frei, wie die Luft, durch die Straßen der Hauptstadt ziehe: so stirbt die Aristokratie darin von selbst. Wer Geßler sein will, gebraucht Zwing-Uri. Keine Burg, kein Tyrann; und wo kein Harnisch, da kein Ritter!«

»Nicht zu hitzig!« unterbrach ihn der Untervogt: »Vater Ulli vorhin hatte nicht ganz ohne gesprochen. Den Städtern die Festungswerke schleifen, heißt ihnen die Stadt nehmen. Sie würden hundertjährigen Krieg führen; es würde Seen Bluts kosten. Und woher beziehen wir Belagerungsgeschütz? Und wenn wir die Mauern der Städte gebrochen hätten, würd' es wohl von uns gethan sein? Schybi, deine Vergleichung ist richtiger, als du selber willst. Der Hund, dem die Zähne ausgebrochen sind, beißt zwar nicht; aber es scheuen ihn auch die Diebe dann nicht. Wir sollen Festungen behalten, daß ein auswärtiger Feind nicht beim ersten Stoß das ganze Land überschwemme.«

Schybi schielte ihn höhnisch von der Seite an und sagte: »Du willst die Pracht des Schweizerlandes mit geschornen Bäumen vergrößern, und unsere unüberwindlichen Engpässe, Gebirge und Seen mit Maulwurfshaufen befestigen.«

»Wir sollen uns,« fuhr Adam Zeltner fort, »unblutigere und stärkere Garantie suchen. Die finden wir nirgends zuversichtlicher, als in der Gewalt des großmächtigen Königs von Frankreich, unsers

Nachbarn. Nimmt er die Vermittlung an, so wird er Gewährleister unserer Rechte und Freiheiten gegen die Städte. Was schüttelt ihr die Köpfe? Ihr Herren, erlaubt mir hinzuzufügen, der Weg ist schon angebahnt, und zweifelt nicht, daß der König bereit sein werde. Was saget ihr dazu? So höret denn! Ich habe zum französischen Ambassador, Herrn Jean de la Barde, freien Zutritt. Der kann für den feinsten Politikus in der ganzen Christenheit passiren. Er ist nicht abgeneigt, sich bei seinem Herrn, dem Könige, für uns zu verwenden, sobald wir ihn ansuchen. Ein Wort, nur ein Wink von Paris, und unsere Patrizier bücken sich bis auf die Erde und lecken geschmeidig die Fußsohlen des Fremden, wie steif ihre Grandezza auch gegen uns Andere den Rücken trägt. Da hofft ein Jeder für sich güldene Ketten, Gnadengelder und Ordensbändlein zu ergattern. Das macht sie kirre!"

"Daß doch den Schluckern die Bänder und Ketten zu hänfenen Halsschlingen werden möchten!" unterbrach ihn Christen Schybi ärgerlich: "Wir Landleute sollen und wollen ehrlicher handeln, und nicht, wie du uns rathen willst, fremden Buhlen nachlaufen. Wenn Edelleute einer schönen Bauerntochter, und große Fürsten einer freien Republik den Hof machen, hegen sie beide gleich schnöde Absicht. Meinst du, man schicke Ketten und Bändlein umsonst? Sie wollen daran unsere Rathsherrn schleppen. Alle Gnadengelder, die sie ausgetheilt haben, sind eben so viele Gnadenstöße schweizerischer Unabhängigkeit gewesen. Beim Sanniklaus, Untervogt, wir Eidgenossen wären werth, Disteln zu fressen, wenn wir unser Lamm beim Wolf, und unsere Freiheit von ausländischen Potentaten verwahren ließen."

Ohne Ausnahme offenbarten alle ihre Zustimmung überlaut zu Schybi's Worten. "Mit Gunst, ihr Herren!" rief nun Gideon Renold: "Ich glaube wohl, Hans de la Barde, Marquis de Marolles, wäre gelustig, uns zu karessiren. Denn seines Königs Ambition ist, die Pässe über das Alpengebirg zu occupiren, festen Fuß über dem Rhein zu fassen, und also Deutschland und Wälschland im Zaum zu halten. Trauet nicht listigen Versprechen und Prätexten; Unsere Thäler würden alsobald von Franzosen wimmeln. Ihre angebore Leichtfertigkeit des Gemüths, würde uns statt Freiheit Dienstbarkeit geben, und uns mit Gebräuchen, Sitten und Lastern infiziren. Vielmehr sollten wir unsere Schanzen wahren und mit den tapfern

Deutschen zusammenhalten, auf daß uns durch französische Intervention kein Landschade erwachse."

Da fuhr der Untervogt heftig auf und rief: "Gelt, Hauptmann Renold, zuletzt riefest du die Schweden auch noch. Zitire Beelzebub sammt seinen Heerschaaren. Behüte Gott mit seinen Heiligen die Schweiz vor jenen Protektoren der Freiheit! Wie haben sie es in Deutschland getrieben? Gotteslästerer, Schnapphähne, Straßenräuber, Buschklepper, Strauchdiebe, welche, so zu sagen, im Mutterleib zu stehlen angefangen, — das waren sie, aber keine Soldaten! Gottlose Kirchenräuber hatten sich auch unter ihnen gefunden, welche die Monstranzen, Kelche und andere silberne und güldene Gefäße gestohlen, Saufgeschirr daraus zu schmieden. Chorröcke, Caselen, Meßgewänder, geweihte und Altartücher mußten ihnen zu Kleidern geben. Ja, die Heiligen sammt dem Wachs ließen sie in die Tiegel senken. Die Nonnen haben sie in den Klöstern geschändet, und hernach spöttisch vorgegeben, sie hätten sich nur mit unsers Herrgotts Schwestern befreundet. Viele haben die Todten ausgegraben, die Sterbekittel gestohlen und mit den Todtenköpfen auf Kirchhöfen um Geld gekugelt und Ballonen geschlagen."

Dem Hauptmann Renold fuhr bei dieser Rede das Zornfeuer in Wangen und Augen. "Untervogt," schrie er, "warum siehst du mich dazu an?"

Leuenberg, der bisher immer geschwiegen, unterbrach ihn rasch und rief mit starker Stimme: "Denket ans Sprüchwort: Eingenoß baut, Zweigenoß zerstört. Vergönnet, ihr Herren, daß ich meine unvorgreifliche Meinung mittheile, denn die Zeit fliegt mit Blitzesfittigen. Gleichwie vor Alters die Tellen in den Urländern mit ihrem Blut und mannhaften Sitten gehandelt, und sie keine andere Gewähr ihrer Sache begehen wollten, denn Gott, ihr Schwert und ihr Recht: also sollen wir mit Wahrheit, Treue und Glauben in unsern Aktionen sein, und Keinem vertrauen, denn uns selber, unserm Schwert, unserm Recht und dem Gott unserer Väter. Ein jeglicher Staat, welcher durch fremde Gewährleistung aufrecht steht, ist ein Sterbender, der noch von unsichern Arzneien lebt. Dieweil wir festes, gesundes Gebein haben, warum sollen wir an der Franzosen oder Deutschen hölzernen Krücken hinken? Was Fürsten geben, ist nur auf wucherisches Unterpfand dargeliehen. Wer das Kränzlein der edeln Freiheit nicht aus eigener Kraft ersiegen und aufsetzen kann, dem ist es vom Himmel

nicht bestimmt. Er küsse die Kette der Tyrannen, sobald ihn der Tod schmählicher dünkt.«

»Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann!« fiel ihm Addrich ins Wort.

»Verstehen wir uns jedoch recht!« fuhr Leuenberg fort: »Was begehren wir von den Städten? Neue Freiheiten? Nein, nur das Recht, was unsern Altvordern zugehörte, was ihnen besiegelt und verbrieft war, und ihnen im Lauf der Zeiten allmälig aus der Hand gespielt ist. Anerkennen wir unsere Obrigkeiten und Regierungen nicht mehr? Mit nichten? Wir ehren zur Stunde das hochobrigkeitliche Ansehen derselben mit aller Treue in allen ehrlichen Dingen. Warum nennen sie uns Rebellen? Wir sollen, sagen sie, unsere Beschwerden auf gesetzlichem Wege vorbringen. Haben wir denn nicht unterwürfig über die Schmälerung unserer Freiheiten, über die neuen Lasten und Abgaben, über die Hartherzigkeit und Hoffahrt der Landvögte geklagt? Warum traten sie unsere demuthsvollen Bittschriften mit Füßen und jagten unsere Boten mit Schimpf, Schanden und harten Drohungen fort? — Was also bleibt uns übrig? Das Recht des Landes ist so recht, wie das Recht der gebietenden Stadt; und der Bauer ist fürwahr in seiner Haut ein Mensch, so gut und gewiß, als der Patrizier in der seinigen. Sind wir Rebellen, treulose, meineidige, verdorbene Leute, wie uns das Manifest von Baden schilt, so sind es die alten Helden für ihr Recht in den drei Ländern auch gewesen.«

Der Untervogt von Buchsiten unterbrach ihn hier ungeduldig und sagte: »Wozu wiederholst du das Weltbekannte? Zur Sache, zur Sache geschritten!«

»Nun denn zur Sache!« versetzte gelassen Niklaus Leuenberg: »Der ungerechte Uebermuth der Städte und Lande in der Eidsgenossenschaft, welcher sich Alles zu wagen erlaubt, hat mit dem Stanzer Verkommniß Anno 1481 angehoben. Damals gaben sie sich Hand und Wort, einander wider das Volk Beistand zu leisten in allen Dingen. Von da an konnten die Stadtkälber jedes Recht wie Gras fressen, das ihrem Eigennutz beliebig war, und sie haben auch den Bund wider eigene Unterthanen allezeit treuer, als den Bund gegen auswärtige Feinde gehalten. Da sprang der Demokrat dem Aristokraten und der Protestant dem Katholischen bei, wenn es Niedertretung rechtsbegehrender Landleute galt. Gelt,

Schybi, das freie Unterwaldnervolk zeigt jetzt den Entlibuchern schön die Zähne über den Stadtmauern der Herren von Luzern?"

Schybi verzog das Gesicht verdrießlich und sagte: "Die von Ury, Schwyz und Unterwalden sind in ihren Ländern nicht demokratischer, als es Zürich, Bern und die andern Städte hinter ihren Ringmauern sind; aber gegen die Unterthanen sind alle Vettern und Gevattern unter einander."

"Wohlan denn!" rief Leuenberg: "die Herren schlossen ihren Bund. Wir haben dasselbe Recht zum Bunde für unsere Freiheiten. Lasset uns neben der Eidsgenossenschaft der Herren eine Eidsgenossenschaft des Volks gründen. Jede Landschaft der Schweiz soll eingeladen werden, unserm Bunde beizutreten; einer jeden soll dieser Bund Freiheiten und Gerechtsame gewährleisten, die sie erweiset und mitbringt; keine darf mehr fordern als von ihrer Herrschaft verbrieft gewesen und gebührlich ist. Keine Landschaft darf fernerhin eigenmächtig mit den Städten unterhandeln. Entlibuch und Emmenthal, Luzernervolk und Oberland nebst Aargau, Solothurner- und Baselgebiet treten zuerst in das Volksbündniß und beschwören es zusammen. Das muß in Manifesten ausgehen durch alle Kantone und Vogteien; den Regierungen in Städten und Ländern bleiben ihre Rechte unverletzt vorbehalten. Das ist mein Sinn. Was saget ihr? Addrich, du hast noch nie gesprochen."

"Was soll ich sprechen zu den Thorheiten?" erwiederte Addrich mit einem Lächeln, worin die Bitterkeit des Mißmuths über getäuschte Erwartungen spielte. "Ihr Leute taugt weder zum Krieg noch Frieden, weder zum Gehorchen noch Befehlen. Darum sehe ich den Ausgang der Dinge hell voraus und euch alle der Reihe nach in Armersündergestalt mit verbundenen Augen auf dem Sandhaufen, und eure Köpfe unter dem Schwert des Scharfrichters tanzen. Ihr habet den Stein aufgehoben und geschleudert. Nun er aus der Faust ist, berathet ihr, wohin er fahren, wie viel er treffen müsse? Geht, geht, ihr habt das Spiel bei der ersten Karte verloren und ich mit Euch. Ich vermuthete in euerm Verstande mehr Trumpf."

Hier brach der mürrische Alte barsch ab, stand vom Stuhl auf und warf diesen zur Seite. Die Uebrigen, in nicht geringer Bestürzung, sprangen zu ihm und beschworen ihn, zu reden.

"Eitle Mühe!" rief Addrich: "Wen die Noth nicht beten lehrt, der lernt's vom Pfarrer nicht. Es ist um die Hälse zu thun, um Er-

haltung des Leibes, Lebens und Gutes; ihr aber kannegießert, wie neue Rathsherren im Schöppli-Leist. Das Volk ist im Aufstand, der Felsen rollt bergunter, der Strom schwillt über die Ufer: nun fährt Alles aus, so weit es kann und muß. Denkt nicht, daß ihr wehren und leiten möget, ihr müsset vorwärts, so weit ihr könnet und müsset, nicht so weit euch's gefällt. Die erschrockenen und ergrimmten Städte machen keinen Frieden. Ihre Hoheit muß obsiegen oder verschwinden. Es gibt zwischen Tod und Leben keinen Weg. Ihr werdet als neue Tellen glänzen, oder als elende Rebellen bluten; das bezwungene Volk zahlt dann die Kriegskosten und bekömmt einen straffern Maulkorb.«

»Nun denn, Addrich,« riefen Alle, »dein Rath! dein Rath!«

»Mein Rath?« fragte der Alte entgegen: »Lasset die Trommeln rühren, die Fahnen lüpfen; gehet, schlaget, sieget oder fallet. Bietet die Angehörigen und Leibeigenen aller Kantone auf; es gilt die Freiheit oder Knechtschaft Aller. Stürzet Verwirrung aus von einem Ende des Landes zum andern. Je größer Schrecken und Lähmung der Städte, je leichter deren Niederlage. Nichts bleibe auf der alten Stelle. Pflüget den verraseten Acker tüchtig; aber erst wenn die Schollen umgekehrt liegen, egget frische Saat ein. Was dann werden kann, wird werden!«

»Teufel, der will unsere Eisberge in den Abgrund der Seen werfen, und die Alpen mit dem Nagel seines Daumens wie verschrumpftes Papier glätten!« rief Schybi lachend: »Das gibt, beim Sanniklaus! einen jüngsten Tag!«

»Schybi!« sagte Addrich mit düsterm Gesicht: »Du wirst dieser Stunde gedenken, wenn du das Armesünderglöcklein läuten hörst und sie dich zum Hochgericht hinaus psalmodiren.«

Der Leuenberg rieb sich die Stirn und sagte: »Addrich, bei meinem Leben, du hast nicht übel gesprochen. Wo aber soll es enden, wenn wir über alles Recht hinausgehen?«

»Das Recht geht mit dem Sieger, das Unrecht mit dem Besiegten!« antwortete der Alte: »Ihr Emmenthaler seid Berns erkaufte Leute und Leibeigene; freie Schweizer waret ihr nie; für euch schoß kein Wilhelm Tell den Pfeil. Wähnet ihr, ich trage meinen Kopf für eure Lumpereien von Ohmgeld und verrufenen Batzen zum Schaffot? Es gilt Freiheit des Volkes vom Lemanersee bis zum Rhein; frei von Leibeigenschaft, frei von Willkür des Stadtstolzes

soll der Landmann sein; von Geburt nicht geringer, als der Schultheiß, und nicht ärmer an Recht. Wir treten durch einerlei Thor in die Welt herein und hinaus. Mensch ist Mensch im Zwilch= oder Sammetkittel. Gott hat das Recht der Erstgeburt nicht erfunden, und Brüder können Brüder nicht leibeigen kaufen und haben. Unnatur und Unrecht vertilgen, das ist Natur und das ist Recht. Dafür geh' ich mit euch zum Sieg oder Schaffot, dafür ist beides ehrenreich vor Welt und Gott.«

Sie schwiegen bei diesen Worten Alle; nur Ulli Schad stammelte erschrocken: »Wie meinst du's? Alle Obrigkeit, sagt die heilige Schrift, ist von Gott. Es muß Obrigkeit sein, die Gewalt hat.«

»Obrigkeit und Unterthan muß sein; aber das Gesetz über beide und Gott über Alle!« antwortete Addrich.

Da ward außen ans Fenster gepocht, wo einer der Moosknechte, wie Addrichs Leute genannt wurden, Wache hielt. Der Alte begab sich hinaus. Seine Gäste standen im Nachdenken schweigend umher.

»Mit eurer Gunst,« sprach nun Gideon, »ihr gaffet verblüfft ins Blaue hinein, und es geht euch, wie dem Knecht Ruprecht. Da er wollt' ein Reiter werden, hatt' er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, hatt' er keinen Sattel; da er einen Sattel fand, mangelten ihm Stiefel und Sporn; und endlich, als er Alles hatte, fehlte ihm Courage und er saß da wie Matthes von Dresden. Mich dünkt, Addrich hat wahr gesprochen. Vor der Hand habt ihr nichts zu deliberiren, als woher Geld und tapfere Mannschaft nehmen, um dem Feinde zu jeder Stunde die Degenspitze zu zeigen. Liegen die Städte zu euern Füßen, dann ist's an der Zeit, Consilia zu halten, wie die Conquete zu behaupten sei? Aber wo sind eure Kriegsmittel? Es sollte Alles in parato und schon fertig sein, Geld, Munition, Proviant, Geschütz, Armaturen, Mannschaften!«

»Das wäre mein geringster Kummer!« antwortete Leuenberg: »Volkskrieg ist kein Herrenkrieg. Arsenal, Kriegsschatz, Provianthaus und Werbeplatz eines Volks ist in allen Dörfern, Höfen und Hütten desselben versteckt.«

»Damit ist's bei weitem nicht abgethan!« rief Gideon: »Du sollst nicht glauben, wenn man einen Bauern an einen Degen bindet, daß er alsbald davon Soldat werde. Wo bleibt die Disciplin? Wo sind eure experten Hauptleute und Feldoberste? Wer hat die Leute schon in Rotten und Fähnlein getheilt, daß jeder seine Stelle und

seine Pflicht kenne? Was wollet ihr mit einem Haufen unerfahrener, toller, halsstarriger, rumorischer, aufrührischer Bauern ausführen?"

"Mit deinen deutschen und schwedischen Bauern freilich nichts!" antwortete Schybi ärgerlich: "Anders ist's mit dem Schweizer. Er ist geborner Soldat, und weiß sich binnen wenigen Tagen des Spießes, Degens, der Musqueten und brennenden Lunten zu bedienen, den Trab recht zu halten und in voller Rüstung einen guten Weg zu laufen. Alle Kriegskunst und Disciplin des Herzogs Leopold und Karls von Burgund sind bei Morgarten und Murten eitel geworden."

"Holla, Schybi, die Welt steht nicht mehr auf dem Flecke, wo du sie in deiner Chronik gesehen hast!" rief Gideon lachend: "Der große König Gustav Adolph und der unüberwindliche Held Torstensohn haben die Kriegskunst auf den Gipfel ihrer Perfektion gehoben, wovon ihr euch hier zu Lande nichts träumen lasset. Heut' zu Tage gehören zu den zehn Prädicamentis eines guten Kriegsmannes erstlich, daß er — —"

15.

Mancherlei Nachricht.

Hier unterbrach ihn Addrichs Rückkehr. "Nun, ihr Mannen," sagte dieser, "jetzt rührt Arm' und Beine, statt der Zungen. Stärkt euch noch zur Reise. Der Tisch ist gar bald gedeckt zum Morgenessen, Bald ist's Mittagszeit. An Tafelmusik fehlt's nicht. Man schlägt durch's Kulmerthal die Sturmglocken."

"Ist der Feind in den Aargau gedrungen?" rief Leuenberg mit ernstem, etwas entfärbtem Gesicht: "So eile Jeder an seinen Platz! Vorher lasset uns aber einen Schluß über die Zukunft fassen, damit wir einträchtig verfahren; denn wir sind deswillen an diesem abgelegenen Ort im Moos zusammengetreten."

"He, Leuenberg," sagte Gideon spöttisch, wie nimmst du doch die Botschaft so kalt auf, daß dir die Worte davon wie blasse Schneeflocken auf's Gesicht fallen!"

"Mir? Was du nicht Alles siehst!" erwiederte Leuenberg mit gezwungenem Lächeln: "Gaukeln dir etwa Funken um die Augen? — Ihr Herren, zur Sache; die Zeit wird für Narrethei zu köstlich. Eile, Vater Ulli, wecke dein Volk und auf damit zum Rhein gegen eure Stadt. Die reichen Basler begehren keinen Krieg, wenn sie mit

silbernen und güldenen Kugeln nichts ausrichten. Sie bringen dem ersten, der kömmt, Freund und Feind, die Thorschlüssel entgegen, sobald man ihnen die Schlüssel ihrer eisernen Geldkasten nicht abfordert. Du, Hauptmann Renold, bleibst an Adrichs Seite, und richtest nebst den andern Hauptleuten den Aargauer Landsturm ein. — Und du, tapferer Christen Schybi, dessen Namen schon in den Thälern und Alpen unsers Oberlandes Weiber und Kinder preisen, — —"

"Beim Sanniklaus, du sollst bald von mir hören!" rief Schybi: "Ich halte dir Wort!"

"Du hältst den Bund der zehn Aemter also steif und aufrecht!" fuhr Leuenberg fort: "Und Alles muß rückgängig, null und nichtig werden, was indessen zwischen Euerm Landvolk und der Stadt Luzern durch die Gesandtschaften von den sechs katholischen Orten verhandelt, vermittelt und abgeschlossen sein mag."

"Wäret ihr," erwiederte Schybi, "im Oberland und Aargau früher auf den Beinen gewesen, hätten wir nie Unterhandlungen und Friedensvorschlägen das Ohr geliehen. Ich stände heut' mit meinen braunen Entlibuchern inner den Mauern von Luzern und rechnete mit Schultheiß, Rath und Hundert ab."

"Sieh da," sagte Addrich und schob die kleinen Fenster und Vorfenster zurück: "Felix fährt von der Höhe der Bampf herab, wie ein Flitschpfeil. Knabe, was bringst du Neues? Tritt herein!"

Nach einer kurzen Weile ging die Thür auf. Felix, ein junger Kerl, trat ins Zimmer, odemlos. Man umringte ihn.

"Heda, lustig Bürschlein!" schrie Gideon: "Hat dir der Schrecken die Schlauderhosen zu weit und die Gurgel zu eng gemacht? Wart nur, bis uns die blauen Bohnen ums Ohr pfeifen, da soll's spanische Bäuche geben und mehr Dyssenterie, als im nassen Schlackerwetter der Herbsttage."

"Es scheint, Hauptmann!" versetzte Addrichs Knecht: "Du hast die Probe schon an dir gemacht, und bist bei den gelben Webern gewesen. Wir in den Bergen hier sind noch lange nicht Klupfi's Söhne. Steig den Berg hinauf zur Bampf, da siehst du den Aargau und wie das Volk lebendig ist."

"Welche Berichte bringst du, Felix?" fragte Addrich.

"Meister, es wird gestürmt!" antwortete der Knecht: "Zuerst hört' ich's rechts von Brugg her, aus der Ferne; dann gegen Lenzburg heran. Bald aber schollen links aus der Tiefe die Glocken von

Kulm und Gränichen; bald rechts in der Nähe von Seon und Birrwyl. Bald schweigen alle, bald einzeln; bald heulen alle durch einander. Es ist ein Fest, das! Dazwischen läßt sich deutlich das Schnurren und Rollen der Trommeln vernehmen und einzelnes Rufen und Geschrei, als wäre aller Orten und Enden Feuer aufgegangen.«

»Sieht man Bewegungen in den Thälern?« fragte Leuenberg.

»Nichts!« antwortete Felix: »Leute, die auf dem Felde sind, laufen quer über die Aecker den nächsten Weg zum Dorf. Auf den Landstraßen rennt, wie eine verirrte Ameise, hie und da ein Reiter entlang; vermuthlich Müllerknechte sind's, die Staffetten bringen.«

»Es ist Zeit mit uns! Fort, fort!« rief der Untervogt von Buchsiten: »Daß wir zu den Unsern mit heiler Haut gelangen, und nicht dem Feinde in die Hände laufen.«

»Bevor ihr den Weg unter die Füße nehmt, ihr Herren,« sagte Addrich, »setzet euch mit mir zum Morgenessen. Ihr seid so sicher hier, wie in der Kirche. Die Landstraßen sind lang. Auch empfanget ihr indessen wohl nähere Kundschaft, was vorgeht.«

»Nichts übereilt, Freunde! Addrich hat wohlgesprochen!« setzte Leuenberg hinzu: Wir haben vielerlei Berathung und Abrede vonnöthen, und müssen ja heut' nicht ins Zurzacher Schiff. Also folgen wir unserm freigebigen Wirth, wohin er uns führen will.«

Sie gingen. Die Mägde richteten das Mahl an, welches sich im Gespräch über die Dinge, die da kommen sollten, und beim Weine, der sie begeisterte, weit über die Zeit hinaus dehnte, die selbst der vorsichtige Leuenberg dazu bestimmt hatte. Noch saßen sie da, lärmend durch einander scherzend, nur Addrich allein nicht, der nach seiner Gewohnheit düster blieb und schwieg, als eine der Mägde ihm sagte, daß Epiphanie draußen stehe, und ihn zu sprechen verlange. Wie die Gäste es hörten, rief der Untervogt von Buchsiten: »Laß deine Nichte zu uns eintreten, Addrich. Warum verheimlichst du sie vor unsern Augen? Wir haben die Sage wahr gefunden, die im Volke von deinem Hause geht; dich bedienen die zierlichsten Dirnen des Aargaues. Aber deine Tochter und Nichte sollen die Schönsten des Landes sein.«

»Auch läßt sich's denken,« stimmte ihm Leuenberg bei, »dein Hauptmann Gideon Renold hat lange umhergekostet im deutschen, ungarischen und schwedischen Lande, und zuletzt hat ihn doch ein Schweizermägdlein gefangen, den tapfern Helden. Mach' ihn keiner eifersüchtig, rath' ich euch!«

Auf Addrichs Gebot trat Epiphanie herein. Erröthend und mit jungfräulicher Schüchternheit verneigte sie sich grüßend gegen die Männer, aber mit einer Art Hoheit, wie man von ländlichen Schönen nicht zu erwarten pflegt. Auch verstummten die Fremden und erhoben sich mit unwillkürlicher Ehrerbietung von den bunten Strohsesseln. Gideon bemerkte die Ueberraschung seiner Freunde in heimlichem Triumph und nickte Epiphanien mit vertraulichem Lächeln über den Tisch zu. Sie aber, sein nicht achtend, ging vorüber. Ihre Seele schien eines andern Gegenstandes voll. Ein Geheimniß, welches der künstliche Ernst ihrer Mienen verbergen wollte, verkündete sich aus dem Entzücken, welches diesen Ernst milderte und von ihren schönen Augen wiederglänzte.

Sie beugte sich zu Addrichs Ohr hinab und flüsterte leise: „Nur ein Wörtchen laß dir allein sagen, Oheim. Deinem Hause ist an meinem Tage Heil widerfahren!“

Addrich begab sich mit ihr auf die Seite.

„Berichte zuvor, wer wartet meiner Kranken ab? Wie ist Leonorens Befinden?“ fragte er.

„Freue dich, Addrich!“ antwortete sie: „Deine Tochter lenkt nach dem Wege der Genesung ein. Sie wird wieder aufblühen. O geh, o sieh sie! Vom langen Schlafe findest du sie erwacht, heiterer, stärker, als ich sie je gesehen. Ihre blassen Wangen haben wieder erröthen, ihre Lippen wieder lächeln gelernt. Sie selber hat in die ausgetrocknete Lampe frisches Oel gefordert und Speise und Trank begehrt.“

„Eile zu ihr zurück!“ erwiederte Addrich, ohne die Finsterniß aus Gemüth und Antlitz zu verlieren, die da einheimisch geworden war: „Sobald die Fremden das Haus verlassen haben, komm' ich zu ihr. Der Engel, welcher schon halb über den Wolken war, senkt sich noch einmal zur Erde, um mir altem, verwaisetem Mann Valet zu sagen. Er will nicht bei uns verweilen, glaub' es mir. Meine Hoffnungen sind zerrissen, und das Spinnengewebe deines Trostes stellt die Zerstörung nicht wieder her.“

— Fasse Muth, Oheim! Ich könnte dir mehr sagen. Ich würde vielleicht ungläubiger sein, als du, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dinge zu gleicher Zeit geschähen, die einander zu Hilfe kommen wollen, ihre Glaubwürdigkeit gegenseitig zu betheuern.

„Zum Beispiel, Faneli?“

— Du wirst nach deiner Gewohnheit spotten. Aber frage Aenneli, frage Rudi den Jägerknecht. Es ist eine fremde Stimme in deinem Hause; sie ist an meinem Kämmerlein erklungen. Wir haben sie Alle gehört.

„Eine Stimme, wunderliches Mädchen? Wessen Stimme?“

— Wer kann's sagen? Wir aber haben sie alle vernommen. Die Wände plaudern nicht und die Luft ist stumm. Es war die Stimme keines Menschen, die wir hörten. Sie klang zart, wie der Ton eines sehr jungen Kindes; und doch mit einer Stärke, die uns erschreckte. Ich meine, aber spotte ja nicht, es sei der Laut eines Waldgeistes gewesen.

Sie sagte die letzten Worte fast unhörbar leise und schüchtern, indem sie dabei ernst und furchtsam zu Addrich hinauf sah. Dieser schien das Gespräch abbrechen zu wollen, während sich doch sein faltenreiches Gesicht in ein Lächeln zusammenlegte, welches aber bei ihm jedesmal, vielleicht wider seinen Willen, eine hämische Natur annahm.

— O, dacht' ich es doch, Addrich! rief sie ernst und hastig: Du verhöhnst mich; aber verhöhne die Unterirdischen nicht, fürchte ihren Zorn. Weißt du, wie ich sie in der Aschermittwoch-Nacht erblickt habe, da ich bei Leonoren wachte und der frischen Luft willen das Fenster öffnen mußte? Deutlich sah ich sie ja damals im Mondschein wandeln, am Waldsaum auf der Wiese beim Ahorn. Aber sie tanzten nicht, wie Zwerglein sonst pflegen, sondern gingen in ihren langen Mänteln, wie wenn sie etwas suchten, still umher und dann einzeln und traurig in den Wald zurück. Das verkündet ein Jahr des Unheils, sagt' ich dir damals. Ist es nun nicht mit Krieg und Unruhen schon eingetroffen?

„Gut, gut, Fanell. Und was erzählte dir die Stimme deines Schrätteli?“

Wir verstanden insgesammt deutlich die Worte: „Je höher die Noth, je näher ist Gott!“ Und denke, als ich darauf in Leonorens Gemach trat, sah ich sie erwacht, zum ersten Mal mich anlächeln, mir ihre Hand entgegenstrecken, und von ihren Wangen das erste blasse Roth der Genesung schimmern, wie Frühlicht des wiederkehrenden Morgens. Sie sagte: „Wie ist mir doch so himmlischwohl!“ Da rief ich: „O, die Verkündung des Unsichtbaren galt also dir!“ Und ich erzählte ihr Alles.

Addrich schüttelte traurig lächelnd den grauen Kopf, aber, als

wollt' er Epiphanien mit seinem Unglauben nicht gekränkt wissen, klopft' er ihr schmeichelnd mit den Fingerspitzen die Wangen und sagte: „Geh, pflege Leonorens. Sobald mich die Fremden verlassen, bin ich bei euch. Deine Botschaft will mich nicht erquicken, wie wundervoll sie auch aus deinem Munde klingt. Geh, Kind. Wenn eine Lampe erlöschen will, flammt sie noch einmal auf; auch die Schneeberge, wenn sie nach Sonnenuntergang leichenblau dastehen, erglühen zuweilen unvermuthet wieder, ehe sie in Nacht fallen. Verstehst du mich? Geh, geh!“

Epiphanie gehorchte schweigend und kopfschüttelnd.

16.

Die Botin von Seon.

Alle blickten der schönen Gestalt, wie sie das Zimmer verließ, mit Wohlgefallen nach, und konnten, während sie sich zur Abreise rüsteten, kein Ende finden, sowohl dem Oheim, als dem Hauptmann Renold, die schmeichelhaftesten Dinge über die Jungfrau zu sagen. Indessen über die große Zukunft, welche vor den Verschwornen lag, ward von ihnen bald das Anmuthigere vergessen. Die letzten Abreden mußten genommen, die letzten Verheißungen gegenseitig unter herzhaftem Handschlag gegeben werden. Hätte nicht der sinkende Tag zu stark gemahnt, der Abschied wäre unter neuen Berathungen und Wortwechseln vergessen worden.

Wie sie schon vor Addrichs Hause standen und ihrem gastfreundlichen Wirth noch einmal dankbar beim Lebewohl die Hand schüttelten, wurden sie abermals durch eine neue Erscheinung versäumt. Längs dem Walde her, von der Höhe der Bampf herab, kam ein junges Bauernweib an der Seite eines der Moosknechte. Beide waren schon ziemlich nahe, als man ihrer gewahr wurde.

„Woher das Weib, Baschi?“ fragte Addrich den Knecht.

„Droben auf der Bampf fing ich es auf!“ antwortete dieser: „Es ist mit ihm nicht gar richtig. Es fragte dem Faneli nach, als ich es anhielt, weil ich bemerkte, es wolle zum Moos schleichen.“

„Ei, du falscher Gesell, du Tuckmäuser!“ schrie die junge Frau zornig: „Wer ist geschlichen? Ich darf mich am Tageslicht zeigen auf offenem Weg; eher als du, dem die sieben Todsünden ins Schelmengesicht gemalt sind. Seh' doch Einer! mich aufgefangen! Wer hat

dich zum Weibel gemacht? Verdächtiges Gesindel, deinesgleichen fängt man auf, aber nicht ehrlicher Leute Kind.«

»Eh! Warum denn wolltest du mir droben ausweichen und links-um machen, als ich dir in den Weg trat?« erwiederte Baschi, etwas überrascht durch die unerwarteten Ehrentitel, mit denen ihn die geläufige Zunge der Bäuerin schmückte.

»Ich kenne den Hasen am Klang!« erwiederte sie, »und sehe solchen Strick lieber am Galgen, als neben mir. Aber ich ging meiner Wege in Gottes Namen, ihr guten Leute, und bekümmerte mich um den Tölpel nicht, der mir wie ein verlaufener Hund nachstrich.«

»Glaubet doch der Lästerzunge nicht!« unterbrach sie Baschi: »Sie ist ausgeschickt, um zu kundschaften. Das böse Gewissen schaut ihr aus den Augen.«

»Ei behüt' uns Gott!« rief das Weib: »Ich muß schier zum Krüglein werden und zum Gläslein herausschauen. Seht doch, kundschaften! Wer in der Welt verlangt von solchem schäbigen Kerl etwas zu wissen? Ich habe dem Galgenvogel keine Frage gethan, weil ich wohl wußte, Aas sei kein Fraß. Ihm aber ging das kläffige Maul wie Müllers Rad, und er konnte des Fragens und Förschelns nicht satt werden. Er weiß darum doch weder Gix noch Gar.«

»Ich habe keine Lust mit dir zu zanken, Weib!« schrie Baschi ärgerlich: »Man müßte vielen Brei haben, dir den Mund zu stopfen. Heirathe dir einen harthörigen Mann, wenn er vierzehn Tage am Leben bleiben soll. Ich will hängen, ihr Herren, wenn die nicht ins Moos auf Kundschaft geschickt ist mit ihrer Dohlenzunge und den Sperberaugen. Was sie sieht, geht mit Geschrei eben so geschwind wieder aus dem Mund, wie Wasser durch's Sieb. Ich erfuhr auch unterwegs von ihr ....«

Das junge Weib, das jede Bewegung seiner Lippen mit den Augen verfolgte, war ihm schon zehnmal ins Wort gefallen, und unterbrach ihn auch diesmal. Addrich und seine Gäste aber beruhigten sie jedesmal mit Drohung und Bitte und Verheißung, sie anzuhören, sobald der Knecht zu Ende gesprochen haben würde.

»Unterwegs also vernahm ich denn von ihr auch,« fuhr der Knecht fort, »daß hinter Brugg Alles schwarz sei vom Schaffhauser Kriegsvolk; daß die Züricher mit vielen tausend Mann über Wettingen und den Heitersberg folgen würden; daß die Mühlhauser und Basler schon vor Aarau ständen; daß die Welschberner über Morgenthal her-

anzögen und geschworen hätten, die Dörfer zu verbrennen, Mann und Maus niederzumachen, und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen. Es sei Alles verloren."

"Bist du nun fertig?" unterbrach ihn die Frau heftig.

"Jetzt soll die Reihe an dich kommen, Fraulein!" sagte Addrich mit dem Tone der Zutraulichkeit: "Rede du jetzt. Ist es wahr, was er erzählt hat?"

"Wahr und nicht wahr!" antwortete sie: "Wie kann der faule Brunnenstock das reine Wasser wieder geben? Alles verloren? Ja, wenn unsere Männer feige Memmen wären, wie du, zweibeiniger Hase. Geh, lauf, die Furcht wird dir vier Füße machen. Glaubt ihm kein Wort, ihr Mannen. Morgen zieht unser Volk mit dem Landsturm gen Aarau hinauf. Wir Weiber folgen mit Fuhrwerk und Säcken. Das Städtlein wird geplündert, denn es hält zu den Bernern. Die fremden Soldaten werden wie Engerlinge verfolgt und ausgerottet, daß von ihnen kein heiles Gebein über die Berge zurückkömmt."

"Glaubst du," sagte Leuenberg lächelnd, "das werde so rasch gehen?"

"O, dafür laß ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen!" erwiederte sie: "Es ist endlich Zeit, daß wir Rechnung machen und mit den Herren einmal für allemal abschaffen. Denn so können arme Leute nicht länger ausdauern, wenn sie nicht von den Schuldenboten aufgefressen sein wollen. Ich möchte auch den Brief sehen, den unser Herrgott den Herren gegeben, daß sie Land und Leute ungestraft verschlucken, alle Rechtsame, Fischenzen [1]), Hochwald, Acherum [2]), Alles für sich behalten, und uns kaum Luft und Grab umsonst gönnen. Tag um Tag laufen Weibel und Boten unsereinem das Haus ein; der Eine will Ohmgeld, der Andere Einung [3]), weil man aus dem Hochwald einen Besenstiel genommen; der Eine zieht Tagwen [4]) ein, der Andere Twing- und Fastnachthühner [5]); der Eine begehrt Rütti- [6]),

---

1) Recht zur Fischerei in Seen und Flüssen.
2) Die Eichelmast in Hoch- und obrigkeitlichen Forsten.
3) Forstfrevelbuße wurde Einung oder Einig genannt.
4) Tagwen war obrigkeitliche Haussteuer.
5) Jede Hofstatt auf Herrschaftsgut zahlte jährlich mehrere Zwinghühner.
6) Für frischaufgebrochenen Herrschaftsboden, wo Wald ausgerodet und Ackerland gemacht war.

der Andere Boden=, der Dritte Herrschaftzins [1]), der Vierte, für seine Mühe, Landgarben [2]). Verkauft eine arme Wittwe die letzte Kuh auf dem Lenzburger Markt, heißt's: Pfundzoll her für die Herren von Bern! Bricht Einer ein mageres Stück Feld auf, das Keinem, als der Hungersnoth gefällt, muß Futterhaber [3]) gestellt sein, und den nackten Waisen nimmt man von der Erbschaft sogar Todfall [4]). Das kann nicht länger gehen und gelten. Bei meiner Treu, keine Sechswöchnerin darf ihre Schale Milch trinken, daß nicht Vögte und Weibel zuvor die Nideln [5]) davon abschlürfen. Ich hoffe aber zu Gott, man wird morgen Feierabend mit ihnen machen. Werden sie wieder Meister, ihr Leute, so verlaßt euch auf mein ehrliches Wort, das Schaub Stroh wird Asche und der Obervogt verbindet mit einem Faden alle Häuser [6]). Denkt an mich. Ich heiße Käthi.«

»Heiße wie du willst!« rief Baschi, »aber man soll dir Hosen geben, und Kragen und Jänke [7]) dazu, denn du mußt unser Feldprediкant beim Landsturm gegen Bern werden.«

»Bist ein rechtschaffenes Weib. Laß ihm Ruhe, Baschi!« sagte Addrich: »Wo bist du daheim, Frau?«

— Zu Seon. Ihr kennt gewiß Alle meinen Mann, den Karli Marti Gloor, Anken=Joggli's. Wir sind halt auch arme Leute, und müssen es sauer bei den Menschen bezahlen, daß uns der Herrgott geschaffen hat. Mein Mann taglöhnert in allen drei Städtlein herum, oder verträgt Waare. Ich spinne Wolle und Flachs. Seit dem Tod

1) Von Scheunen, Häusern und andern Gebäulichkeiten.

2) Dem Weibel, für gerichtliche Vorladungen.

3) Wer so viel ödes Land urbar machte, daß er davon eine Zehntgarbe stellen konnte, mußte der Herrschaft jährlich ein Viertel Haber liefern.

4) Das beste Stück Vieh, Hausgeräth, Kleidung u. s. w., welches die Herrschaft nach dem Tode eines Hausvaters, als Folge und Zeichen von dessen Leibeigenschaft, nahm.

5) Rahm.

6) Damals wohl nur herkömmliche Redensart. Wenn ehemals in der Grafschaft Lenzburg der Herrschaftsdienst bezahlt werden mußte, wurde ein Bund (Schaub) Stroh angezündet. Wer nicht kam, so lange das Stroh noch brannte, dem konnte der Obervogt „das Haus mit einem Faden verbinden“, dann war das Haus an die Herrschaft verfallen.

7) Die Amts= und Kanzeltracht der reformirten Geistlichen in der Schweiz.

meiner Muhme, der alten Tschöpli-Lieſi, wie man ſie nannte, ſie war des Alt-Untervogts Schweſter, halten wir zu unſern drei Geißen noch eine Kuh, die wir den letzten Lenzburger Markt kauften. Das kleine Erbe von der Muhme, Gott habe ſie ſelig, hat uns gar wohl gethan; wußten wir doch zu Zeiten kaum, wie uns mit unſern drei Kindern von einem Tag zum andern das Leben friſten.«

»Schon gut, Fraulein, ſchon gut!« unterbrach Adam Zeltner den Strom ihrer Rede: »Wir kennen nun deine ganze Hof- und Haushaltung, aber wiſſen noch nicht, wer dir von den Schaffhauſern und Baslern bei Brugg und Aarau erzählt hat?«

»Ei, jedes Kind wußte das ſchon vor anderthalb Stunden zu Seon!« antwortete die Bäuerin: »Das ganze Dorf lief ja bei der Kirche zuſammen, als die Glocke gezogen ward und Trompeters Fridi von Hunzenſchwyl zu Roß daher geſprengt kam.«

Nachdem die Gäſte Adrichs von dem geſprächigen Weibe alles, was ſie wollten, erfahren hatten, mußte Baſchi die Erzählerin unter dem Vorwand ins Haus führen, ſie mit einem Abendtrunk zu erquicken. Indeſſen ward draußen berathen, wie Jeder mit Sicherheit wieder aus dem Moos in die Heimath gelangen könne? Denn es dünkte bei den eingekommenen Nachrichten Keinem mehr in der Gegend ganz geheuer. Leuenberg wählte den Weg über die Bampf, in Schybi's Geſellſchaft, gegen Williſau und Hutwyl. Der Untervogt von Buchſten und der alte Ulli Schad wollten verſuchen, über Schöftland und Uerkheim nach Olten zu entkommen. Gideon Renold hingegen blieb, unter Einſtimmung Aller, zurück, damit er helfen könne, den Aargauer Landſturm ordnen und gegen Aarau führen.

17.

Das köſtliche Geſchenk.

Sobald Adrich ſeine Gäſte entlaſſen hatte, kehrten auch er und Gideon ins Haus zurück, wo ihnen Baſchi's und Käthi's Gezänk ſchon wieder aus der Stube entgegenſcholl. Der Alte ſtiftete nicht ohne Mühe zwiſchen beiden einen Zungenſtillſtand, der lange genug dauerte, um der Frau die Frage vorlegen zu können: welches Geſchäft ſie ins Moos geführt habe?

»Meiſter,« rief Baſchi, »iſt der Teufel der Vater der Lügen, glaubt mir's, ſo iſt hier die Mutter dazu; denn ſie kann den Mund

nicht öffnen, ohne daß eine Unwahrheit zur Welt kömmt, so lang und breit, als das Weib selbst. Unterwegs behauptete es, mit Jungfrau Epiphanien reden zu müssen; jetzt läugnet es Alles.«

»Was hab' ich mit deinem Spionengesicht zu schaffen, du wunderwitziger Gesell?« entgegnete das unerschrockene Weib: »Was dich nicht beißt, hast du nicht zu kratzen; komm' zu mir am St. Nimmertag, wenn die Schnecken bellen, dann sollst du Alles erfahren. Jetzt hab' ich keine Aufträge für dich, sondern ich suche des Moosers Bruderstochter.«

»Ruf' Epiphanien herbei!« sagte Addrich zu Baschi.

»Mit Erlaubniß!« fiel Käthi Gloor ein: »Ich muß ihr den Auftrag unter vier Augen ausrichten; das hat mir der Herr ausdrücklich befohlen, der mich schickt; und wenn mir ....«

»Was für ein Herr?« unterbrach sie Gideon, der jetzt aufmerksam ward.

»Wen ich nicht kenne, den ich nicht nenne!« antwortete sie: »Allein das dürfet Ihr mir zutrauen, daß ich nicht schlechter Leute Briefe trage. Der Herr ist wenigstens so gut, wie ihr Alle, und hat vielleicht ehrlicherweise so viel Geld, als der reiche Addrich ....« Hier unterbrach sie sich selbst, und fragte: »Ist Einer von Euch der Mooser?«

»Der bin ich!« sagte Addrich.

Die junge Frau erschrack, betrachtete den Alten, und ward von nun an einsilbiger in ihren Bescheiden, die sie auf Addrichs und Gideons dringendes und wiederholtes Fragen ertheilte. Ihre Zurückhaltung erregte Gideons und Addrichs argwöhnische Neugier. Beide besprachen sich leise und führten sie dann hinauf in Epiphaniens Gemach, wo Addrich seiner Nichte erzählte, daß die Frau ihr von einem Herrn geheime Mittheilungen zu machen habe.

Epiphania fragte die Bäuerin, mit flüchtigem Erröthen: »Nicht so, dich schickt Fabian von Almen?«

»Mag er heißen, wie er will!« antwortete die Frau: »Er hat mir seinen Namen nicht gegeben, aber fünf Gulden für den Gang zu dir; und wenn du mir etwas gibst, irgend eine Schrift oder ein anderes Wahrzeichen, daß ich meinen Auftrag ehrlich verrichtet habe, wird er unser Haus noch besser beschenken. Er ist ein reicher, freigebiger Herr und hält gewiß Wort. Sein Gesicht ist die Ehrlichkeit selbst. Wir sind blutarme Leute und können's wohl brauchen. Meine Kinder hat er geliebkoset, eins ums andere, als wären es seine eigenen.«

„Das ist er!“ rief Epiphanie in stiller Freude aufglühend: „Seinen Namen weißt du nicht? Sprach er von meinem Geburtstage und ob ich die Blumen gefunden? Warum kömmt er nicht selber? Was hält ihn zurück? Beschreib' ihn doch! Nicht so, er ist blaß und etwas abgezehrt? Das blaue Feuer seiner Augen erloschen? Trägt er das blaue Sammetbaretlein, das ihm zu seinem lichtbraunen Haar so wohl anstand? Ach, der arme, junge Mensch, er hat viel gelitten!“

Gideon warf einen finstern Blick auf Epiphanien und sagte: „Es wäre dir konvenabler, deiner unschicklichen Compassion Einhalt zu thun; wenigstens in meiner und deines Oheims Präsenz. So redet keine verlobte Jungfrau, welcher an einem Rest ihrer Reputation gelegen ist.“ — Dann wandte er sich zu der Bäuerin aus Seon und sprach: „Geh' nur heim, du könntest dir einen schlechten Kuppelpelz verdienen; denn du hast mit einem ausgebrochenen Schellenwerker zu schaffen gehabt, den zweifelsohne schon Steckbriefe verfolgen. Vermuthlich hat er dir, als Handgeld, fünf falsche Gulden Rekompens gegeben.“

„Nein, ihr seid beide am Unrechten!“ erwiederte das Weib: „Wenn auch der alte Herr je im Schellenwerk gewesen ist, so gefiele mir bei meiner Treu, der Vogel besser, als sein Nest: bei dir aber, du Rohrsperling, ist mir's umgekehrt zu Muthe. Seht doch, den schamlosen Gesellen, Kuppelpelz! Schau dich zuerst im Spiegel. Was Kuppelpelz? Ich bin guter Leute Kind, und treibe wohl ehrlicheres Gewerb, als du. Lieber recht Nichts, als schlecht Etwas. — Und du, Jüngferlein,“ fuhr sie fort zu Epiphanien gewendet mit freundlicherm Ton, indem sie geheimthuend den Kopf schüttelte, „sieh' dich vor! Man muß nicht sogleich Jedem zeigen, was man im Herzen oder im Sack hat. Ich darf dir aber wohl sagen, den du meinst, der ist's nicht; aber doch dein Freund, trotz seiner grauen Haare, und trotz seiner dicken Schramme über die linke Backe. Er sieht auch nicht darnach aus, falsche Gulden zu geben, denn er war in einem schönen Wäglein nach Seon gefahren; trug ein Baretlein von schwarzem Sammet mit Goldschnüren und einen schwarzen kostbaren Leibpelz, mit Seidenschnüren auf der Brust zusammengesponnen. Man kann nichts Vornehmeres sehen. Man sollte ihn für einen Prinzen oder Schultheißen halten.“

Alle horchten bei dieser Rede mit Verwunderung auf; nur Epiphanie schüttelte unzufrieden das Köpfchen und sagte: „Den kenn' ich nicht. Der hat dich wohl nicht zu mir gesandt.“

„Bist du nicht,“ sagte die Frau, „des Moosers Bruderskind?“

„Dieser ist mein Oheim!“ antwortete Epiphanie und sah den Alten an.

„So bin ich recht bei dir. Komm, daß ich dich allein spreche!“ sagte die Botin.

„Nein,“ versetzte Epiphania, „rede offen vor Allen. Ich habe mit keinem Manne in der Welt Geheimniß, und will es von keinem.“

Die Frau, in Verlegenheit, schien mit sich selber Rath zu halten; sie drängte sich dicht an Epiphanien, der sie ins Ohr flüsterte: „Sei kein Närrchen! Nimm und verbirg eilig, was ich dir von ihm bringe. Begib dich gen Aarau, zum Dekan Nüsperli. Dort lebst du sicher. Dort wirst du von dem steinreichen Herrn, von deinem unbekannten Freunde, mehr erfahren.“ Mit diesen Worten hatte sie ihr ein kleines versiegeltes Kästlein in die Hand geschoben. Epiphanie legte aber dasselbe unwillig auf den Tisch. Es war von schwarzem Ebenholz, auf dem Deckel und an den Rändern künstlich mit Gold und Perlmutter ausgelegt.

„Das ist chinesische Arbeit,“ sagte Addrich, indem er die Truhe betrachtete, ohne sie anzurühren: „Ich habe dergleichen zu Tranquebar und Batavia nur in den reichsten Häusern als köstliches Schaustück gesehen.“

Hauptmann Renold nahm das Kästlein in die Hand und betrachtete es mit einer Miene, in welcher sich Erstaunen und eifersüchtiges Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Besonders zog das Siegel seine Aufmerksamkeit an. Es war darin ein Muttergottesbild vorgestellt, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt. Er schüttelte den Kopf und sagte zu Epiphanien: „Hier ist ein böses Omen! Wenn du nicht schon besser um die Sache Bescheid weißt, als du simulirst, so prognosticire ich, dir läuft ein papistischer Hasenfuß nach, der dich bekehren oder verkehren möchte; oder das Präsent wird dir von einem Prälaten geschickt, der eine junge Haushälterin braucht. Sei dem, wie ihm wolle, ich rathe dazu, die Truhe zu öffnen. Vielleicht gibt der Inhalt nähere Indicia.“

„Thut, was euch beliebt und ihr verantworten könnet!“ erwiederte die Jungfrau.

Addrich nickte. Gideon erbrach das Siegel und öffnete das Kästlein. Das Innere desselben war von einem Päckchen angefüllt, dieses in Papier gewickelt, welches beim Entfalten in zierlicher Handschrift

die Worte lesen ließ: „Mein Kind, geliebte Epiphania, zieh gen Aarau zu deinem Taufpalhen, dem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten Rüsperli, und verweile bei ihm, bis ich komme. Erfülle mein Wort und dein Glück. Ich bin in dieser Welt dein wahrhafter und getreuester Freund.“

Epiphania, obwohl sie nicht zu lesen verstand, betrachtete doch mit unruhiger Neugier alle einzelnen Züge der Buchstaben und sagte: „Stehet das auch wirklich so? Wer ist er denn? Lies seinen Namen!“

„Er heißt Don Anonymus, sintemal er weder Namen noch Namenszug annectirt hat!“ versetzte Gideon lachend.

„Ich betheuere,“ rief Addrichs Nichte, „daß ich niemals mit einem Manne des Namens Bekanntschaft gehabt.“

Indessen rollte Gideon ein zartes Gewebe vom feinsten Gespinnst auf, welches zuletzt, für den geringen Raum, den es einnahm, beträchtliche Größe hatte, und einen mit wunderbar gestalteten Blumen durchzeichneten Schleier ausmachte. War die Ueberraschung Aller groß, ward sie es noch mehr, als zuletzt eine Schnur helldurchsichtiger, großer, orientalischer Perlen von gelblichem Wasser sichtbar wurden; dabei in ein Papier zehn venezianische Dukaten eingeschlagen. Gideon klimperte mit diesen auf dem Tische, und rief: „Zum Henker, insgesammt ächte Schildfranken! Schaut her!“

Addrich, der mit wachsendem Befremden abwechselnd den Schleier und die Zahlperlen musterte, sagte: „Bettelei, das Gold da! Aber dies Geweb' aus Indien, diese Perlenschnur kann im Schweizerland Keiner werthen; es ist unschätzbar. Das ist ein Königsgeschenk! Fanneli, du bist an deinem Geburtstage aus einer armen Waise ein reiches Mädchen geworden.“

Epiphania, die eine Weile mit kindischer Verwunderung, bald das indische Gespinnst, bald die schimmernde Schnur beschaut und betastet hatte, schob beides zurück und sagte: „Was soll mir das? Weib, ich nehm' es nicht von dir und deinem Unbekannten, und könnt' ich ein Königreich darum kaufen.“

Die Frau weigerte sich, das Geschenk zurückzutragen. Man besprach die Sache lang, die Allen mehr als räthselhaft ward. Addrich richtete eine Menge Fragen an die Ueberbringerin der Kostbarkeiten, ohne wegen des Senders mehr Aufklärung zu gewinnen, als er schon hatte. „Gelt,“ sagte Gideon zu Epiphanien mit Bitterkeit in Blick

und Wort, „wenn man dir sattsame Caution und Währschaft leisten könnte, daß Fabian der freigebige Spender solcher Pretiosa wäre, du würdest sie keineswegs verschmähen. Aber, so wahr Gott lebt, ich würde dies Spinneweblein alsbald in Fetzen reißen, und diese blaßgelben Kirschen von Muschelglas in meiner Faust zu Staub zermalmen.“

Er hatte noch nicht vollendet, dies zu sagen, als man eine Stimme vernahm, die dazwischen „Fabian! Fabian!“ rief. Jeder sah bestürzt umher, dann Einer dem Andern fragend in die Augen. Es war eine zarte, klare Stimme gewesen, gleich der eines kaum einjährigen Kindes, aber durchdringender. Es ließ sich nicht bestimmen, woher sie in dem kleinen Gemach erschollen war. Gideon ging längs den Wänden, musternd und horchend, und schob die niedrigen Doppelfenster in ihren Falzen zurück, um über die Blumengeschirre hinauszuschauen, ob sich Jemand Neckerei erlaubt habe. Er traute sie wohl dem kecken Fabian selbst, oder dem kindisch-unbesonnenen Aenneli zu. Frau Käthi Gloor von Seon war blaß geworden, schüttelte sich und sagte halblaut: „Alle gute Geister loben den Herrn. Man weiß wohl, in welcher Gesellschaft man ist, wenn Ratzen und Mäuse deutsch reden.“ Indessen hatte Addrich weder Stellung noch Miene geändert, sondern mit der ihm eigenen widerlich-freundlichen Geberde, aus welcher eine Tücke zu lachen schien, sagte er zu Epiphanien: „Wozu bedarf's Kopfbrechens, wer dir den Schatz da sendet? Dein Schrätteli meldet sich selbst an.“

Mit begeisterungsvollem Lächeln erwiederte die Jungfrau: „Spotte und läugne den Himmel mit seinen Sternen hinweg, er wölbt sich dennoch über dir. Ich weiß, an wen ich glaube, und daß das Heer Gottes größer ist, als die Menschenzahl aus Staub geschaffen. Das ist die Stimme, die schon zu mir geredet hat. Sage jetzt, die Ohren haben geträumt, Addrich.“

Gideon, von seiner fruchtlosen Untersuchung zurückkehrend, schüttelte den Kopf und sagte: „Der Teufel will uns hier Schabernack spielen und lacht heimlich in die Faust dazu. Fania, ich mag von dir nicht gotteslästerliche Sachen glauben. Doch sind mir traurige Exempla von ehrbaren und schönen Jungfrauen bekannt, die nachmals auf dem Scheiterhaufen, als Hexen, brannten, welche aber damit angefangen, sich zu St. Andreasnacht in Beelzebubs Namen einzusegnen, oder sich in dessen Namen um Mitternacht auf einem Kreuzweg, nach

der Länge, niederzulegen und die Arme kreuzweis auszustrecken; oder am St. Johannisabend Farrnsamen und Alraunen zu graben, oder andere Teufelswerke, Praktiken und Segen zu treiben, Alles um Geld vollauf und einen Mann zu bekommen, nach dem ihr verbuhltes Herz gelüstete.«

Während der Hauptmann fortfuhr, in dergleichen sonderbaren Redensarten einigen abergläubigen Besorgnissen Luft zu machen, würdigte ihn Epiphanie keines Blicks, sondern legte schweigend Schleier und Perlenschnur zusammen, auch die goldenen Schildfranken dazu, Alles ins Kästchen, und steckte dasselbe, nachdem sie es wieder geschlossen, in das Lederbeutelchen, welches ihr an der Seite vom Gürtel an einer dicken Seidenschnur niederhing. Nun will ich,« sagte sie zu der Bäuerin, »was du überbracht hast, als mein Eigenthum empfahen und verwahren, und nicht gegen die Unsichtbaren durch Mißtrauen sündigen. Geh' heim und sage dem Geber, du habest dein Geschäft verrichtet; sein Geschenk aber solle unberührt bei mir liegen, bis ich wisse, wer er sei, und in welchen Absichten er dich gesandt habe.«

»Welch ein Zeichen soll ich ihm aber von dir bringen, daß ich seinen Auftrag ehrlich vollzogen habe?« fragte die Bäuerin. »Er begehrt von deiner Hand eine geschriebene Zeile oder von deinem Haupte eine Haarlocke.«

»Hüte dich, Fania,« rief der Hauptmann, »ihm den geringsten Theil deines Leibes zu veräußern, und wär' es ein Abschnitzel von den Nägeln deiner Hände. Du läufst Gefahr, daß damit durch vermaladeite Nekromantie oder schwarze Kunst gräulicher Mißbrauch getrieben werden könne zum Nachtheil deines eigenen Leibes und Lebens.«

Epiphanie schauderte. »Wüßt' ich's, wer es empfinge!« sagte sie halblaut.

Indem erklang wieder die wunderbare Stimme: »Fabian! Fabian!« Während Alle, selbst Addrich, bei diesem Ruf umher blickten, Jeder nach einer andern Gegend des Gemachs, nahm Epiphanie eine Schere vom Fenster, schnitt einen kleinen Theil des Goldhaars ab, das sich hinter ihrem Ohr nieder zu einer natürlichen Locke am Halse krümmte, und gab es dem Weibe mit den Worten: »Den Namen führt der böse Geist nicht im Munde. Nimm hin!«

»Ich untersag' es dir, in Vigore meines Rechts über dich!« schrie der Hauptmann: »Ich will meine Braut lieber im Sarge, als in des Satans Klauen sehen.«

„Unsinniger!“ rief Epiphanie: „Sie haben so wenig Recht über mich, als deine eignen Klauen. Mit dem Namen des dreieinigen Gottes bann' ich die Hölle, und mit dem Namen Fabians die höllische Kunst, die du an mir bewiesen hast. Geh, geh, deine Fallstricke sind zerrissen, in denen du mich zur Sünde hinabzustürzen dachtest. Du wirst meine Sinne nicht mehr mit deinem Hauch betäuben, meine Gedanken nicht mehr mit deinem Zauber besudeln.“

„Delirirst du abermals?“ rief Gideon: „So wahr ich lebe, es ist dir schon von irgend einem Unhold angethan, daß du mich schändlicher Dinge inculpirst. Auf rechtem Wege geschieht's nicht, daß deine vormalige Affektion in so unsinnigen Haß verwandelt worden ist. Ich fürchte, die vorwitzigen Commercia und Trafiquen, in die du dich mit unsichtbaren Geschöpfen eingelassen, haben dir zu einem bösen Passus geholfen. — Addrich, du stehst an Vaters Statt; gebiete ihr, die verdächtige Truhe zurückzugeben, und fordere diesem Weibe die Haare ab.“

Stolz entgegnete Epiphanie: „Ich bin die Tochter von Addrichs Bruder, nicht Addrichs leibeigene Magd.“

„Addrich!“ rief Gideon: „Du hast mir Epiphaniens Hand zugesagt. Es ist von meiner und deiner Connivenz, daß du in ihrer Präsenz die Declaration ertheilst und von ihr die kindliche Obedienz requirirst.“

„Hilf, gerechter Himmel!“ schrie Epiphanie: „Wohin bin ich gerathen, daß man mich verschenken oder verkaufen darf? Aber ihr irrt beide. Ihr könnet mich mit Gewalt zum Kirchhof tragen, aber nicht bis zum Altar in die Kirche.“

Da erscholl die Stimme des Unsichtbaren wieder: „Je höher Noth, je näher Gott!“

Alle wandten ihre Augen gegen das offen gebliebene Fenster, wo ein buntgefleckter, niedlicher Vogel auf einem der Blumengeschirre saß, den gelblichen Schnabel wetzte, die purpur= und dunkelgrün=schillernden Federn schüttelte, und noch einmal sprach: „Je höher Noth, je näher Gott!“

Die Bäuerin Käthi Gloor kreuzte und segnete sich bei dem Anblick; des Hauptmanns Zunge schien vom Erstaunen gelähmt; Epiphanie breitete, mit freudeleuchtenden Augen, ihre Arme, in der Stellung bittender Liebe, gegen das Fenster, und Addrich verzog lächelnd das Gesicht, indem er sagte: „Seht da den Staar! Wie

kam der Tausendkünstler ins Zimmer?« Er näherte sich langsam dem Fenster und lockte den Vogel mit den Worten: »Matz! Matz!« Aber das zierliche Geschöpf drehte das Köpfchen behend nach allen Seiten und entflatterte in die Freiheit.

»Behüte mich Gott in Gnaden!« sagte die Bäuerin, nickte gegen Epiphania grüßend zum Abschiede und entfernte sich eiligst aus dem Zimmer mit der üblichen Redensart der Landleute: »So lebet wohl und zürnet nicht!«

»Folge dem Weibe, begleit' es nach Seon!« redete Addrich hastig den Hauptmann an: »Seon liegt den Geschäften, die dich erwarten, nicht aus dem Wege. Mir aber ist es so wichtig, als dir, zu wissen, wer das Mädchen hier so fürstlich beschenkt hat. Laß dem Weibe die Haarlocke; du wirst den Mann sehen, dem sie gebracht wird. Sage, du selber wollest Zeugniß für die richtige Bestellung ablegen. Mache das Weib unterwegs zutraulich und offenherzig; gib Geschäfte in Seon oder Hallwyl vor. Tummle dich! Morgen treffen wir uns vor Aarau.«

»Du hast Recht, bei Gott!« rief Gideon: »Der Umweg ist Kleinigkeit gegen den Gewinn, der da zu machen ist. Verlass' dich darauf, ich fange das Wild, und wär' es schlauer, als der Fuchs bei der Falle.«

Er gab dem Alten die Hand zum Valet; als er sie aber auch Epiphanien bot, trat sie schaudernd zurück und sagte: »Taste mich nicht an. Ich wollte, es lägen schon zehntausend Meilen zwischen dir und mir!«

Er blieb eine Weile traurig und schweigend vor ihr stehen, indem er Blicke voll Unmuth und Zärtlichkeit auf sie heftete. Dann sagte er mit sichtbarer Bewegung seines ganzen Innern: »Fania, du hast mich blutig gekränkt. Ich habe allezeit mit hoher Discretion gegen dich gehandelt, habe mir nie die mindeste Licenz erlaubt; deine Affekten waren in Harmonie mit den meinigen. Ich weiß nicht, welcher böse Geist zwischen dich und mich getreten ist.«

»Fabian! Fabian!« rief Epiphanie mit schadenfroher Miene, als könne sie sicher damit einen Zauber bannen, der sie zu umgarnen drohte.

»Dieser schlimme und unnütze Bursch soll mich weniger, als ein körperloser Schatten, hindern, dich festzuhalten. Ich habe andere Majestäten gesehen! Schweig von dem Lotterbuben; dich hat eine

bösere Macht gebunden. Wahre dich! Und obschon du mich in den Tod beleidigt hast, wiss' es, ich liebe dich noch, und halte dich fürwahr höher, als mein Leben und meiner armen Seele Seligkeit. Leb' wohl! Gern oder ungern, du bist die Meine. Dich lass' ich nicht fahren, und müßt' ich dir in die höllische Verdammniß folgen. Mache deine Präparatoria zur Hochzeit und gedenke mein. Haben wir den Tyrannen Garaus gespielt, sollen sich Geigen und Trompeten lustig zum Brauttanz hören lassen. Gib mir die Hand zum Valet.«

»Gib ihm die Hand, Thörin!« sagte Addrich, als er Epiphanien gegen Gideon den Rücken wenden und zum Fenster treten sah, an welchem der wunderbare Vogel verschwunden war: »Gib ihm die Hand, damit er endlich gehe und die Spur des Weibes von Seon nicht verliere!«

»Mög' er nun und in Ewigkeit die meinige dazu verlieren!« sagte Epiphanie.

»Ei, Gideon, so laß die Grillenfängerin!« rief der Alte ärgerlich: »Es steht einem Kriegsmann übel, beim Mädchen zu faseln, während er im Fall ist, alle Stunden dem Feind ins Auge zu schauen. Fort mit dir! Das Vöglein will ich dir wohl bewahren, sorge nur für den goldenen Käfig, wohinein du es setzest. Erbeute dir ein Bernerschloß, und es soll dir nicht fehlen. Fort, deine schädliche Säumigkeit bringt dich um die Bekanntschaft eines Nebenbuhlers in Seon!«

Er führte ihn während dieser Rede aus dem jungfräulichen Zimmer weg, die Stiegen hinunter; ließ ihm kaum Zeit, den Degengurt über die Achseln zu werfen und den breiten Schwedenhut mit dem weißen Federbusch in die Stirn zu drücken. Er begleitete ihn noch eine Strecke aufwärts gegen den Berg, wo das Weib ging und kehrte dann mit dem Zuruf: »Glückliche Verrichtung! Morgen auf Wiedersehen im Suhrfelde vor Aarau!« nach seinem Hause um.

18.

Gespräch um Mitternacht.

Der Alte verschloß sich alsbald in sein Zimmer. Da blieb er lange einsam, obwohl es indessen finstre Nacht geworden. Wie er wieder zum Vorschein kam, warf er eine Menge zerschnittener Papiere in die Flamme des Herdes, zündete die Lampe an, und befahl, daß

Einer um den Andern, jeder von seinen Hausleuten, wie er sie der Reihe nach rufen ließe, vor ihm erscheinen solle. Er pflegte dies jedesmal zu thun, so oft er eine Reise von mehrern Tagen oder Wochen vorhatte. Auch durfte, so hatte er die Einrichtung getroffen, Keiner vom Andern wieder erfahren, was er einzeln mit Einem gesprochen hatte. Auf diese Weise blieben Alle unter einander geheimnißvoll. Aus Furcht oder Eigennutz — denn Addrich zahlte seine Knechte und Mägde reicher, als irgend ein Gutsbesitzer — vollzogen sie seine Aufträge, ohne den Inhalt derselben auszuplaudern, auch wenn er ganz bedeutungslos zu sein schien. Die Menschen, welche von ihm abhängig waren, hatten sich an diese Eigenthümlichkeit des Mannes gewöhnt.

Es war schon gegen Mitternacht, als er noch Epiphanien herbeiholen ließ. Aenneli mußte sie beim Krankenbett der Tochter, als Wächterin, ablösen.

Er verriegelte von innen die Thür des Zimmers und sagte: „Faneli, es dünkt mich sonderbar, daß seit gestern und heute so vielerlei Frage um dich gethan wird. Es scheint, man stelle dir von mehrern Seiten nach und wolle dich aus meinem Hause locken. Warum beweiset dir Junker Mey von Rued plötzlich die ungewohnte Theilnahme, schickt den Spielmann Wirri mit Briefschaft, und will dich ohne mein Vorwissen ins Liebegger Schloß führen lassen? Wer ist der schlimme Gesell, der nächtlicherweise zu deinem Kammerfenster stieg, dir das Blumenglas hinstellte, und vermuthlich auch den abgerichteten Vogel hineinschob? Fabian selber? Es ist nicht wahrscheinlich. Der ehrliche Junge wird nicht vergessen haben, daß ihm das Haus im Moos Tag und Nacht offen stehe. Wer könnt' es aber gewesen sein? Und wer ist der alte Mann im schwarzen Sammetbaret und köstlichen Leibpelz, mit der dicken Schramme über die Wange, welcher von Seon einem Landmädchen Kleinode schickt, die einer Königin anständig sein würden, und deren Werth weit über alle Vorstellung geht, die du dir davon machen kannst? Warum will man dich von mir hinweg zu deinem Taufpathen gen Aarau locken? Hast du keine Vermuthung, Faneli?“

„In der That,“ antwortete Epiphanie, „ich könnte leichter errathen, was über den Sternen oder unter der Erde vorgeht, als warum man sich von so verschiedenen Seiten mit mir zu schaffen macht. Aber vergiß nicht, es war mein Geburtstag und mit geheim-

nißvoller Zahl. Kein Anderer, als Fabian, kann der gewesen sein, welcher die Blumen gebracht, und wär' er's nicht gewesen, so war's... Du weißt es. Du hast es gesehen, du hast es gehört.»

»Wer war's? Doch nicht dein Schrätteli, leichtgläubiges Kind? Etwa der Staar? — Narrentheidinge!«

— Rede nicht so laut! Die Zwerglein haben feines Ohr und, du weißt es ja, Addrich, sie hören nicht gern, wenn von ihnen gesagt wird, wie sie einem Vogel in etwas gleichen.

»Mit den breiten Gänsefüßen, die sie haben sollen?«

— O, daß du doch das aussprechen mußt! rief Epiphanie heftig zugleich und schüchtern: Erzürne sie nicht. Sie sind gute Geschöpfe Gottes. Brechen wir ab davon.

»Wirklich, du sprichst Wahrheit, Faneli, es sind gute Geschöpfe. Ich fürchte sie auch gar nicht; die Menschen hingegen desto mehr. Das ist klar, es arbeiten Tücke wider mich. Dir wird nachgefragt und nachgestellt; aber mir ist's gemünzt. Vorzeiten waren die Menschen nicht des Paradieses werth; heutiges Tages sind sie so schlecht, daß sie nicht einmal den Aufwand einer Sündfluth verdienen, um vertilgt zu werden. Der Schöpfer läßt sie mit den übrigen Bestien gehen und sich einander zerreißen.«

— Pfui, Addrich! Machst mir immerdar eitle Angst, Dir eitle Plage, und hintennach gibt es doch unter den Menschen so viele schöne Ausnahmen.

»Nun ja, Narren oder Kinder, die das Himmelreich hinter dem Hag finden, wo sie mit den heiligen Engeln spielen, und wären es Zaunpfähle.«

— Addrich, glaub' es, wer Engeln gern begegnen will, dem begegnen sie gern. Deine fromme Tochter stelle ohne Furcht zu den Engeln; und ich will werden, wie Leonore.

»Dann stirb. Selig sind die Todten!« Hier schwieg der Alte, und neigte sein verfinstertes Antlitz auf die Brust. Bald aber richtete er sich wieder auf und sagte mit fester Stimme: »Hast du das arme Loreli lieb?«

— Von Herzen, wie eine Schwester lieb.

»So gib mir dein Versprechen: verlasse die Sterbende nicht! Ich muß eine Reise thun. Es beut sich Anlaß zu einer mächtigen Zerstreuung. Ich muß mich zerstreuen oder wahnsinnig werden. Wie lang' ich, oder wie weit ich mich von hier entferne, läßt sich nicht

voraussagen. Meine Tochter ist mir schon gestorben, wenn sie auch noch athmet. Bleib' ihr treu, Epiphanie. Es kann ihr keine weichere Hand die müden Augen zudrücken, die sich nach dem ewigen Schlaf sehnen, als deine schwesterliche Hand.«

— Ich werde Leonoren gewiß nicht verlassen, Oheim.

»Man will dich aus diesem Hause und vom Bette deiner Schwester reißen. Beruhige mich, Epiphanie. Lege deine Hand in meine Hand zum Gelübde vor Gott und seinen Engeln all', daß du unter keiner Bedingung, und aller List oder Gewalt zum Trotz, dies Haus nicht verlässest, bis Leonore deiner Pflege nicht mehr bedarf.«

— Hier die Hand, Addrich.

»Gib die Hand nicht, ohne freie, feste Zustimmung deines innersten Willens. Dein Gelübde wird zum Eide, und dein Wort dringt durch die Wolken. Das gebrochene Wort wird dir zur gebrochenen Seligkeit.«

— Hier die Hand, Addrich.

»Erinnere dich, Epiphanie, du bist meine Erbin, wenn es Leonore nicht mehr sein kann. Ich habe Alles für den Fall angeordnet. Du kannst der Zukunft kummerlos entgegenblicken.«

— Ich habe sie noch nicht gefürchtet, Addrich. Ich weiß wohl, die Zukunft steht im treuen Bunde mit der Vergangenheit; wem die Vergangenheit im Rücken nachschilt, dem droht die Zukunft ins Gesicht entgegen.

»Hauptmann Renold wird dein Beschützer werden, wenn ich's nicht mehr sein soll. Er ist ein schöner Mann, du wirst's gestehen; er ist beherzt und brav dazu, und nicht ohne Vermögen. Etwas eitel, eingebildet, prahlhaft, geziert, auch wohl auffahrend und soldatisch-frech, — nun, du kennst ihn, Faneli. Aber er brennt für dich in Liebe; und das härteste Eisen, wenn es glühend ist, wird weich, daß es sich biegen und zu Stecknadeln für Weiberputz machen läßt. Ich hab' ihm vorläufig deine Hand versprochen.«

— Meine Hand? Sein Weib zu werden? Du hast übel gethan. Ich verabscheue ihn und kann dir nicht gehorchen. Denn ....

Hoffst du auf Fabian ab der Almen?« unterbrach sie mißmuthig der Alte: »Er denkt nicht daran. Er hat dich nie von mir begehrt.«

— Zum Weibe? Wie sprichst du, Addrich? Der Bruder seine Schwester!

»Er ist dir nicht verwandter, als der große Mogul.«

— Bin ich darum minder seine Schwester? Wir sind, glaub' es mir, Geschwister vom ersten Kinderspiel an, dessen ich mich erinnere. Wir haben nur einerlei Gedanken, nur einerlei Willen, nur einerlei Erinnerung, nur einerlei Hoffnung, und können nicht anders. Er ist Ich, ich bin Er. Wir sind wahrlich eine einzige Seele in zween Körpern. Gott hat uns in zwei Hälften getrennt: er aber ist offenbar die bessere.

Addrich strich ihr lächelnd mit der Hand über die Augen, die ihn zu der treuherzigen und lebhaften Versicherung eben so lebhaft und treuherzig anblickten. „Bist noch vollkommenes Kind, Faneli!“ sagte er: „Man sollt' euch aber wirklich für Bruder und Schwester halten, wenn ihr beisammen seid: so wenig macht ihr euch dann mit einander zu schaffen.“

— Was sollen sich die verbundenen Hälften um einander kümmern? Dann sind sie ruhig, dann eins. Aber wenn sie getrennt leben müssen, vergehen sie in Schmerz und Sehnsucht nach sich, weil sie nur halbes Leben haben. Immer suchen sich ihre Gedanken auf, und fliegen ihre Wünsche einander nach.

„Indessen, Faneli, schien dir Hauptmann Renold doch nicht so ganz verhaßt zu sein, wie du dir nun Ansehen geben möchtest. Sei offen gegen mich. Ich weiß mehr, als du vielleicht vermuthest. Deine Verlegenheiten, dein Erröthen, dein zerstreutes, vergeßliches Wesen, wenn er mit dir ist, — Nichts ist mir entgangen. Ich könnte noch mehr sagen. Liebe plaudert aus den Augen und dringt durch den Handschuh.“

— Du hast dich betrogen. Vor Gideon flöh' ich ins Grab!

„Nun doch, ja, ihr hattet, merk' ich, Händel mit einander. Liebe will gezankt haben.“

— Liebe! rief Epiphanie mit Empörung ihres ganzen Wesens und unverstelltem Grausen: Nenne das ja nicht Liebe, Addrich, es wäre eine wahre Lästerung des Heiligen! O, wenn das ist, so habe ich nie meinen Vater, habe den guten Fabian nie, habe keinen Menschen noch lieb gehabt. Es ist das nicht Liebe, es ist Sinnenblendung, Seelenbrand, fieberhaftes Betrübtwerden, böse Gluth, die Mark und Gebein durchzieht. Hüte dich vor Gideon, er geht mit verbotenen Künsten um. Er kann, wie sehr auch ich mich sträube, mich an sich ziehen; er kann meinen Willen nach Gefallen bannen und mich zum Eigenthum machen, wie er will. Aber durch die Verwirrung meines

Gemüthes schreiet dann eine Simme, die Stimme meines Schutzgeistes: Es ist Sünde, es ist Sünde!

„Rede deutlicher, Mädchen. Ich verstehe dich nicht.“

— Hast du noch nie gehört, wie boshafte Gesellen durch Liebestränke, durch einen Bissen Brodes, den sie unterm Arm getragen, oder andere gottlose Zaubermittel eine Jungfrau um den Verstand bringen und von sich abhängig machen können, wie einen Hund, daß die Behexte in Schlaf und Wachen keine Ruhe findet und an einem innern Brand sterben muß?

„Aus wie viel hundert Altenweiberstuben hast du doch deine närrische Weisheit zusammengeschleppt! Entschlage dich des Wustes. Ein schönes Haus muß kein Lumpen-Magazin sein, und ein gesunder, frommer Sinn, wie der deine, nicht vor dem Gerümpel des Aberglaubens Schildwacht stehen.“

Indem er dies mit Unwillen und Lachen sagte, ließ sich an der Thür leises Pochen hören. Er ging, nachzusehen. Aenneli stand draußen und sprach: „Mir graut, mit Leonoren allein zu sein. Sie redet wunderlich aus dem Schlaf hervor. Darf Fania nicht neben mir wachen?“

Addrichs Miene schrumpfte plötzlich wieder düster zusammen. Er winkte Epiphanien. Sie gingen insgesammt zur Kranken.

19.

Schwanengesänge.

Die beiden Mädchen schwebten so leise, wie ihre Schatten, in Leonorens Gemach voran. Der Alte ließ die dickgesohlten Nagelschuhe vor der Thür. Von dem Tischlein am Bett goß die brennende Lampe durch das Zimmer bleichgelbe Strahlen. Die Mädchen setzten sich in einen Winkel eng zusammen, als wollten sie einander durch größere Nähe stärkern Muth machen, und flüsterten sich Unhörbares. Addrich trat zum Bett. Das Erheben seiner breiten Brust und der Achseln verrieth die Tiefe eines Seufzers, während dessen er den großblumigen Bettumhang sanft zurückstreifte, der das Antlitz seiner Tochter verschattete.

Da lag sie mit geschlossenen Augen, wie ein Gebilde von Alabasterstein, auf welches ein mattröthendes Licht fällt. Sie athmete sichtbar, aber die starre Ruhe ihrer schönen Züge verkündete den Bruch des

Geistes mit einem Leben, aus dem ihn nichts mehr ansprach und rührte. Als wäre die Welt von jeher für diese Augen luft- und lichtlos, und für diese Ohren von jeher stumm gewesen: so gleichgültig und abgeschlossen war jede der eingesunkenen, unbeweglichen Mienen.

Addrich zog sich gegen ein Fenster zurück, stützte die Arme auf das Gesims und legte sein Gesicht in die flachen Hände. Es herrschte lange, schauerliche Stille, als wäre mit Leonoren alles Leben auf Erden vergangen. Die beiden Mädchen saßen, mit auf die Brust gesenkten Häuptern und gefalteten Händen, in betender Stellung. Von Zeit zu Zeit machte Eine oder die Andere durch Bewegung ein leises Geräusch, wie aus Sehnsucht nach einem Laut oder aus Furcht vor allgemeiner Verstummung; aber beide fuhren erschrocken vor dem Rauschen ihres eigenen Gewandes und dem Girren ihrer Sessel zusammen.

Fast eine Viertelstunde mochte dieser peinliche Zustand gewährt haben, als Aenneli und Epiphanie zugleich horchend die Köpfe aufstreckten. Denn sie vernahmen vom Bett her die Lippen der Kranken flüstern. Epiphanie eilte dahin und legte ihr Ohr an die Lippen, wandte sich aber gelassen und Ernst wieder zu ihrem Platz und sagte zu der Gesellschafterin leise: „Sie fällt gewiß in ihren Gesang!"

Es scheint, daß Addrichs Tochter das Opfer einer jener Krankheiten werden mußte, welche noch heutiges Tages durch ihre wunderhaften Erscheinungen den Verstand der Zuschauer in Erstaunen, und die Kunst der Aerzte in Verzweiflung stürzen. Das alte Griechenland dankte denselben Göttersprüche aus dem Munde der Priesterinnen Apollons und Jupiters; aber die an den Wasserflüssen Babylons entarteten Kinder Israels erkannten in demselben nur Schelmenstreiche des Satans. Weil die Christen den jüdischen Sauerteig für unerläßlichen Zusatz zum reinen Brode des Lebens hielten, mußte sich auch Addrichs Tochter gefallen lassen, im Volk als eine vom bösen Geist Besessene zu gelten. Die Sagen, welche über Addrich umher gingen, schienen dies noch stärker, als die muthlosen Verzichtleistungen der Aerzte zu bekräftigen, die der Vater weit umher vergebens angerufen hatte. Würde Addrich, nachdem er sich von den Priestern Aesculaps verlassen sah, die ehrwürdigen Väter Kapuziner eines benachbarten Klosters zu Hilfe gerufen haben, um den Teufel zu beschwören, so wäre er vielleicht zu Stadt und Land wieder in den guten Ruf gekommen, Religion zu besitzen. Er aber hatte dies

Mittel verschmäht, nicht eben weil er zur Kirche Zwingli's gehörte, denn solchen Glauben bewahren auch viele evangelische Bauern im Gebirg noch heute, wie damals, als geheimen Glaubensartikel. Aber Addrich schien von Grund aus ein arger Freigeist zu sein. So blieb denn die unglückliche Eleonore in der Meinung des großen Haufens als eine Besessene verloren, während sie doch im väterlichen Hause für einen Engel gehalten ward, der zuweilen Ueberirdisches auszuplaudern, oder wenigstens nichts Geringeres zu sein schien, als einst Priams weissagende Tochter Cassandra dem Alterthum.

Ihr anfänglich leises Geflüster mit den Lippen hatte, wie dies bei ihr in der Krankheit zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte, nach und nach Ton gewonnen. Dieser erklang so leise, daß man ihn kaum deutlich vernahm. Gleich sanftberührten Glocken einer Harmonika, deren anfangs kaum erkennbarer Laut unter dem steigenden Druck des Fingers unmerklich stärker bis zum Nervenerschüttern anschwillt: so wurde die Stimme der Schläferin allmälig zu einem milde zwischen den Lippen sumsenden Gesang, eine Weile unverständlich, zuletzt heller und deutlicher, mit bestimmt gegliederten Tönen und Worten.

Die Todesstille der mitternächtlichen Stunde, und die falbe Beleuchtung aller Geräthe oder Verzierungen des Zimmers vom ruhigen Lampenschein, vermehrten das Grausenhafte eines Gesanges, der sich unwillkürlich aus der Brust der Schlummernden hervorzureißen schien. Die Stimme war unaussprechlich weich und süß, wie ein zartgehauchter Flötenton, aber die Sangweise schwermüthig und einförmig.

Man verstand endlich folgende Worte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel, blau und weiß,
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.

Aar schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst, der Aar.
Er kreist in großen Ringen.
Aar sucht die Leichenschaar.

Wo soll ich Alle finden,
Die mich so reu'n und freu'n?
Sie geh'n in Schattengründen
Die feuerrothen Reih'n.

Sie zieh'n den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück.
Vor gehn nun Feuerwogen,
Ein Blutstrom geht zurück.

Die letzten Silben erstarben fast, ehe sie den Weg zu den Ohren der Horchenden zurückgelegt hatten; die folgenden blieben ganz unverstanden, die Töne selbst wurden endlich immer matter, bis sie sich in das stille Gelispel der Lippen wieder auflöseten, mit dem sie begonnen worden waren.

Addrich, der anfangs den Kopf mit gespannten Mienen, voller Aufmerksamkeit, gegen die Schläferin gedreht hatte, zog sich in seinen Winkel zurück, und sinnend, mit verschränkten Armen, wiederholte er in Gedanken mehrmals die Worte, welche eine trübe Abspiegelung von Traumbildern zu sein schienen, die der Kranken vorschwebten. Allein er fand darin weder innern Zusammenhang, noch Anfang und Ende. Er wollte sich des Liedes entschlagen, nur die schaurig-süße Stimme sang ihm fort und fort durchs Ohr.

Aenneli flüsterte ihrer Nachbarin seitwärts zu: „Hast du Alles verstanden? Sie redete von Krieg und Blutvergießen. Wenn die Todten singen, steht der Welt großer Jammer vor; und ist Loreli nicht eine wahre Todesbraut? Man spricht davon, daß hunderttausend Soldaten ins Land gedrungen sind. Unser Volk ist im Aufstand, heißt es, und will Krieg. Gott sei uns gnädig! Im Krieg thut jeder, was er will.“

„Sei still!“ erwiederte Epiphanie: „Vielleicht vernehmen wir mehr. Der Krieg muß nicht erst kommen. Er ist schon da. Aber quäle deine Seele nicht mit fruchtlosen Besorgnissen, bete lieber. Ich sage dir, wer recht freudig beten kann, der kann recht freudig sterben. Was hast du mehr von dieser armen Welt, als ich? Bist du nicht eine Waise, vater- und mutterlos, wie ich? Darum bereite dich zu Allem. Kein Unheil bricht über die Menschen herein ohne himmlische Warnung. Daran erkennen wir die Barmherzigkeit Gottes! Denk' an die Ruthe des Kometen neulich im Christmond!“

„Daran denk' ich freilich oft,“ antwortete Aenneli, „aber ich wollte, ich dächte nicht daran und wüßte nichts. Dann hätt' ich keine Bangigkeiten, eh' noch das Uebel da wäre. Die Noth wäre nur halbe Noth, ohne Angst.“

„Kind!“ flüsterte Epiphanie zurück: „man entschüttet sich der

Angst sicherlich durch Nichtwissen; aber besser noch durch Alleswissen; und Christum lieb haben ist noch besser, als Alleswissen. Bete, dann bist du mit Gott, und siehst nur das Ewige. Was kann Krieg verwüsten? was Sturm und Erdbeben? Vergängliche Gebäude von Staub. Was denn der Tod? Nichts als das vergängliche Gehäuse unserer Seele, das von Staub ist.«

»Still!« sagte Aenneli, indem sie horchend den Zeigefinger in die Höhe hob und mit den Augen zum Bett hinüberlauschte.

Wirklich ließ sich abermals das leise Gelispel hören von Eleonorens Lippen, das nach mehrern Minuten Ton, Gesang und Worte wurde. Derselbe stilldurchdringende, süße Klang der Kehle, wie vorher; dieselbe wehmuthsschwere, einförmige Sangweise. Man unterschied folgende Worte:

Vom rosinfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist der Stein.

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus.
Dein Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Auf ewig zog von hinnen,
Was je dein Herz gesucht.
Mußt finden und gewinnen,
Was deine Lippe flucht.

Ruft dich der Freudenbote
Zum freudenreichen Rhein,
Grüßt dich der fromme Todte:
Du kehrst bei Keinem ein.

Was ringest du die Hände
Hoch auf des Berges Rand?
Schwarz ist des Abgrunds Ende,
Schroff ist die Felsenwand.

Nach dem letzten Worte stieß die Singende einen kurzen, aber so gellenden Schrei aus, daß Alle mit Entsetzen zusammenfuhren und

aufsprangen. Selbst Addrich ward vom Schreck bleich. Sie nahten sich insgesammt dem Bette mit ängstlicher Hastigkeit.

Eleonore lag, wie vorher, schlafend da, aber über ihr Gesicht war ein warmes Roth, wie milder Glanz, verbreitet. Sie that einen langen tiefen Seufzer, und ihre Mienen verklärten sich darauf in unaussprechlich angenehmes Lächeln. Es war das Lächeln des Entzückens, dem Siegeslächeln einer vom Irdischen losgebundenen Seele ähnlich, welches sie im Augenblick des Todes noch in Wangen und Lippen des Leichnams eindrückt und da zurückläßt. Ihr schwaches, aber regelmäßiges Athmen verkündete indessen bald, daß sie aus dem ungewöhnlichen Zustande in einen natürlichen Schlaf übergegangen sei.

Dieser Anblick beruhigte die Erschrockenen. Man kannte den wechselnden Gang der Krankheitserscheinungen. Mitternacht war vorüber. Epiphanie erbot sich, bis zum Morgen zu wachen, Addrich und Aenneli entfernten sich getrösteter.

20.

Das Wirthshaus in Gränichen.

Der graue Tagesglanz ging schon durch die kleinen Rundscheiben des Doppelfensters, und erhellte das Krankenzimmer mit blasser Klarheit, in welcher das rothe Lampenflämmlein ganz scheinlos ward, als Epiphanie zitternd zusammenfuhr. Sie fühlte eine fremde Hand über ihr Gesicht gehen, da sie eben von einem Schlummer bei ihrer nächtlichen Arbeit am Spinnrade überrascht worden war. Vor ihr aber stand ihr Oheim reisefertig; an der Seite ein Schwert; im breiten Ledergürtel über den weiten Pluderhosen zwo glänzende Radpistolen, halb verdeckt vom grauen, gesteppten Wamms.

Nachdem er vernommen, daß Eleonore mehrere Stunden gewacht und einige Erquickungen genommen habe, küßte er Epiphaniens Stirn, erinnerte sie ihres gestrigen Gelübdes, und verhieß, käm' er nicht selber zurück, zeitweise Nachrichten zu senden.

„Addrich,“ sagte seine Nichte, „du gehst böse Wege, Wege des Blutes!“

— Kind, der Weg des Rechts in dieser verwilderten Welt ist ein Wald- und kein Gartenweg. Es müssen von Zeit zu Zeit rechtschaffene Männer zusammenstehen und durch Dickicht und Gedörne bahnen.

„Addrich, hast du die Weissagungen dieser Nacht vergessen? Es waren Schwanengesänge voll Bedeutsamkeit.“

— Wohl Schwanengesänge! seufzte der Alte: Vielleicht die letzten Töne dieses schönen, sterbenden Schwanes, die ich hörte. Willst du mein Joseph sein und mir die Träume deuten, aus denen Loreli sang?

„Auf Freudenzeit und Lust deutete die Trauerstimme gewiß nicht.“

— Du hast Recht. Ich erwarte keine Lust mehr unterm Himmel; ich möchte sie nur noch Andern bereiten helfen. Leb wohl, laß dir nicht grauen! Du bist wohlbewacht. Versüße meinem Kinde die letzten Tropfen im Lebenskelch mit dem Honig deiner Liebe.

Er reichte ihr die Hand zum Abschiede, beugte sich dann über seine schlummernde Tochter, küßte leise ihre bleiche, eingesunkene Wange und ging eilig davon. Drunten gab er den versammelten Knechten und Mägden noch einzelne Worte. Die Hunde bellten fröhlich und sprangen an ihm auf. Er stieß sie zurück und ging einsam das Thal; längs dem Waldgebüsch, abwärts.

Es war Sonntagsfrühe. Hin und wieder scholl von entfernten Kirchen Geläute der Glocken. Aber das rief nicht zur Andacht, sondern zum Landsturm. Zuweilen vernahm das Ohr dumpfen Trommelschlag und Pfeifenblasen. Wie Addrich durch die Teufenthaler Hütten ging, erblickte er nur einige Weiber. „Unsere Mannschaft ist schon vor Tagesanbruch fortgezogen!“ riefen sie ihm zu: „Segn' Euch Gott, und bringet gute Beute!“ Sobald er, unter dem altverfallenen Felsenschloß der Trostburg vorüber, ins offene Kulmerthal trat, blitzten da und dort im Strahl der Sonne, die aus falben Wolken drang, hinter entlegenen Gebüschen Waffen, die nach derselben Richtung, wie er, zogen. Hinter ihm ließ sich deutlicher aus der Ferne Trommel- und Pfeifenspiel hören. Er sah einen Haufen bewaffneten Volks mit Fähnlein am Dorfe Kulm. Verschlossen und todt lag zu seiner Rechten die Burg Liebegg auf dem Vorsprung des Berges. Wie ihres längern Daseins ungewiß, oder als fürchtete sie die zerstörende Wuth empörter Unterthanen, schien sie sich in die Nacht der anstoßenden Tannenwaldungen vergraben zu wollen.

Addrich schritt gedankenvoll und eilends über die Ebene hinweg bis Gränichen, am Ausgang des Kulmerthals. Schon von weitem war ihm wildes Geschrei, Getümmel, Jauchzen, Rufen und Lärmen

entgegengedrungen. Das Dorf wimmelte von bewaffneten Bauern. Hier schwang Einer die Fahne seiner Schützenschaft, dort wurden verworrene Haufen in Reihen geordnet; Andere säuberten ihre Handbüchsen, Andere wetzten verrostete Säbel. Einige berathschlagten ernst; Andere tranken einander aus Feldflaschen zu; Andere fochten spielsweise zusammen. Das dichteste und bunteste Gedränge aber war vor dem Wirthshause, einem Bienenkorbe gleich, dessen Schwarm stoßen will. Addrich, der in dem Hause die Anführer der Haufen oder die Vorsteher der Gemeinden vermuthete, gelangte nicht ohne Mühe durch das Gewühl der Kommenden und Gehenden, in eine der menschenvollen Wirthsstuben.

„Wo sind die Hauptleute?“ fragte er die Nächsten von den Umstehenden. Aber keiner derselben achtete seines Wortes.

„Vermaledeites Haus, das keinen Schluck Branntwein gibt!“ schrie der Eine: „Ich breche dem Lump von Wirth das Genick, wenn ich ihn finde!“

„Halt's Maul, Balz!“ rief ihm lachend ein Anderer zu: „Es ist wahrlich bis Aarau nur eine Stunde Wegs. Da sauf dich satt; du mußt mehr als genug haben. Wir zapfen selbst Wein aus den Fässern, zahlen mit „Vergelt's Gott!“ und wischen den Rüssel mit dem Aermel ab. Ich denke, wir wollen einmal unsere Schulden tilgen, und schauen, wo die Stadtleute ihr Geld und Silbergeschirr haben.“

„Packt euch hinaus, Leute!“ brüllte ein Dritter, der aus dem Gedränge hervortrat: „Ich bin der Trüllmeister von Rynach, daß ihr's wisset. Stellet euch draußen in Reih' und Glied, ich werde euch mustern.“

„Was hast du zu kommandiren!“ erwiederte ein struppiger, untersetzter Kerl: „Pack dich von hinnen, oder ich setze dir die Schuhsohlen an den Magen. Mit dem Kommandiren ist's aus. Wir freie Schweizer wollen keine Obrigkeit. Dafür sind wir gekommen!“

„Ganz recht!“ erwiederte der Trüllmeister, der die Befehlshabermiene schnell in eine altklugfreundliche verwandelte, und mit angenommener Leutseligkeit dem Widerspenstigen auf die Achsel klopfte: „Vollkommen recht! Aber Ordnung muß doch in der Welt einmal sein. Ohne Befehl und Gehorsam geht Haus und Land unter; besteht keine Wirthschaft.“

„Wenn's um Gehorsam zu thun wäre,“ erwiederte der Struppkopf, „wären wir nach Mahnung des Herrn Pfarrers daheim ge-

blieben, und hätten Schultheiß, Rath und Bürger zu Bern am Platz gelassen. Jetzt aber sind wir einmal Meister und hat uns Keiner zu gebieten; am wenigsten soll ein Kerl, wie du, der mit Haut und Haar um sechs Kreuzer zu theuer ist, unser neuer Landvogt sein. Koth und Unflath halten gern zusammen, und der Trüllmeister meint, er sei ein Stück Schultheiß.«

Addrich, sobald er im Gewühl der Leute eine Lücke vor sich wahrnahm, mochte das Gespräch nicht länger hören, sondern drängte gegen das Innere des Zimmers durch. Er wurde bald wieder von einem Haufen eingedämmt, der einen der Tische umringte und seine Aufmerksamkeit einem fremden jungen Menschen zuwandte. Dieser verzehrte da ganz gemächlich und mit nicht geringer Eßlust seine Morgensuppe, und versuchte dazwischen den vor ihm stehenden Wein, ohne sich um die Zuschauer zu bekümmern. Der Jüngling mochte in der Mitte seiner Zwanziger stehen. Sein feines, fast mädchenhaftes Gesicht, welches noch vom Anflug keiner Leidenschaft Spur wies, mußte Wohlgefallen erregen, und die unerschütterliche Ruhe darin ließ ungewiß, ob das Unschuld oder furchtlose Sicherheit sei, die dem Bewußtsein der innern Kraft entflammt. Gescheiteltes, braungoldnes Haar fiel ihm langlockig auf die Schultern nieder, daß er fast einem jugendlichen Johannes glich, wie ihn Maler darzustellen pflegen. Sonderbar, als könne das Alles zu diesem Kopf nicht gehören, und doch gefällig stand dazu der gewaltige Gliederbau des Leibes, die Breite der Schultern, die gewölbte Brust, die Stärke der Hände.

Vermuthlich hatte aber weniger Gestalt, als städtische Kleidung des Jünglings die argwöhnische Neugier der Herumstehenden geweckt. Auf dem Tische lag ein braunes Sammetbaret. Ueber den blauen, zurückgeworfenen, kurzen Mantel und das gelbe, viel gestickte Wamms, breitete sich ein feiner, ausgezackter Halskragen vom zartesten Linnen. An den faltenreichen Beinkleidern, wo sie sich eng ums Knie schlossen, fehlten nicht die seidenen Schleifen; auch ein handbreiter, kragenartiger Ansatz ging, nach damaliger Sitte, vermuthlich den Niederländern nachgeahmt, unter dem Knie herum, und eine engere Fortsetzung der Beinkleider bis über die Waden schloß sich daran.

»Benz! ist er nicht taubstumm, so soll er das Maul aufthun. Man muß dem Hafen den Deckel ablüpfen!« sagte Einer in Addrichs Nachbarschaft.

„Es ist ein Linder*), man schmeckt's ihm ab; thut vornehm, will Herr sein!“ stimmte ein Zweiter ein.

„Ist er ein Linder,“ rief ein Dritter, „so werft ihn zum Fenster hinaus; man muß ihn unter den Kolben härten. Ist er gar ein Stadtspion, so henkt ihn. Man kann ja aus jedem Fürtuch einen Sack, und aus jedem Halstuch eine Galgenschlinge machen.“

„He, Bursch!“ schrie Einer, der zunächst am Tisch stand, dem jungen Menschen zu: „Gib Red' und Antwort. Wir begehren zu wissen, von wannen und wohin? Wie, wo und wann? Rede!“

Der junge Mann sah ruhig auf und antwortete: „Gut, ich rede wie, wo und wann's mir beliebt.“

„Du Milchbart, meinst, der erste April sei vor der Thür?“ erwiederte der Frager: „Ich mag des Narren Narr nicht sein und kann deiner Zunge wohl Beine machen.“

„Frage klüger, so antwort' ich gescheiter!“ entgegnete der junge Mensch und goß sich den letzten Wein ins Glas: „Gelt, du möchtest erfahren, ob ich von Aarau komme? Ob ich Aufträge habe? Ob ich thalaufwärts will? Hast Alles errathen.“

„Zeig, ob du Schriften auf dir hast, denn Sehen geht über Hören!“ versetzte der Wortführer: „He, ihr Leute, wer unter euch kann Schriften lesen? Zieht ihn über den Tisch vor. Untersucht den Burschen.“

„Legt keine Hand an, ihr könnet euch in die Finger stechen!“ sagte der Jüngling, setzte das Baret auf, und erhob sich von der Bank.

Erst jetzt konnte ihn auch Addrich erblicken. „Halt, ihr Mannen!“ rief dieser, und drängte sich zum Tisch: „Keine Uebereilung! Es ist Fabian ab der Almen, Einer von den Unsrigen, darauf verlaßt euch, der uns bald unentbehrlich sein wird. Denn er soll Arzt und Wundarzt bei unserm Heer sein. Es wird nicht an Arbeit fehlen, zerschossene Beine und zerbrochene Köpfe wieder zusammenzuflicken.“

„Laß ihn in Frieden! laß ihn!“ riefen jetzt Mehrere: „Der Mooser kennt ihn. Das ist genug. Wir müssen einen Doktor haben!“

Der Jüngling reichte freundlich dem Addrich die Hand zum Gruß über den Tisch und sagte zu den Bauern: „Ihr Leute, wüßt' ich's

*) Linde hießen in allen bürgerlichen Unruhen der Schweizer die, welche es mit der Obrigkeit hielten; Harte diejenigen, welche die aufständische Gegenpartei ausmachten.

nicht voraus, es sei einerlei, ob ich zu euch spreche, oder zum tauben Ohr eines Waldbaches, der über die Felder ausbricht, so würd' ich rathen, auf meine Kunst am wenigsten zu rechnen, sondern lieber auf der Stelle gegen die künftigen Hieb-, Schuß- und Stichwunden das einzige und wahre Schutzmittel zu suchen!"

Addrich, der Fabians Hand noch in der seinigen hielt, zog ihn bei derselben zu sich über den Tisch, unzufrieden über die Rede des Jüngling, die neuen Lärmen erregen konnte.

"Sappermost!" schrie ein langer Kerl, dem ein gewaltiger Schnauzbart und ein paar Narben fürchterliches Ansehen gaben: "Mich soll der Moloch in zehntausend Stücke vor euern Augen zersetzen, wenn der Kamerad nicht Recht hat. So lang' ich meine Gemskugel im französischen Regiment auf mir trug, mochte keine Batterie mir etwas anhaben. Meine Haut blieb glatt, wie ein Jungferngesicht, obschon Hut und Rock von den Musketenkugeln, wie ein Sieb, durchlöchert wurden. Drei Tage vor der Schlacht bei Rocroy verlor ich aber den Haarballen des Gemsmagens. Es sind nun zehn Jahre, da zerhackten mich die spanischen Säbel, wie einen Krautkopf. Seht nur her! Schutzmittel gehen über Heilmittel, das ist keine Frage. Ob man mir den aufgeschlitzten Bauch zunähen, oder ein Pflaster auf das Loch kleben kann, das die Kugel schlug, ist verdammt schlechter Trost. Wir haben jetzt aber den rechten Mann unter uns. Mooser, versorg' uns Alle wohl! Wir wissen, du bist der Rechte. Du kannst es!"

Sämmtliche Anwesende richteten schweigend ihre Blicke mit Neugier und zum Theil heimlichem Grausen auf Addrich, der Allen, wenn nicht von Person, doch durch Namen und Gerücht bekannt war.

Mit düster zusammengerunzeltem Gesicht erwiederte Addrich dem neuen Redner von der Seite: "Ich verstehe dein Gedolmetsch nicht."

"Alle hunderttausend Teufel, Mooser, verstelle dich nicht!" schrie der abgedankte Soldat: "Wir kennen dich wohl. Du kannst, wenn's sein muß, auf dem Mantel fahren, wie in einem Segelschiff; weißt die Passauer Kunst meisterlich zu praktiziren, daß man in Scharmützeln oder Treffen gefroren und ganz eisenfest gegen den Hieb steht, selbst wenn der Degen vorher in warmes Brod gesteckt worden, oder vom Stichblatt bis zur Spitze ganz vergüldet gewesen wäre. Oder lehre uns nur — das kannst du gar wohl — vierundzwanzig Stunden vor'm tödtlichen Gewehr gesichert zu bleiben. Das ist ein Kapitalstück in Schlachten! Täglich drei freie Schüsse zu haben, daß, ohne

zu zielen, die Kugel läuft, wohin man denkt, wär' auch nicht zu verschmähen.«

Addrich unterbrach den Schwätzer, indem er rasch, wie im Zorn, gegen ihn fuhr, die Hand erhob und mit bedeutungsvollem Ton rief: »Schweig! Davon zu anderer Zeit, du alter Stocknarr! Solche Dinge werden nicht in offener Landsgemeinde abgethan.«

Der Soldat verbeugte sich mit halbem Leibe sehr ernsthaft gegen Addrich, ohne ein Wort zu sagen; aber seine Geberde verrieth Pfiffigkeit, und daß er den Wink wohl begriffen habe. Indessen wandte sich Addrich wieder zu Fabian mit der Frage: »Wohin eigentlich willst du?«

»Mein Weg war zu dir ins Moos!« sagte der Jüngling.

»So hab' ich ihn dir um die Hälfte verkürzt!« versetzte Addrich: »Begleite mich gen Aarau. Wir wollen dahin, ehe der ganze Zug geht, voraus.« Mit diesen Worten begaben sich beide durch das Menschengedränge aus dem Zimmer. Die Leute wichen, geräumige Gassen bildend, scheu zurück, und sahen dem alten, finstern Schwarzkünstler aufmerksam nach, indem Einige dabei den Kopf schüttelten, Andere mit den Fingern verlegen hinterm Ohr kratzten, wieder Andere sich gegenseitig bedenklich zunickten.

21.

Die Unterredung im Gönhard.

Unterdessen das Gespräch im Wirthshaus von Gränichen über die beiden Abgegangenen fortgesetzt wurde, wanderten diese zum Dorfe hinaus durch die feuchten Wiesen gen Suhr. Man gewahrte waffentragende Bauern einzeln und truppweise überall in Bewegung. Jedoch achteten die Zwei wenig darauf, denn sie waren mit Gesprächen und Gedanken allzureich beschäftigt. Addrich, durch Erfahrung und Alter berechnender, als der Jüngling, verschob seine wichtigen Fragen und Angelegenheiten auf das letzte, während hingegen dieser das zuerst brachte, was zu erfahren ihn am heftigsten drängte. Sobald man zuerst Eleonorens Krankheit verhandelt hatte, sagte Fabian: »Also hat deine Nichte gestern keinen fröhlichen Geburtstag gefeiert?«

»Allerdings. Es fehlte nicht an Geschenken vom Morgen bis zum Abend; Blumen, zum Beispiel, und ein plaudernder Staar, der aber wieder davon flog . . .«

— Und nicht wieder gefangen? unterbrach ihn schnell Fabian.

„Deine Schuld. Du kamst zu meinem Hause wie ein Dieb in der Nacht, nur mit dem Unterschiede, daß du nicht nahmest, sondern brachtest. Aber meinen treuen Hund hättest du nicht tödten müssen.“

— Also ward ich von Renold erkannt? Er hetzte die Bestie. Ich mußte mich meines Leibes und Lebens wehren.

„Deine Schuld! Wenn du das Sonnenlicht scheust, poch' an in der Nacht; dir wird im Moos aufgethan.“

Ich konnte nicht verweilen. Gestern sollt' ich vor Tagesanbruch schon in Aarau sein; dafür hatt' ich das Ehrenwort zum Pfand eingesetzt. Der Sprung über ein paar Berge war geringer Umweg für Epiphaniens Geburtstag. Und dazu der verlobte Bräutigam im Hause, der noch nie mein Freund gewesen! Also in der That, Addrich, sie ist Renolds Braut?

„Ihm erst halb und halb anverlobt.“

— Mög' er ihr wenigstens den halben Himmel zutragen, den sie ihm ganz gibt. Ich kenn' ihn nicht recht, diesen Renold. Aber Epiphanie liebt ihn. Sie ist mit ihm in die Einsamkeit der Berge gewandelt, wie ehemals mit mir, ohne an seiner Seite den schneidenden Wind der Höhen zu empfinden; in die Verborgenheit der winterlichen Gebüsche, die seine Gegenwart ihr zum Frühlingsgarten verwandelte; er hielt die Heilige an seiner Brust .... O ich weiß Alles! Alles hab' ich erfahren, Alles! Ihre Liebe entsündigt und adelt Jeden vor Erd' und Himmel; und wär' er ein Bösewicht gewesen, durch sie wird er rein, wie ein Engel. Ich kenn' ihn nicht genau genug, diesen Renold. Vielleicht lag nur gegen mich in seiner Natur Feindseliges, oder ich sah sein Thun mit den Augen der sich selbst nicht bewußten Antipathie an. Vielleicht würd' ich ihn lieben, wenn ich ein Weib wäre; denn, wahrhaftig, schön ist er. Einem gefälligern Manne bin ich noch nie begegnet. Nur schien er zuweilen allzugeckenhaft=zierlich und fremd, so im Putz seines Leibes, wie in den Kleidern seiner Gedanken, nämlich den gesuchten, Ausländerei treibenden Worten. Das aber sind Kleinigkeiten!

„Sprich ehrlich, Fabian. Liebtest du vielleicht Epiphanien ernsthaft?“

— Ob ich ...? Welche Frage! So lange ich athme. Aber deute mich nicht falsch.

„Du hattest also keine Absicht auf sie?“

— Keine, als die der Bruder haben kann. Bei ihr ist für mich Alles anders, als bei andern Weibern; aber keines ist ihr zu vergleichen, wenn sie auch alle schöner wären. Bei ihr verstummt Neigung und Begier des Geschlechts. Ich hätte mich der Sünde geschämt, ihre Hand zu begehren. Sie war und ist nicht für mich ein weibliches Wesen, sondern ist und war mein Leib, mein Blut. Hast du je gehört, daß ein Mensch sich selber begehre, ob er gleich nicht aufhört, sich zu lieben? In der That aber gesteh' ich dir, ich find' es an Epiphanien unerklärlich, wie sie einen Gedanken von Verlobung, Hochzeit, Ehestand fassen konnte. Es scheint mir, sie habe sich erniedrigt, entweiht, aus ihrer Natur völlig heraus verirrt. Wie ist's möglich, daß Epiphanie eines Mannes Weib werden mag? Erkläre das!

Ueber Addrichs Gesicht flog bei diesen Worten ein spöttisches Lächeln. Er versetzte: „Mir scheint's, das Mädchen habe sich erst in die Natur hereingefunden, die sonst jedes Mädchen trägt. Du aber redest, Fabian, wie ein mannhohes, dreijähriges Kind. Und wenn ich Epiphanien dir nun zum Weibe geboten hätte?“

— Es wäre eine Frevelei ganz deiner Art gewesen. Jede Andere ist zum Weibe gut. Sprich davon nicht. Du lästerst gern; es steht dir übel.

Dies Gespräch spann sich so lang, als der Weg nach Suhr. Nahe vor dem Dorfe aber wandte sich Addrich mit seinem Begleiter links durch die Wiesen gegen die langen, finstern Waldhügel des Gönhard, um nicht in das Getümmel der Landstürmer zu gerathen, die sich im Dorfe versammelten. Fabian hatte indessen, was er zu wissen wünschen konnte, erfahren: die Sendung des Junkers Mey von Rued, Epiphanien zu entführen; die Sendung des Weibes von Seon mit den köstlichen Geschenken des Unbekannten, und dem Auftrage desselben, Epiphanie zu bewegen, nach Aarau zu ihrem Pathen zu gehen.

„Nun denn,“ sagte Addrich, als sie einen sandigen Fußweg zwischen den Tannen am Berge hinanstiegen, die Zeit wird's offenbaren, warum man aller Orten geschäftig wird, mir das Kind zu entreißen.“

— Damit du die Schuldlose nicht in dein trauriges Schicksal niederreißest, Addrich; denn du wirst für Rädelsführer von diesem Aufstand im Aargau gehalten. Darum war ich auf dem Wege ins Moos. Ich konnt' es nicht, wollt' es nicht glauben. Deine Anwesenheit in der Mitte der Rebellen von Gränichen, deine kriegerische

Rüstung, dein Ansehen unter den wilden Menschen dort haben mich unglücklicherweise anders belehrt.

„Unglücklicherweise?“ rief Addrich erstaunt und betrachtete den Jüngling, ob er scherze: „Woher kömmst du? Aus den Kerkern von Bern? Haben die dir den letzten Funken des Mannmuthes ausgelöscht, daß du sogar Fürsprecher der schweizerischen Knechtschaft werden willst? Oder haben sie dir so wohl gefallen, daß du deinen gnädigen Herren und Obern dafür dankbar werden willst? Fabian, warst du im Kerker?“

— Ich war's.

„Schuldig oder unschuldig?“

„Schuldig oder unschuldig, wie man's auslegt. Ich sehe darüber hin. Ich lebte in der Gefangenschaft mit dem Staar glücklich, den ich für Epiphanien abrichtete. Dem Thoren kann das Weltall eng, frommem Muth das Gefängniß Weltall werden.

„Ganz gut! Aber die Schande, aber die Schmach!“

— Addrich, das solltest du doch wissen, daß der Marmelstein des Palastes so wenig Ehre, als diese salpeterzerfressene Mauer des Kerkers Schande abfärbt.

„Brav, Bursch, da bist du wieder der Alte in meinem Geiste! Warum wurdest du eingesteckt? Wir hörten viele widersprechende Geschichten.“

— Nun ist's ein Jahr. Als ich einige Wochen in der Heimath war, berief man mich zur kranken Kammermagd des Landvogts, Heilmittel anzuordnen. Wie ich vergangenen Herbst abermals in die Heimath kam, ward ich vor Chorgericht gefordert. Das lügnerische Weibsbild hatte mich als Verführer angegeben, sagte es mir sogar frech und weinerlich ins Gesicht; wiederholte es selbst in den Wehen. Der Landvogt, ein hochfahrender, heftiger Mann, der mich meines Widerspruchs wegen aufs Schloß rufen ließ, ward im Wortwechsel so wild, daß er mir ins Gesicht schlug. Da zog ich ihm, zur Vergeltung, in Gegenwart aller Schreiber, Weibel und Amtsboten, eine Maulschelle so derber Gattung unter die Nase durch, daß er fünf Schritte zurücktaumelte. Ich hatte allerdings gegen eine grobe obrigkeitliche Person gefehlt.

„Berner Art! Darauf mußtest du ins Loch wandern, bis dir die Zeit lang ward und du ausbrachst?“

— Nein, Addrich. Das Weibsbild starb an den Folgen seiner

Entbindung, und erklärte im Tode meine Unschuld. Der Sohn des Landvogts war ihres Kindes Vater. Die Berner sind gerecht. Der Landvogt selbst ward fortan mein Fürsprecher; ich wurde von aller Strafe und Schuld losgesagt. Der Urheber meiner Gefangenschaft dachte edel genug, selber zu mir ins Gefängniß zu kommen und mir Versöhnung und Freundschaft anzubieten.

„Und diese heuchlerische Milde und Gerechtigkeit, dies schwächliche Kind der Angst vor dem wachgewordenen Grimm und Stolz des Volks hat dich bethört, geblendet, bestochen, geworben für Bern? Weil sich ein armseliger Junker gnädigst herabließ, einem Ehrenmann, den er mißhandelte, das Unrecht zu gestehen, findest du die Tatzen des Bären weich, die gefühllos ein ganzes Volk in den Staub drücken?“

— So wenig Addrich, daß ich vielmehr mein am Thunersee neu erkauftes Heimwesen wieder veräußern, der Willkür entrinnen und ins Land des Markgrafen von Baden ziehen will.

„Warum nicht deinen Arm lieber in diesen Tagen dem Volk gegen den Städterhochmuth leihen?“

— Ich leih' ihn wahrlich der Niederträchtigkeit so wenig, als dem Hochmuth.

„Bursch, achte dein Volk, das für sein Recht in Waffen steht. Auch Verzweiflung kann ehrwürdig sein.“

— Wie die Raserei.

„Also leuchtet es deinem Verstande wohl gar ein, daß es sich mit Gerechtigkeit vertrage, wenn selbstsüchtige Hinterlist die uralten Rechtsame der Dorfschaften nach und nach in Zweifel setzt, in den Auskehricht wirft, weil Fäulniß, Moder und Mäuse die Pergamentbriefe zerfressen haben? Ist's Recht, daß die Habgier der Stadt vom Regierergewerbe lebt, Münzwucherei treibt, Amtleute ins Land schickt, die sich, wie Blutigel, am Wohlstand des Volks satt saugen können; gerecht, wenn man den Junker für dasselbe Verbrechen mit einem sauern Seitenblick abstraft, wohl gar entschuldigt, für welches den Bauer Thurm, Ketten, Folter und Galgen erwarten?“

— Nein, Addrich, aber von der andern Seite ist's wohl eben so ungerecht, wenn man das hündische Volk zur Rache gegen Unschuldige und Schuldige hetzt; wenn man, um seine Wäsche zu trocknen, ein Dorf in Brand steckt, und wegen einiger falschen Schritte der Obrigkeit tausendmal falschere macht, welche Land und Leute auf ein Jahr-

hundert zu Grunde richten. Hütet euch, ihr wollt den Kreuzer gewinnen, und werft mit dem Thaler darnach! Dann bereut ihr den verlornen Thaler und setzet dafür die Doublone ins Spiel! Ihr kommet nie zu Ende, und setzet zuletzt Alles gegen Alles auf die trügliche Karte.

„Nicht zuletzt, guter Freund, da stehen wir heute schon!“ sagte Addrich hämisch lächelnd: „Wir wissen so gut, als du, daß Blut und Geld, welches der Krieg kosten mag, mehr werth sind, als der Widerruf eines bloßen Münzmandats. Aber nun wir einmal am Abrechnen mit der Stadtoberherrlichkeit sind, soll noch anders gerechnet werden. Es ist nicht darum zu thun, daß die Städte ihre Mißbräuche bereuen, nein, Mißbräuche sollen durch Gleichheit des Rechts zwischen Bauer und Junker unmöglich werden. Die Städte sind im Besitz der Landschaft durch Recht der Eroberung, sagt man. Gut, das Land hat das Recht, sich wieder zu erobern, so gut, als sich erobern zu lassen. Die Städte haben ihr Volk mit baarem Gelde, als leibeigen, erkauft, sagt man. Frage: Können rechtlicherweise Menschen, wie Vieh, gekauft und verkauft werden? Ein Rechtsstand, wie er vor Gott und aller Vernunft gilt, muß wieder hergestellt und das Schweizervolk frei werden, wie der Herr in der Stadt. Die Söhne der Tellen in den kleinen Kantonen und im Land der Graubündner, ja, die sind frei. Wird dein Herz nicht groß bei dem bloßen Namen der edeln Freiheit?“

— Allerdings, Addrich; aber es zieht sich wieder eng in sich selbst zusammen beim Anblick eurer Mittel. Kleine Kantone und Graubündner kauften ehrlich um baares Geld fremde Rechte an sich; ihr aber kaufet, wie Straßenräuber beim Krämer im Walde, mit dem Messer in der Faust, und wollet den Teufel zum Fürsprecher machen, daß ihr in die Himmelspforte eingehen könnet. Dazu biet' ich nun und nimmer meinen ehrlichen Arm.

„Nach deiner Meinung sollen wir also höflich danken, Fabian, wenn die Berner uns das Fell über die Ohren ziehen, weil sie es gebrauchen? Nein, und abermals nein, Bursch, Alles hat sein Maß! Es gibt ein Recht unterm Himmel, das ist nicht mit dem Schwert erbeutet, nicht mit der Kette gebunden, nicht mit dem Stammbaum gepflanzt. Es gehört den Menschenkindern von Ewigkeit und ist von keinem Menschenkinde weder zu geben noch zu nehmen. Gott der Herr schrieb der Freibrief unsers Geschlechts am sechsten Tage der Weltschöpfung, als er sein Ebenbild machte, legte die Abschrift in aller

Menschen Herz und Vernunft, und verwahrt die ewige Urkunde im Himmel. Den aber lassen die Machthaber auf Erden nicht gelten; sie hadern darüber mit den Schwachen, wie der Wolf mit dem Lamm. Aber fürwahr, das Ganze ist mehr, als der Theil, und die Wohlfahrt einer halben Million mehr, als die gemächliche Fütterung einiger regimentsfähiger Stadtbürger.«

— Täusche dich nicht, Alter, schaue deinen Leuten ins Gesicht! Kennst du das Volk, das jetzt am rührigsten bei der Hand ist? Ich hab' es gesehen. Die Ehrenleute, die stillen, fleißigen Eigenthümer schütteln zu euerm Unterfangen den Kopf, oder lassen ihn betrübt hangen. Aber die Lumpen, welche von der Hand in den Mund leben, die Ausgehauseten und Verganteten, die guten Wirthshauskunden, die mehr Kupfer auf der Nase als im Sack haben; abgedankte Soldaten, die aus fremdem Kriegssold lüderlicher heimkommen, als sie gegangen waren; die Würfel- und Kartenmänner mit zerrissenen Hosen, alle die wohlfeil gewinnen möchten, heben das Haupt steif und trotzig empor; und Kerls, denen man sonst in guter Gesellschaft das ungewaschene Maul verbot, führen jetzt das große Wort. Und was wollen sie gewinnen? Meinst du, öffentliche Wohlfahrt? Nein, wahrhaftig nicht. Ihre leeren Säcke, Zainen und Körbe sind schon hervorgeholt, um Geld und Waaren der geplünderten Stadtleute heimzutragen. Sie rüsten Schwefelhölzer für die Häuser ihrer Gläubiger, damit Gültbriefe und Zinsschriften in Rauch aufgehen. Leute, wie du und deinesgleichen, müssen nur Deckel ihrer Räuberei sein. Sieh deinen Leuten recht ins Gesicht, Addrich! Meinst du, Hochmuth, Ehrsucht, Habgier mache das Patrizierregiment verhaßt? Meinethalben, es sei! Aber die es stürzen wollen, zeigen wenig Uneigennützigkeit, Demuth und Milde. Setz' den Bauer auf den Edelmann, so reitet der Kobold auf dem Drachen durchs Land. Hab' ich Unrecht, Addrich?

»Und wenn du Recht hättest,« erwiederte Addrich ärgerlich, »dennoch muß es gethan sein. Doch du hast nur zum Fünftel Recht. Der reinste Strom führt Schlamm mit, und jede Arznei hat ihr Widerliches. Ich sage, Friede ist Sünde, wenn ihn feige Selbstsucht mit geschlachteten Freiheiten, Rechten und Wahrheiten füttert; und der Krieg ist ein Heiliger Gottes, wenn er der lichtscheuen Schlange der Tyrannei den Kopf zertritt. — Geh, Fabian, unsere Bahnen laufen nach entgegengesetzter Weltgegend.«

In der That, ob sie gleich beide noch lange ihre Versuche erneuerten, sich gegenseitig Einer zu des Andern Ueberzeugungen zu bekehren, hatte der Meinungshader hier, wie immer, die Wirkung, Jeden nur stärker in seinem Glauben zu besteifen, so wie der Sturmwind durch Erschütterungen den Wurzeln der Waldbäume zu ihrer Befestigung tiefer ins Erdreich dringen hilft.

Nachdem beide die Gründe ihres Verstandes erschöpft hatten, verschmähten sie sogar nicht das Mittel, sich durch Drohung und Verheißung zu gewinnen. Denn Fabian, seit seinem Knabenalter an den finstern Addrich und dessen Haus gewöhnt, konnte nicht mit Gelassenheit den Oheim und Pfleger Epiphaniens in das gewisseste Unrecht, oder in das wahrscheinlichste Verderben rennen sehen. Er schilderte ihm dieses, und Eleonorens und Epiphaniens Loos. Er wiederholte, daß man in Aarau den Mann im Moose für Haupträdelsführer des Aufruhrs im Aargau halte. Er gestand, daß er sich aufgemacht habe, ihn entweder für gerechtere Gesinnungen zu stimmen, oder Epiphanien zu bereden, unter dem Obdach ihres Taufpathen Zuflucht zu nehmen.

Addrich aber begegnete dem Allen und bewies ihm das Eitle der gehabten Hoffnungen. Er scheue keine Gefahr, die ihm persönlich drohe, und Epiphanie werde sich nicht von der sterbenskranken Freundin entfernen, da sie das Gelübde gethan. Hinwieder versuchte er selber gegen den Jüngling das letzte Bestechungsmittel. Er zeigte ihm Epiphaniens Hand als Preis.

„Die hast nicht du, Addrich, sondern sie selbst, auszubieten!“ rief Fabian mit Unwillen: „Sie selbst aber, die so fromm und rein ist, kann sich nicht zum Preis der Schlechtigkeit geben. Wenn sie es aber könnte, wenn sie es könnte … o nein, warum sollt' ich das Unmöglichste ins Reich der Möglichkeit stellen? ich aber würde lieber die Hand eines Aussätzigen, als solche Hand dann berühren. Warum bietest du sie? Kannst du einem Bruder das Herz der Schwester schenken oder entfremden? Sie ist Renolds Verlobte. Sie liebt ihn …. Nun ja doch; sie liebt ihn. Ich verliere sie darum nicht. Geschwister lieben sich anders, als Gatten.

„So fahre wohl!“ sagte Addrich: „Doch will ich dir den Schmerz nicht bergen, meinen Weg ohne dich gehen zu müssen. Das ist aber mein Loos: was ich liebe, muß von mir abfallen, und Alles, was ich hasse, wird zur Klette an meinem Leben. Ich bin von Natur

gut; aber die Bessern unter den Menschen stehen scheu vor mir zurück; und, als wär' ich der Magnet für alles Schlechte, fliegt mir dies an.

22.

Der neue Hiob.

„Höre, Addrich,“ sagte Fabian und blieb stehen, indem er den Alten zurückhielt, „du guter und kluger Mann, sollte dir der Schlüssel zu diesem Räthsel unsichtbar geblieben sein? Ja, du bist gut, und bist klug. Du willst aber oft klüger, als gut sein; darum wird selbst deine Tugend nur für Klugheit gehalten und darum verkennen dich Gute und Schlechte.“

— Was willst du mit deinem Geschwätz? Wann wollt' ich klüger sein, als gut?

„Wann dir der krumme Weg kürzer, als der gerade schien. Warum mußtest du, zum Beispiel, noch im Wirthshaus von Gränichen, die albernen Bauern in der abergläubigen Erwartung von deiner Hexenmeisterei bestärken? Warum wolltest du selbst Epiphaniens Hand mir zum Köder verwandeln, für den ich meinen Ueberzeugungen treulos werden sollte? Mußte sie auch das vielleicht nur, und nichts anders, dem Hauptmann Renold sein? Addrich, arbeite dem Volksaufstand entgegen, der sich jetzt wie wirbelnder Sturm um uns bewegt. Sei besser, als klug!“

— O du hochweises Kind von sechsundzwanzig Sommern, mit dem Doktorhut auf dem unbärtigen Haupt! wenn du einst, gleich mir, zwei Drittel eines Jahrhunderts am Gewebe deines Lebens und vor tausend zerrissenen Fäden gesessen bist, dann setze dich auf Addrichs Grab, und überlege das Wort, das du sagtest. Es wird dir leichter sein, die Grenzen in einander fließender Schatten zu finden, welche von zwei Lichtern geworfen werden, als das zu unterscheiden, was in den Thaten der Menschen dem Licht des Rechts und der Klugheit angehört. Nein, Fabian, der Mensch ist nicht des Schöpfers Meisterstück.

„Addrich, lästere nicht wider den Himmel.“

— Ist der Gedanke Lästerung? Warum wuchs er in meinem Gehirn? Bin ich sein Schöpfer, oder ist's die Natur des Bodens, aus dem er von selbst hervorschoß? Fabian, glaub' es mir altem Manne, der Mensch hat eine Kleinigkeit zu viel, um je glücklich zu

werden, nämlich seine Vernunft! Ohne Vernunft wär' er noch ein ganz behagliches, leidliches Thier; jetzt ist er ein widerliches Zwitterding, das mit verwachsenen und verstümmelten Gliedern nirgends hinreicht. Thier will er, kann er nicht sein; und mit der Vernunftlaterne sieht er nur die Finsterniß, und erkennt weder, von wannen er kömmt, noch wohin er fährt, oder wozu er ißt und trinkt. Nichts sieht er, als daß Alles um ihn, er sich selber Nacht ist, und daß eben im Widerspruch seines Daseins das ewige Elend desselben wohnt. Geh, Fabian, geh! Ich habe diese Welt nun von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth. Geh, ich bin müde. Ich will ein wenig ruhen. Meine Nacht war ohne Schlaf. Laß mich hier allein.

Addrich setzte sich während dieser Rede unter einer der ältesten Gönhardstannen in hochgepolstertes Moos und wandte das Gesicht zur Erde. Fabian aber ließ sich neben ihm nieder und sagte: „Deine alte Schwermuth will dich überfallen und martern, in der du, wie Hiob, an Gott und Menschen verzagest und deinen Tag verfluchest. Laß mich bleiben und dir ein neuer Elihu, Baracheels Sohn werden.“

Der Alte schwieg und richtete lange Zeit das Haupt nicht auf. Endlich that er einen schweren Seufzer und sprach: „Ich bin schlecht und recht wie Hiob gewesen; und habe Unglück, wie ein Ungerechter, und bin verstoßen, wie ein Uebelthäter. Du kannst kein Elihu sein, denn ich bin kein Hiob. Dieser Mann vom Lande Uz hatte seine Wohltage genossen, und, wenn auch verloren, doch nach den Wehtagen wieder empfangen. Ich aber habe die meinigen nie gesehen, und werde sie nicht sehen. Zu ihm sprach ein Gott; aber mir bleibt der Gott stumm, den ich rief. Wem soll ich ein Leben danken, das ich verwünsche?“

— Schweig, Addrich, Gott könnte seinen Blitz zur Erde senden, und dein wahnsinniges Freveln strafen! rief Fabian, dem Alten beruhigend und schmeichelnd die Achseln klopfend.

„Daß er's thäte! Wenigstens wüßt' ich dann, daß er wäre.“

— Alter, willst du an Gottes Sein verzweifeln?

„Bin ich nicht meines Lebens Stimme? Mein Leben ist's, das an ihm zweifelt. Es war kein Gott darin. Meine Mutter starb in den Wehen, damit ich nicht von ihr geliebt würde. Mein Vater stieß mich von seiner Brust, weil ich der Häßlichere war. Er gab mir eine Stiefmutter. Ihr Sohn, mein Bruder, war schön. Er sollte der

Abel, ich der Kain sein. Meine Knabenzeit fraß sich auf, unter Thränen und Flüchen. Ich kannte keine Gespielen, wie andere Kinder haben, und schloß aus Herzensbedürfniß Freundschaft mit den Kettenhunden.«

— Laß gut sein, Addrich, ich weiß das. Wozu wetzest du deinen Schmerz immer an diesen Erinnerungen?

»Höre mich an! Ich will ausreden!« schrie Addrich mit Heftigkeit: »Siehe hinein in meine Wunden, und suche den Gott darin, und dann verurtheile mich. Da ich Jüngling war, stieg mir eine Sonne auf. Ich liebte und vergaß, daß ich häßlich geboren war. Aber Diethelm, mein Stiefbruder, war schöner, und die ich liebte, ward meines Bruders Weib. Ich sah keine Sonne wieder. Mein Vater erzwang mir eine andere Ehe des Geldes willen. Vielleicht hätt' ich mich noch mit meinem Loose versöhnen können. Aber ich las täglich den Unmuth in meines Weibes Blicken. Ihr Herz gehörte schon lange einem Andern. Sie gebar Eleonoren und starb im auszehrenden Gram. Die Welt sprach, ich hätte sie vergiftet. Das Gerücht und der Abscheu der Menschen gegen mich ward allgemein.«

— Manches Ehrenmannes guter Ruf, nicht der deine allein, ward vom stinkenden Nebel der Verleumdung dunkel. Aber die Wahrheits-Sonne, wenn sie auch untergeht, tritt immer endlich an ihre himmlische Stelle zurück.

»Für mich halten Wahrheit und Sonne ewigen Feierabend. Die Verleumdung lebt im Maule des Pöbels, ohne alle Nahrung, wie die Kröte im Stein. Ich konnte diese Scheu der Menschen vor mir nicht ertragen, übergab mein Kind nebst Haus und Hof dem alten Vater, fuhr den Rhein hinab und mit den Holländern über das Meer nach Ostindien. Ich irrte Jahre lang herum. Ich sah die Schätze vieler Länder, und Treiben, Tracht und Sitte vieler Völker; aber unter allen Himmelsstrichen begegnete ich der selbstgierigen Bestialität wieder, die ich in den Bergen des Oberlandes verlassen hatte. Nur trug sie andere Hautfarbe, Sprache und Kleidung. In Müh' und Noth manches Jahres hatt' ich Vermögen erworben, das für mich beträchtlich heißen konnte. Ich eilte nach Europa zu meinem Kinde, und fiel in die Hand afrikanischer Seeräuber. Zwei Jahre arbeitete ich als Sklav, bis mich ein italienischer Mönch loskaufte, um mich katholisch und sich beim Himmelspförtner einen Stein im Brett zu machen. Als Bettler zog ich in meine Heimath ein, fand den Vater

todt, mein Kind schwächlich, mein geringes Erbtheil treulos halb vergeudet.«

— Es ist wahr, Addrich, das Glück war dir unhold. Doch mich würd' es stolz machen, wenn ich, wie du, zurückschauen und sagen könnte: ich habe mit dem Schicksal gerungen und gesiegt.

„Ja, wenn ich's sagen könnte! Aber von Sorgen verzehrt, von der scheuen Verachtung des Pöbels erdrückt, hielt ich mich nur allein noch an der Liebe meines Kindes, an den Krücken der Hoffnung aufrecht. Ich wollte die Veruntreuer meines Erbtheils anklagen; sie standen stolz und sicher im Schutz mächtiger Gönner zu Bern. Mir wies man die Thür. Ich reisete, guten Rath zu holen, zu meinem Stiefbruder Diethelm. Er lebte mit seinem Kinde, als Wittwer, in Dürftigkeit, an der Lenk. Er hatte mehr durch die Schlechtigkeit des Landvogts, unter dem er gedient, als durch eigene Schuld, Ehre, Amt und Vermögen einbüßen müssen. Statt mir zu rathen, sprach er nur von sich, von seinen Hoffnungen, angestellt zu werden, wenn er den Rest einer Schuld tilgen könne, die ungefähr den Werth dessen betrug, was ich noch besaß. Er machte mir wahrscheinlich, wenn ich Muth hätte, ihn zu retten, könne uns beiden geholfen werden. Ich schlug es ab, für ihn Bettler zu werden mit meinem Kind. Er schwor, mich nicht zu täuschen. Er schwor, mein Beistand bleibe die letzte seiner Hoffnungen. Er fiel mir in Verzweiflung zu Füßen. Ich dachte an mein armes Kind und verweigerte standhaft. Doch in der Nacht darauf, nach langem Kampf mit mir selber, entschloß ich mich dennoch, Alles für den Bruder hinzuopfern. Ich ging Morgens zu ihm, um ihm meine Einwilligung zu verkünden. Ich fand ihn nicht mehr, sondern nur einen hinterlassenen Zettel mit den Worten: Suchet meinen Leichnam nicht; erbarmet euch meines Kindes!«

— Ich kenne die gräßliche Begebenheit; ich war, glaub' ich, damals ein fünfzehnjähriger Knabe. Der Pfarrer nahm sich der kleinen Epiphanie an. Erzähle nicht weiter.

„Man suchte ihn lange. Ich durchlief halb wahnsinnig die Gegend und das ganze Gebirg umher. Ich klagte meine eigene Härte an. Erst sieben Wochen nachher erblickte ein Simmenthaler Gemsjäger Diethelms Hut in einem der Abgründe am Rawylgletscher, in dessen Nacht und Tiefe sich Keiner hinunterwagen konnte. So war ich der Kain worden; war es, ohne meine Schuld, und mein Schmerz war größer, als meine Schuld. Man legte mir aber mehr zur Last, als

ich gesündigt hatte. Ich floh die feindselige Heimath zum zweiten Mal, verkaufte all' das Meinige und siedelte mich im Moos an. Ich arbeitete Jahre lang, wie einst an der Sklavenkette des Afrikaners; aber es war für mein Kind. Ich rodete Wald aus, trocknete Sümpfe, machte Einöden urbar. Ich gewann durch Handel in Sempach, Willisau und Luzern. Ich kam zu Wohlstand, aber auch zum Ruf des Schatzgräbers, Straßenräubers und Bundesgenossen des Teufels. Für mein Kind, für die letzte und einzige meiner Freuden, hätt' ich das Mühseligste gethan, das Härteste ertragen. Eleonore aber lebte Siechentage; jetzt lebt sie schon manche Woche nicht mehr, ob sie gleich athmet. Meine Kräfte brechen. Soll ich nicht das Ende meines Bruders Diethelm nehmen, muß ich mich in großen Zerstreuungen berauschen und betäuben.»

— Der Rausch der Empörung, Addrich, war der unseligste von allen, die dir zur Auswahl frei standen.

«Meine Wege sind nicht deine Wege, Bursch. Hättest du, wie ich, in den Grund des Verderbens und Elends hinabgesehen, worin das Volk von Regierern und Treibern niedergehalten wird, die von seiner Arbeit und Unkunde leben wollen: du würdest keinen heiligern Rausch kennen, als den für Erlösung der Menschheit aus den Banden der Nacht und der Bestialität. — Geh, du verstehst mich nicht; keiner versteht mich. Meine Sprache ist auf Erden nicht verstanden. Meine beste Tugend sieht dem Verbrechen gleich. Als hing' ein verpestender Fluch an meinen Fingern, verdirbt und stirbt, was sie berühren, und der Odem meines Mundes zerfrißt selbst das nie rostende Gold. Aber ich kann nun kein Anderer sein, als der ich bin. Und wird die Welt durch nichts Göttliches droben bewegt, will ich allein das Göttliche wider die Welt sein und das Licht über dem Wüsten und Leeren. Komm, Bursch, du verstehst mich nicht; komm zu den Leuten; ich will wieder deine und ihre Sprache reden, damit ihr Alle nicht meinet, ich sei wahnsinnig, und auf daß ihr mir keinen Vogt setzet, oder mich an die Kette schließet. Komm!»

Addrich sprang von der Erde auf und verfolgte mit großen Schritten den Fußweg über den Bergrücken. Fabian ergriff ihn im Gehen bei der Hand, und sprach mit Herzlichkeit: «Addrich, du eilst deinem und des Landes Verderben zu.»

Indem er dies sagte, schloß sich das Dickicht vor ihnen auf, und eine weite, prächtige Landschaft faltete sich vor ihnen, im Glanz der

Sonne, mit Wiesen, Wäldern, Burgen, Dörfern und Flecken aus, umfangen vom Halbmond des stolzen Juragebirgs und durchblitzt von den Wellen des vielgewundenen Aarstromes.

„Schau hinab, Addrich!“ rief Fabian ab der Almen: „Ist es göttlich, die Mordfackel und Verwüstung in dies ruhige Eden zu werfen?“

„Thor!“ erwiederte der Alte: „Was nennst du göttlich? Das Leben um uns her, oder den Staub daran und darum? Mögen doch Hütten und Kerker Asche werden: wenn nur die erlöseten Sklaven zur Freiheit eingehen. Sieh, die Wiesen, wie sie dem Frühling entgegengrünen; die Bergspitzen, wie sie den Schneemantel abstreifen, und die dürren Wälder, wie sie ihres Schmucks gewärtig sind; soll nur das Menschengeschlecht den Winterschlaf ohne allen Frühlingsmorgen schlafen?“

— Addrich, laß mich zum letzten Mal ...

„Ja, denn! zum letzten Mal: Ich will untergehen, oder das Edlere muß auferstehen!“ Mit diesen Worten ging der Alte hastig bergab, in gerader Richtung, einer mit Spießen und Morgensternen bewaffneten Schaar Bauern entgegen, die am Suhrbach sich gegen die Stadt in langen Reihen fortbewegte.

23.
Der Landsturm.

Fabian ließ die lärmenden Haufen vorüberziehen. Er betrachtete nicht ohne Unruhe die bedrohte Stadt, welche ihre finstern Giebeldächer und Thürme mit furchtsamer Neugier über die Ringmauern hervorzustrecken schien, während die Ebene des Suhrfeldes, zwischen dem Gönhardhügel und Aarufer, von den Banden des Aufruhrs wimmelte. Einige tausend Mann lagerten oder standen da, in ungeordneten Rotten, auf Aeckern und Wiesen, oder liefen verworren durcheinander. Man hörte das Getöse ihrer Berathungen, welches dann und wann noch durch Musketenschüsse und Trommelwirbel derer begleitet ward, die ihre kriegerischen Werkzeuge versuchen wollten. Als wenn sich die Bäume der düstern Waldungen von Rohr und Buchs und der Thäler umher in Menschen verwandeln könnten, sah man aus deren Schatten sich immer neue Schlachthaufen loswinden, die mit ihren Fahnen die Zahl der Anwesenden vermehrten.

Behutsam stieg der Jüngling von der Höhe nieder, und ließ sich von dem Bache, welcher seit Alters die Straßen und Gewerbe Aaraus belebt, zur obern Vorstadt führen. Auch hier begegneten ihm schon die trotzigen, kecken Gesichter des Landsturms in allen Gassen. Auf dem Platze vor dem großen Löwen stand die Fahne von Rynach aufgepflanzt. Daselbst sah er das Gewühl der Bauern am dichtesten um einen engeren Menschenkreis, in dessen Mitte einzelne laute Stimmen vernommen wurden, wie bei Berathung oder Streit. Als er das Gedränge bis zum innern Ringe durchbrochen hatte, erblickte er, unter vielen unbekannten, wilden Gesichtern, den über seine Nachbarn riesenhaft vorragenden Addrich, und ihm, neben einigen Rathsherren der Stadt, den Junker Mey von Rued gegenüber.

„Somit haben wir euch unsere Willensmeinung kund gethan!“ sagte ein stattlich gekleideter Landmann, dessen Worten Alle aufmerksam horchten: „Und für diese Meinung sind zehntausend Schwerte bereit, ihre Scheiden zu verlassen. Wir sind nicht wider euch ausgezogen, ihr Herren von Aarau, also sollet ihr nicht wider uns stehen. Gestattet ihr aber fremdem Volk den Zug durch eure Stadt, sollet ihr ihn billig euern Landsleuten nicht versagen. Feindliche Besatzung bei euch dulden wir nicht. Wenn die Basler und Mühlhauser nicht bis Mittag abziehen, werden wir dieselben angreifen und ausstäupen. Dann aber, Aarauer, kann Niemand Bürgschaft leisten, daß die Wuth des Volks nicht über die Schnur haue. Ihr wisset gar wohl, daß das Unglück breite Füße hat, und sich, wo es einmal steht, nicht leicht fortstoßen läßt. Also nehmet eurer Schanze wahr!“

„Ihr Männer!“ rief der Oberherr von Rued: „Leihet mir noch einmal euer Gehör, denn mein Innerstes erzittert, euch in dieser beispiellosen Verblendung dem Abgrund des Verderbens entgegentaumeln zu sehen. Wenn euch euer guter Engel plötzlich aus dem Rausch, in welchem ihr jetzt ohne Ueberlegung umhertobet, zur nüchternen Besonnenheit wecken wollte: ihr müßtet erschrecken, euch vor Aarau zu erblicken, statt in der gewohnten Hütte bei Weib und Kindern; mit Waffen in der Hand, mitten im Frieden, statt in ländlichen Arbeiten geschäftig! Würdet ihr nicht einander mit erstaunten Augen fragen: warum oder durch welches Zauberspiel ihr hier ständet, wie von einem Sturm zusammengewehet? Kömmt nicht Jedem von euch, was ihr höret und sehet, unglaublich vor, wie ein Traum?“

„Ich glaub's," rief Einer im Haufen, „es dünkt dem Junker Traum; uns aber nicht, denn wir sind eben wach geworden."

„Wenn ihr denn wach seid," fuhr der Oberherr fort, „so überleget, wie Wachende; klettert nicht, gleich Nachtwandlern beim Vollmond, mit geschlossenen Augen und von Einbildungen verführt, über die Firsten der Dächer, statt auf gebahnter Straße. Was wollet ihr? Ihr seid unzufrieden, durch die Münzverordnung einige Batzen einbüßen zu müssen. Aber daß ihr statt dessen durch Verwirrung und Einzug fremder Soldaten eure Felder brach lasset, eure Vorräthe dem Raube, eure Dörfer den Flammen, eure Weiber und Kinder dem Elend und der Schande, eure Leiber den tödtlichen Kugeln preisgebet, damit seid ihr zufrieden? — Was wollet ihr? frag' ich. Gesetzt, unsere hohe Regierung würde in einigen Dingen gefehlt haben: so wäre es ein Irrthum gewesen, dem der Weiseste nicht entgeht. Und diesen Irrthum denket ihr mit Verbrechen des Aufruhrs und Hochverraths zu verbessern? Habet ihr gerechte Beschwerde, warum tretet ihr nicht mit geziemender Ehrfurcht vor die von Gott gegebene Obrigkeit, vor eure Landsväter? Oder wollet ihr eure eigenen Kinder lehren, daß sie euch sogleich das Brodmesser auf's Herz setzen müssen, wenn sie bitten sollen? — Wohin wollet ihr? Die starke Stadt und Veste Bern erobern, die euern ungeordneten, schlechtbewaffneten Haufen ihre geübten, mit allen Schlachtbedürfnissen versehenen Schaaren und kriegskundigen Feldobersten entgegenschickt? Glaubet ihr, daß vor euerm Geschrei und Fluchen Wälle und Mauern Berns erschrocken zusammenfallen müssen, sie, die euch aus hundert ehernen Feuerschlünden donnernde Antwort ertheilen können?"

Obgleich er diese Worte mit würdiger Ruhe, mit jenem traulichen Ausdruck des Wohlwollens und anspruchlosen Wesens geredet hatte, den die Völkerschaften der Schweiz an ihren Obrigkeiten lieben, schien doch die versammelte Menge diesmal wenig darauf zu achten. Geschwätz, Lachen, lautes Zwischenrufen ward während der Rede des Junkers immer lauter, bis Addrich die heisere Stimme erhob und rief: „Mit Erlaubniß, Junker Oberherr, wenn schon sich zu Bern bei euch das Recht drehen und biegen läßt, wie Wachs, ist es in der Hand des Gerechten doch Stein und Eisen. Bei Sempach sind die Schweizer nur in dünnen Hirtenhemden gestanden, und die Ritter alle, jeder in seine eiserne Mauer eingepanzert: dennoch wurden die Har-

nische dort mürber, denn Leinwand, und die Hemden fester, denn Erz! Wenn ihr an eine göttliche Gerechtigkeit glaubet, der wenig daran liegt, ob sie es mit bernischen Rathsherren verderbe, so glaubet, sie wird vor unsern Fahnen her gegen eure Zwingherrnwälle ziehen, und mit dem Schwert der Vergeltung eure stolzen Häupter zu treffen wissen.«

Während der Alte sprach, hatte Alles, Kopf an Kopf, rings umher geschwiegen, und mit geöffneten Mäulern und unbewegten Augen gehorcht, daß keine Silbe entwische. Der Oberherr von Rued, fest und mit hoheitlichem Ernst den Blick auf ihn geheftet, hörte ihn mit scheinbarer Kälte an; doch bemerkte man an der wechselnden Farbe seines Gesichts, daß ihm in der Brust Zorn koche.

»Schweig, Mooser!« rief er, ohne seine angenommene Gelassenheit zu verlieren: »Denn du von allen diesen irregeleiteten Biedermännern am wenigsten hast das Recht, mit jenen Strafgerichten zu drohen, welche die Langmuth des Himmels bisher von dir zurückhielt. Eben Menschen deines Gelichters müssen es sein, Menschen ohne Ehre und Glauben, Menschen ohne Gottes- und Menschenfurcht, die, wenn sie Eheweib und Bruder kaltherzig in den Tod gejagt, und mit verdammten Mitteln ungerechten Mammon zusammengescharrt haben, endlich noch das arme Volk in den Abgrund stürzen, um auf den Stühlen der rechtmäßigen Obrigkeit sitzen zu können. Geh, dich hat Gott gezeichnet, und man sieht dir von oben bis unten in der Beelzebubsfigur das Handwerk an, mit dem du für Rechnung des Teufels arbeitest. Aber deine häßliche Haut ist noch ehrlicher, als dein Herz, und hat dir den grauen Schädel schon vergebens mit Asche der Reue bestreut, von der deine verkaufte Seele noch nichts weiß.«

»Junker Oberherr von Rued,« entgegnete Addrich mit Gleichgültigkeit, »mag es Euch immerhin belieben, mich zu schelten. Ich verzeih' Euch. Aber von diesen Leuten urtheilet ehrenhafter. Eure Selbstsucht, ihr Herren, Eure Herrschgier hat dies Volk in den Abgrund der Rechtslosigkeit gestürzt und aus Schweizern stumme Sklaven gemacht. Nicht ich, Keiner kann es tiefer stürzen, als Ihr selbst schon gethan. Diese Menschen alle hier, erlaubet es, ihr Herren und Götter der Erde, möchten gern wieder Menschen sein, und zwar einen Gott im Himmel haben, aber nicht zweihundert auf dem Berner Rathhause.«

Diese Worte schlugen durch in der Volksmasse. Die Bauern

jauchzten dem greisen Redner Beifall und riefen: „Recht so! Das ist's! Der Mooser thut dem Junker den Knoten auf! So muß es kommen!“

Der Oberherr ward im Gesicht glühend und sprach mit funkelndem Blick zu Addrich: „Schweig! du bist schlüpfrig, listig, ich weiß es, kalt und giftig, wie jede Schlange, aber du kriechst doch nur dem Rabenstein entgegen. — Ihr Leute, es ist wahr, ihr seid im Fehler, aber verführt. Ich verkündige euch Pardon. Gehorchet der hohen Obrigkeit, der ihr mit euern Eiden Huldigung geleistet habet; ergreifet diesen grauen Schelm, diesen Addrich, bindet ihn und führet ihn gefangen in die Stadt. Gehorcht!“ — Das Gebieterische in der Stimme des Oberherrn, die furchtlose Hoheit in seinem Aeußern, schien den Volkshaufen einen Augenblick lang zu erschüttern. Mehrere unter den Bauern zogen die Kappen und Hüte ab. Addrichs Gesicht faltete sich in ein bitteres Lächeln.

Plötzlich schrie eine kräftige Stimme aus dem Gedränge: „Lasset mich hindurch, daß ich den Falschwerber Mores lehre, der also gegen Kriegsmanier und Brauch manquirt!“

Ein schöner, junger Mann mit Flammenblicken trat in den Kreis. Es war Hauptmann Gideon, welcher sich dicht vor den Oberherrn hinstellte und, den linken Arm in die Seite gestämmt, die rechte Hand mit drohendem Zeigefinger in die Höhe hob. „Ihr möget es Eurer Stellung danken, Junker,“ sagte er, „und daß Ihr als Deputirter löblicher Stadt Aarau erschienen seid, sonst solltet Ihr wegen schlechtobservirter Reverenz gegen Hauptleute und Kriegsvolk ungesegnet von hinnen kommen. Versteht Ihr die Exekution Eurer Instruktionen nicht besser, und wollet unsere Mannschaft debanchiren: so machet Euch auf und davon, widrigenfalls wir Eure exorbitanten Begehren mit harter Münze zahlen werden.“

„Wer bist du,“ versetzte der Oberherr und maß den neuen Redner mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle: „Wisse, Rebell, wen du vor dir hast!“

„Mit Eurer Gunst, Herr, ich bin Hauptmann Gideon Renold, und, ohne Vanität zu melden, habe ich andere Majestäten gesehen, als Eure Magnificenzen von Bern. Der große General Torstensohn, und selbst der berühmte Fürst Ragoczki, haben mich nach der Bataille bei Jankowitz . . . .“

„Schweig, Bursch!“ unterbrach ihn der Oberherr heftig, der

sich jetzt seiner wieder erinnerte: „Hätten dich meine Leute vor wenigen Tagen erwischt, so könntest du heute die hungrigen Thurmratten mit deinen Prahlereien dick füttern. Mir aus den Augen, Schwätzer; ich habe nur zu jenen ehrlichen Leuten zu reden.“

Höhnischen Grimmes versetzte Renold: „Wollt' ich meiner Dignität und Eurer Ambassadenschaft vergessen, so läget Ihr schon zu meinen Füßen niedergestreckt. Aber ich getröste mich, Euch bald im Scharmützel oder Treffen mit Degen oder Pistol zu rencontriren, und, auf Cavalier-Parole! wo ich Euch das erste Mal attrapire, müsset Ihr Kugel und Klinge im Leibe fühlen: der Dampf soll Euch aus dem Halse fahren!“

Der Hauptmann begleitete diese Worte mit so lebhaftem und drohendem Geberdenspiel, daß seine geballte Faust ziemlich nahe vor dem Gesicht des Oberherrn umhergaukelte. Dieser, voll Unwillens, stieß mit dem Ausruf: „Frecher Kerl!“ Gideons Arm zurück. Der Hauptmann griff nach dem Degen, ließ denselben aber wieder fahren, und entriß einem der Umstehenden den Spieß.

„Ich will diesen Junker wie einen Hund, nicht wie einen Soldaten ausjagen!“ brüllte er, kehrte den Spieß, und schlug mit dem Schaft über des Junkers Kopf, daß der Speer entzwei brach.

Addrich zog den Wüthenden, der zu schlagen fortfahren wollte, rücklings an sich. Die Rathsherren von Aarau umringten erschrocken den Oberherrn und rissen ihn in eilfertiger Flucht mit sich zum Thor der Stadt. Auch Fabian ab der Almen gesellte sich zu ihnen. Wildes Gelächter, lautes Gebrüll, mit einigen Musketenschüssen vermischt, scholl den Fliehenden durch die Vorstadt nach. Man öffnete der zurückkehrenden Gesandtschaft die kleinere Thorpforte, und ließ sie ein. Die Basler hielten hier Wacht. Ein Haufen neugierigen Volks folgte den Abgeordneten auf dem Zuge nach dem Rathhause.

Dieses erhob sich mit breiter Geräumigkeit auf dem Platz der alten Burg und Veste Rore, an dessen beinahe tausendjähriges Thurmgemäuer sich auf einer Seite Flügel und Dachung des Gebäudes lehnten. Ringmauer und Graben waren längst verschüttet und zum offenern Straßenraum verebnet. Die Außenseite des Hauses prangte in städtischer Zierlichkeit damaliger Zeit, mit großen bunten Mauergemälden, welche die Haupttugenden einer christlichen Obrigkeit in sinnbildlichen Gestalten zur Schau stellten.

Auf der steinernen Wendelstege eines der runden Vorthürmlein

gelangte der Zug zum Rathssaal, wo Schultheiß, Räth' und Bürger zusammen saßen, mit ihnen die Obersten und Hauptleute des fremden Kriegsvolks. Groß- und Kleinweibel, in die Stadtfarben gekleidet, das Zeichen ihrer Würde, den langen, schwarzen Stab mit Silberknäufen in der Hand, standen dem Schultheiß gegenüber, der, von seinem Thronsessel unter dem Wappen der Stadt, die Berathungen der Versammelten mit ernster Gewichtigkeit leitete. — Fabian, des Ausgangs der Dinge begierig, blieb nebst den übrigen Zuschauern an der offenen Thür.

24.

Die ersten Kriegsthaten.

Sobald die Abgeordneten, nach ausführlicher Betitelung und Grüßung, über den Hergang ihrer Verrichtungen Rechenschaft abgelegt hatten, fragte der Schultheiß die Hauptleute von Mühlhausen und Basel an, ob sie dem Begehren der rebellischen Bauersame willfahren und die Stadt räumen, oder Widerstand leisten wollten.

„Fürwahr," rief Oberst Zörnli von Basel, „es bedarf der Frage nicht. Ich stehe mit meinen tapfern Soldaten in dieser Stadt auf höchsten Befehl, und bekümmere mich wenig um die Frechheit jenes donnerschießigen Gesindels draußen. Wenn ihrer zehntausend wären, werden wir uns zu vertheidigen wissen, so lange noch ein Haus steht. Lebendig soll mich Niemand hinausbringen, sondern stückweis muß ich von meinem Posten gerissen werden."

„Ganz wohl gesprochen, Herr Oberst, ganz schön!" sagte der Schultheiß von Aarau: „Und Ihr könnet darauf zählen, die Bürgerschaft werde dabei nicht müßige Hände in den Schoos legen, wenn es gilt, einen Feind, wer er sei, von ihren Mauern abzuweisen. Allein mich bedünkt dennoch, Ihr solltet die Schnur nicht zu weit richten, und vorher schauen, ob Eure tapfern Soldaten das Herz haben, wo Ihr den Willen. Denn es ist kein Geheimniß, und von ihnen rund gesagt worden: sie mögen gegen die Bauern nicht streiten, viel eher gegen Bürger. Somit hätten wir Aarauer Feinde inner der Stadt und außer der Stadt."

„Herr Oberst," sprach der Junker May von Rued, „die Besorgnisse des Herrn Schultheißen scheinen gegründet; Muth und Treue Eurer Leute verdächtig. Ein großer Theil derselben ist der Sache der

Rebellen zugethan. Wollet Ihr gutem Rath folgen: so schließet Euch an mich, und führet Euer Volk auf das Schloß Lenzburg. Ich begleite Euch und übernehme alle Verantwortung. Aarau ist kein Platz, der sich halten kann. Ihr würdet Euch und die brave Stadt unnützerweiser in Noth stürzen. An das Lenzburger Schloß wagt sich das rebellische Geschmeiß nicht. Dort steht Ihr sicher und mit den Schaffhausern im benachbarten Brugg zu gegenseitiger Hilfe in Verbindung.“

Der Oberst schüttelte den Kopf und rief: „Hier ist mein Platz! Hier sitz' ich fest, wie ein eingerosteter Nagel. Meine tapfern Leute denken alle nicht minder entschlossen, als ich. Gelt, Herr Hauptmann Paul Bekel?“

Mit einer Geberde, die genugsam deutete, welcher Meinung er sei, indem er die Unterlippe, wie zum Hohn, aufwärts, die Augenbraunen tief und verdrießlich gegen die Nasenwurzel zog, antwortete der Hauptmann: „Ohne Zweifel, unsere Mannschaft ist so heldenmüthig, wie irgend eine. Es ist kein Kerl leicht darunter zu finden, der nicht seine Narbe trüge, die er als Schiltbube, oder hinterm Wirthstisch durch ein Bankbein, oder durch einen Hagscheit, oder durch eine Weinflasche erhielt, die ihm am Schädel zersprang. Diese Bursche aber sind, von der Schule her, schlechte Rechenmeister, halten 10 für 100, wollen nicht aus der Stadt, weil ihrer eine Million Bauern auf dem Felde wartet, und machen es, wie einfältige Richter, welche die Gründe nicht nach dem Werth, sondern nach der Anzahl schätzen.“

„Was?“ rief der Oberst ärgerlich: „Wollen nicht aus der Stadt? Herr Hauptmann Paul Bekel, Ihr habt wieder Eure nicht anmuthige ....“

Hier ward er durch plötzliche Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der mit lauter Stimme meldete, daß die Soldaten sammt und sonders zu Gewehr griffen; daß Alles in größter Unordnung sei; daß die rebellischen Bauern draußen neue Verstärkungen empfangen hätten und in hellen Haufen gegen die Stadt andrängen.

„Die sollen mit blutigen Köpfen linksum machen!“ sagte der Oberst: „Seht Ihr, Herr Hauptmann Paul Bekel, wie es unsere Mannschaft von Basel und Mühlhausen meint? Auf, ihr Herren, laßt uns den ungezügelten Muth der Besatzung auf die rechten Punkte leiten. Vorwärts! Wo ist der Sammelplatz unserer Soldaten, Herr Lieutenant?“

Der Offizier, der die Botschaft gebracht, erwiederte: „Herr Oberst, nirgends und überall, wo sich Jeder am sichersten glaubt; die Einen unterm Stroh, die Andern in Ställen und Kellern; Viele laufen durcheinander über die Aarbrücke hinaus. Keiner glaubt, daß er mit dem Leben davonkomme, und die Meisten haben wirklich schon Augen und Ohren maustodt. Ich bin in manchem Krieg und Streit gewesen, Herr Oberst, aber ich will zum Reitbesen der häßlichsten Hexe werden, wenn ich je solch' Krethi und Plethi gesehen habe.“

Der Oberst stand bei dieser Nachricht lange verblüfft da, während Hauptmann Bekel neben ihm drollige Gesichter schnitt.

„Meine Herren, hier ist Verrätherei! Folgt mir!“ sagte der Oberst und verließ den Saal. Mehrere Herren des Raths folgten ihm.

In der That sah es in den Gassen aus, als wäre der Feind schon durch alle Thore eingebrochen. Die Soldaten mit Sack und Pack, liefen vorüber, ohne ihres Obersten und seines Fluchens zu achten; die Bürger, bewaffnet, schrien einander zu, nach welchem Thore man zur Vertheidigung der Stadt eilen müsse. Blasse Weiber rannten rufend umher, ihre Kinder zu suchen, die vor den Häusern spielten. Indessen erfuhr man eben so bald, daß Alles blinder Lärmen gewesen, und die Bauern draußen keinen Schritt zum Angriff gethan hätten.

Als Oberst Zörnli, begleitet vom Junker May und einigen Rathsherren, ebenfalls zur Aar eilte, um die Soldaten zur Rückkehr zu bewegen, fanden sie diese schon geschäftig, die Brücke abzuwerfen oder in Brand zu stecken. Einen andern Haufen sahen sie mit Spießen und Gewehren um einen jungen Menschen versammelt, der, mit dem Rücken gegen eine der Wände, den Degen in der Faust, sich gegen Alle vertheidigen zu wollen schien. Es war der junge Fabian ab der Almen.

„Leistet mir Hilfe, ihr Herren!“ rief er den kommenden Offizieren zu: „Eure Leute wollen mich ermorden, weil ich mich ihnen widersetzte, die Brücke der Stadt unnützerweise zu zerstören.“

„Nichts! nichts!“ schrien die, welche ihn umzingelt hielten: „Er ist ein Erzschelm, ein Spion, ein Rebellenkommandant! Er muß hangen!“

Der Oberst sprang dazwischen und rief: „Junger Mensch, wer du auch bist, den Degen her, gib dich gefangen! Vier Mann und ein Feldweibel hervor, führt ihn fort in die Hauptwacht. Wehe dem,

der ihn antastet! Er steht unter meinem Schutz, bis ich ihn schuldig oder unschuldig weiß. Junger Mensch, auf mein Ehrenwort, gib mir den Degen. Hast du heiles Gewissen, behältst du heile Haut. Ich bin der Oberst Zörnli von Basel.«

»Herr Oberst,« sagte Fabian, indem er ihm den Degen überreichte, »ich vertrau' Euerm Ehrenwort. Jetzt rettet die Brücke.«

Einige Bewaffnete umringten den Jüngling, führten ihn aber, trotz aller Befehle und Drohungen des Obersten, statt zur Hauptwacht der Stadt, über die Brücke hinaus in das Schützenhaus, indem sie schrien: »Wir setzen keinen Fuß in die Stadt; da sind wir verrathen. Die Bürger halten zusammen mit den Rebellen!« Der Oberst ließ geschehen, was nicht zu hindern war, und mußte froh sein, daß er, mit Beistand des Oberherrn von Rued und einiger Rathsherren, die Soldaten bewegen konnte, die Brücke unabgebrochen zu lassen.

»Ihr Herren von Basel und Mühlhausen,« sagte Junker May nach gestilltem Lärmen, »wie viel Offiziere habt ihr miteinander?«

»Wir sind unserer siebenundzwanzig auf fünfhundert Gemeine!« antwortete einer der Hauptleute.

»In dem Fall lebt wohl, ihr Herren; ich begebe mich nach Königsfelden in Sicherheit. Ich begreife, ihr seid zu schwach, weil nur siebenundzwanzig Mann gehorchen, wo fünfhundert Befehlshaber sind.« Mit diesen Worten wandte sich der Oberherr von Rued gegen die Stadt zu.

Der Oberst aber, indem er die bittere Pille verschluckte, murmelte einige Verwünschungen zwischen den Zähnen, suchte sein neues Hauptquartier zwischen beiden Aarbrücken auf, ordnete vor dem Schützenhause die dort umhergelagerte Mannschaft, und erfreute sie mit der Kundschaft, daß man Speise aus der Stadt herbeischaffen werde. Das Kriegsvolk, vom Schrecken genesen, überließ sich nun ungebunden seiner Fröhlichkeit. Man tanzte, würfelte, trank und spielte und pries die Bürger von Aarau, welche ihre Thore gegen die Rebellen selber bewachten, und dennoch den abgezogenen Beschützern Nahrung zuführten. Aber die Lust verstummte plötzlich, als gegen Abend der Donner der Lärmkanone des Schlosses Gösgen von Westen aus der Ferne scholl, und das Geschrei ging, es wären bei zwölfhundert Rebellen des Solothurner Gebiets auf dieser Seite des Flusses im Anzuge. Hastig ward aufgepackt, Kriegsrath gehalten

und der Rückzug in die Dorfschaften der Aemter Schenkenberg und Biberstein angeordnet. Umsonst verlangte Fabian Untersuchung und Freilassung; der Oberst nahm den Jüngling als Kriegsgefangenen mit sich, und verhieß ihm die Erfüllung des Wunsches auf den folgenden Tag.

Eh' aber der andere Morgen noch angebrochen war, heulten auch die Sturmglocken schon längs dem Gebirg im Amt Schenkenberg auf dieser Seite des Stroms. Wenige Stunden später erblickte man zahlreiche gewaffnete Schaaren in Bewegung auf den Höhen, zum Angriff bereit. Der Oberst von Basel versammelte alsbald seine Schlachthaufen, und pflog Raths mit den Offizieren, als die Ankunft von einer Gesandtschaft der feindlichen Rotten gemeldet ward. Die Verlegenheit sämmtlicher Hauptleute sprach aus Wort und Geberde. Sie hatten in Muth und Treue ihrer Soldaten so wenig Vertrauen, als auf die Großmuth des empörten Landvolks. In Zahl zu schwach gegen die Schwärme des allgemeinen Aufstandes, an Kriegszucht und Waffenübung denselben nicht überlegen, sahen sie unvermeidlichen Untergang vor.

„Bei meiner armen Ehre!“ rief Hauptmann Bekel endlich, indem er die bestürzungsvollen Geberden seiner Waffengefährten betrachtete, und darüber in ein Gelächter ausbrach, das ihm Thränen erpreßte: „Solch donnerschießiger Krieg ist in der Welt nicht erhört, ihr Herren. Machen wir zuletzt Spaß aus der Sache, wie Hanswurst in der Komödie, wenn der Teufel mit den sieben Todsünden gegen ihn ins Feld rückt. Stellen wir uns auf die Zehen; machen wir uns zu Riesen; füllen wir den Mund mit Armeen, Karthaunen und Granaten; verwandeln wir unsere armselige Mannschaft in eine Vorhut von 20,000 Mann, die uns auf dem Fuße nachkommen, schildern wir unsere Leute, als wären sie wüthige Eisenfresser. Das kann uns retten, oder nichts. Wir müssen den Bauern Angst einjagen, und mit ihnen von oben herab, gebietend, wie Berner Landvögte, reden. Ich wette, sie bücken sich unterthänigst und ziehen den Filz vom Kopf.“

Während er so, stets vom eigenen Lachen unterbrochen, sprach, ergriff die Lachlust auch alle Uebrigen in solchem Maße, daß sie kaum Worte hervorbringen konnten. In Verlegenheiten sind oft lustige Leichtfertigkeit und traurige Verzweiflung neben einander laufende Auswege, und nichts greuzt so nahe an das Ernstvollste, als das Lächer-

lichste. Inzwischen wirkte der Anblick der fröhlichen Hauptleute wohlthätig auf die Gemüther der Basler und Mühlhauser Heerbanden, die in Schlachtordnung auf dem sogenannten Leuenfelde an der Straße von Aarau gegen die Bergdörfer aufgestellt waren, und des Ausgangs der Dinge mit Bangigkeit harrten. Sie schlossen aus dem Gelächter, die Gefahr müsse wenigstens nicht groß sein. Ganz entgegengesetzten Eindruck schien dies närrische laute Lachen auf die herankommende Bauern=Gesandtschaft zu machen, welche, aus mehr denn zwanzig Männern zusammengesetzt, dreimal still stand, und, sich darüber berathend, in einen engen Knäuel zusammenrollte.

Oberst Zörnli, von den Hauptleuten begleitet, nahm, als die Bauern herantraten, ernste Geberde an, warf sich in die Brust und rief: „Nun, ihr Leute, wie steht's? Wollt ihr euch unterwerfen?"

Ein stattlicher Landmann, im Sonntagsrock, mit zwei Schuh hohem, schwarzem Federbusch auf dem Rundhut, trat aus dem Haufen hervor, bückte sich mit halbem Leibe und sagte: „Glückseligen, guten Morgen, ihr Herren. Wenn Ihr da der Oberst Zörnli von Basel seid, thut's mich wohl erfreu'n. Ihr sollt wissen und ich thu' Euch hiermit anzeigen, daß Ihr nicht vermeinet, ich sei bloß der Schmied von Veltheim, sondern ich bin der General von unserer Armee."

„Du bist ein guter Kerl, Schmied," antwortete der Oberst, „und verstehst dein Handwerk, wie ich von allen Seiten höre. Sage mir, wie viel Schmiedeknechte hältst du? Denn wenn du billige Preise machst, sollst du vollauf Arbeit bekommen. Viertausend Reiter und vierzig Kanonen beim Fußvolk sind heut' über die Schafmatt und den Hauenstein im Anzuge; da geht mancher Radnagel, manches Hufeisen auf den schändlichen Straßen verloren."

Der Oberst sprach dies mit solcher Zuversicht und vornehmer Miene, daß der Schmied von Veltheim fast die Fassung verlor, den Hut hinterwärts lüpfte und mit der Hand sich verlegen hinterm Ohr kratzte. „Was das anbelangt," sagte er, „so wäre es von Euch keine üble Meinung, Herr Oberst, und der Verdienst wäre wohl mitzunehmen, denn die Zeiten heutiges Tages sind schlecht. Jedennoch muß ich Euch hiermit berichten thun, daß ich eigentlich komme ..."

„Wir bezahlen übrigens baar," unterbrach ihn der Oberst, „das ist der Befehl unserer gnädigen Herren und Obern. Ich bin mit meiner Vorhut vorangeschickt, Alles einzurichten. Bei Veltheim und Schinznach kömmt das Gepäck und Fuhrwerk von zehntausend Mann

zu stehen. Ich weiß zwar, Meister, du hast Feinde. Man hat mir behauptet, du wärst ungeschickt, könntest keinen Pflug herstellen, und dein Eisen hätte den rothen und kalten Bruch ...“

„Herr Oberst,“ schrie der Schmied von Veltheim aufgebracht, „das ist erstunken und erlogen, und rührt von dem versoffenen Schmied von Thalheim her, seit ich die Arbeit im Schlosse Kastelen habe. Aber besser Neider, als Mitleider, pfleg' ich zu sagen, Herr Oberst!“

„Das sag' ich eben auch, Meister!“ unterbrach ihn der Oberst: „Aber wer sind die guten Leute da mit dir? Gibt's nicht Müller, Bäcker, Schuster und andere Handwerker darunter? Hat einer von ihnen Getreidevorrath, Mastvieh? Ich kaufe Alles für die Armee auf.“

Hier drängte sich der größeste von den Landleuten aus dem Haufen hervor und rief mit heiserer Kehle und grimmigem Blick: „Wir sind Schmiedeknechte insgesammt, Herr, und im Begriff, Euern frechen Hochmuth untern Hammer zu nehmen.“

„Donner!“ schrie der Schmied von Veltheim: „Laß mich doch reden. Ich bin ja der General, und du gehörst nicht ins Amt Schenkenberg. Rede du drüben ennet der Aare für deine Kulmer! Hier hast du kein Recht.“

„Nichts, Schmied! Schweig! Der Mooser soll das Wort führen!“ schrie lärmend der Haufe der Abgeordneten: „Er versteht's! Addrich, rede!“

„Nun, was gibt's?“ sprach der Oberst mit gerunzelter Stirn: „Wer bist du, guter Alter?“

Addrich trat ihm entgegen und sagte mit festem, wirksamem Ton: „Ihr seid umzingelt von den Fahnen des Schenkenberger Amts. Euer Rückweg zur Schafmatt ist von zweitausend Solothurnern bis Erlisbach verrammelt. Aarau ist diese Nacht von unsern Leuten besetzt. Die Schaffhauser haben von Brugg schon ihren Rückzug angetreten. Euere Armee mit viertausend Reitern und vierzig Kanonen sind noch beim Basler Pastetenbäcker im Ofen. Streckt das Gewehr, ihr seid gefangen! Wo nicht, so hauen wir euch Alle in die Pfanne, bis auf Einen, den wir ohne Ohren und Nase heimschicken, damit er melde, wo ihr Andern ins Gras gebissen habt.“

Der Oberst, etwas überrascht durch diese Anrede, sammelte sich schnell wieder, fluchte, drohte vorzudringen, alle Dörfer in Brand zu stecken und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen.

Kalt erwiederte Addrich: „Komm, versuch's! Willst du deine tapfern Leute zuvor aber kennen lernen, Oberst, so laß mich nur drei Worte zu ihnen sagen. Wenn sie dich und deine Hauptleute dann nicht selber gefangen nehmen oder niederschießen, so will ich dein Gefangener sein und am Galgen von Basel gehenkt werden.“

„Ist der wüste Kerl nicht der Satan selbst,“ flüsterte Hauptmann Bekel dem Obersten ins Ohr, „so ist er sein Zwillingsbruder. Er kennt unsere Zeisige. Nehmt die Wette nicht an.“

Oberst Zörnli strich sich nachdenklich den Bart, trat mit den Offizieren auf die Seite und beredete sich mit ihnen. Einige Schüsse, die auf den Höhen von den näher gekommenen Haufen des Landvolks fielen, so wie das Schlagen ihrer Trommeln weit umher, kürzte die Berathung bald ab.

„Guter Freund,“ sagte der Oberst zu Addrich, „es ist allem Kriegsgebrauch entgegen, daß eure Leute vorrücken, während wir hier unterhandeln. Wollet ihr Frieden, so beginnet keine Feindseligkeiten.“

„Wir wollen keinen Frieden,“ entgegnete Addrich, „sondern Krieg. Wir gestatten euch eine Galgenfrist, die so lange währt, bis die Spieße unsrer Leute eure Rippen erreichen können. Also wählt! Das Landvolk von Basel steht diesen Augenblick unter Waffen, wie wir, und rechnet mit euerm Bürgermeister und Rath ab.“

„Ist's richtig, daß die Schaffhauser sich von Brugg zurückgezogen haben?“ fragte der Oberst nach einigem Besinnen.

„So gewiß, als euer nahes Ende. Sie haben auf Ankunft des Zürchervolks gewartet, wie die Kuh auf grünes Futter um Weihnachten.“

„Verdammt!“ rief der Oberst, zu seinen Hauptleuten gewandt: „Man hat uns auch verheißen, es sollten in Aarau 1500 Zürcher zu unsern Fahnen stoßen. Am besten, wir ziehen in das Gebiet von Basel zurück. Ihr Leute, sparen wir Blutvergießen! Gestattet ihr uns ruhigen Abzug, so scheiden wir als Freunde von euch.“

Dieser Vorschlag erregte langen Wortwechsel unter den Abgeordneten des Landvolks. Endlich stimmten Alle, außer Addrich, dazu. Sie gaben dem Obersten das Wort und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, ihren Mannschaften die Abrede bekannt zu machen. Gleichzeitig traten die Fahnen von Basel und Mühlhausen den Rückweg an, Aarau vorüber, längs den Weinbergen von Erlisbach. Im langen Zuge folgten die bewaffneten Schaaren der Landleute.

Seitwärts droben am Waldsaum des Hungerbergs wimmelte es von ihnen, die schnellfüßig voraneilten. Vor dem Dorfe im Hintergrund blitzten die Waffen des Solothurner Landsturms.

Schweigend wanderte Zörnli's Heerhaufe den Grenzen zu. Im Dorfe mußte derselbe so lange verzögern, bis sich jenseits desselben die Aargauer und Solothurner in langen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, kriegerisch aufgestellt hatten. Indessen belustigten sich Kinder und Weiber des Dorfs spottend an der Furcht oder Niedergeschlagenheit der hinwandernden Krieger, denen sie höhnend mancherlei Grüße mit auf den Weg gaben.

„Hätten wir uns doch,“ sagte der Oberst zu den Hauptleuten, „vom Ersten zum Letzten in Krautstücke zerhacken lassen, es wäre besser gewesen, als diese Schmach erlebt! Wir wären mit Ehren gestorben.“

„Dazu kannst du auf der Stelle gelangen!“ sagte ihm die wohlbekannte heisere Stimme. Addrich stand dicht neben ihm. „Du schleppst einen Gefangenen mit dir. Das steht dem Besiegten nicht zu. Keinen Strohwisch sollet ihr als Siegeszeichen aus dem Aargau tragen. Augenblicks laß den gefangenen Jüngling frei!“

„Fein glimpflich, Herr Bauernkommandant!“ fuhr ihn der Oberst an: „Und wenn du schriest, wie ein Dachmarder, würd' ich dich und deine blutrothen Augen nicht fürchten. Ich ziehe freiwillig zurück, nicht geschlagen, daß du's weißt, und bin meiner Haut noch sicher.“

„Wie die Laus zwischen zwei Daumen!“ versetzte mit hämischem Grinsen Addrich, ging dann die Rotten des Kriegsvolks mit gezogenem Degen entlang, bis wo er den jungen Fabian ab der Almen zwischen doppelten Reihen der Soldaten erblickte. Er stieß diese zurück, riß den Jüngling hervor und sagte zu ihm: „Du bist frei, Fabian. Sieh, Bursch, das sind deine Freunde, die Städter und ihre erbärmlichen Lohnknechte, für die du, Narr, Partei machst. Das ist ihr Dank! Geh', du bist frei; geh' mit mir, oder lauf' zu den Bernern; es gilt mir gleich. Die gerechte Sache wird ohne dich obsiegen. Hier hast du einsweilen die Vorkost gehabt.“

„Ich danke dir, Addrich!“ entgegnete Fabian: „Vielleicht erweis' ich dir über kurz oder lang den gleichen Liebesdienst. Mich aber bewegt nichts, weder euch noch den Städten anzugehören. Du kennst meinen Sinn. Verlieren wir kein Wort darüber.“

Indem sie noch sprachen, setzte sich der Zug der Soldaten in Bewegung. Oberst Zörnli hatte wohl bemerkt, wie Addrich den Ge-

fangenen ohne Widerstand erlösete; aber Klugheit rieth ihm, zu schweigen; und das neue Schauspiel, welches sich in gleicher Zeit eröffnete, worin ihm und den Seinigen die übelste Rolle ertheilt war, nahm sein ganzes Gemüth bald zu sehr in Anspruch.

Links stand vor ihm in endloser Reihe der Solothurner Landsturm, rechts der des Aargau's; Alles wohlgeordnet, buntscheckig, mit mancherlei Waffen und wehenden Fahnen. Die Trommeln wurden gerührt. Das Kriegsvolk von Mühlhausen und Basel mußte zwischen beiden Reihen, wie durch eine Gasse, den Höhen der Schafmatt entgegen ziehen, links und rechts, gleich Gefangenen, bis zur Grenze begleitet. Eine Menge Volks, Weiber, Kinder, Greise, folgte lachend dem seltsamen Schauspiel.

Auch Fabian, vom Strome oder von seiner Neugier mitgerissen, oder um durch allzufrühe Entfernung keinen Argwohn auf sich zu ziehen, wanderte gemächlich nebenher bis zu den einzelnen Häusern des Weilers Roor, in einem kleinen Thalgrund am Fuße des steiler werdenden Bergs. Hier wandte er sich, von Keinem bemerkt, zwischen den Hütten plötzlich ab, auf dem Weg zum Bergdorf Stüßlingen, in der Hoffnung, Aarau vor Nacht wieder zu erreichen.

Das schmale Thal verengerte sich bald vor ihm, je weiter er kam. Es ward zuletzt einer finstern, höhlenartigen Kluft ähnlich, über welcher von beiden Seiten die Tannen ihre schwarzen Zweige zum Dache bogen. In der Dämmerung dieser Schlucht sah er sich Gestalten bewegen. Als er sie deutlicher erkannte, waren es drei Männer, die im Gespräch neben ihren Pferden standen, bewaffnet, in ungewöhnlicher, doch reicher Tracht. Einer derselben war ein Mohr, in feines Pelzwerk gekleidet. Der Andere trug einen kleinen Hut mit dreifach aufgeschlagenen, niedrigen Krämpen, eine lange Feder darüber; ein grünes Jägerwamms mit bis auf die Knie reichenden Schößen, daran die vergoldeten Knöpfe und goldumfaßten Knopflöcher vom Hals bis zum Knie schimmerten; an den Beinen Reiterstiefeln, über die Knie aufgestülpt. Der Dritte, welcher der Angesehenere von ihnen zu sein schien, trug eine Art Mütze von schwarzem Sammet, desgleichen ein langes, schwarzes, mantelartiges Oberkleid, daß man ihn für einen römischen Priester gehalten haben würde, wenn nicht in seinem Gürtel der mit Silber und Perlmutter ausgelegte Griff eines Dolches geblitzt hätte.

25.

Die Nacht in der Berghütte.

Obwohl unbewaffnet, schritt Fabian ab der Almen herzhaft in das Helldunkel des verdächtigen Hohlweges, den die Rosse und der daneben stehende Mohr, Priester und Jäger, beinahe versperrten. Indem er grüßend vorbeizugehen gedachte, und mit einem Seitenblick die ungewöhnlichen Trachten musterte, rief ihn der Herr in der schwarzen Sammet-Soutane mit folgenden Worten an: „Heda, rüstiger Junggesell! wenn's Eure Eil' gestattet, so schenket verirrten Reisenden ehrlichen Rath. Es wird Euer Schade nicht sein.“

„Seid ihr des Weges verfehlt? Wohin verlangt Ihr in den Bergen hier?“ fragte der Jüngling und blieb stehen.

„Wenn's ohne Flügel möglich wäre,“ erwiederte Jener, „über diese Berge hinaus und über den Rhein. Ich bin des Landes ein Fremdling, und in dasselbe vorgestern von Basel herein gekommen. Diese meine Leute hatte ich am Fuß des untern Hauensteins im Städtlein Olten gelassen, bis ich einige Geschäfte im Aargau abgethan haben würde. Als ich nun nach Olten zurückgekommen war und wir diesen Morgen wieder gen Basel zurückzuziehen gedachten, kamen uns Flüchtlinge entgegen, den steilen Weg des Gebirgs herunter und mahnten, wir sollten umkehren, denn das Landvolk im Baselgebiet stehe im hellen Aufruhr und gebe keine Sicherheit für Reisende. Da wir, nach reiflicher Ueberlegung, der Warnung folgten und gegen Mittag abermals vor Olten anlangten, warnten uns draußen Bauernweiber, hineinzugehen, denn das Städtlein sei voll Kriegsvolk, die Oltener Brücke mit Bewaffneten besetzt und den empörten Landleuten jeder Herr in städtischer Tracht verdächtig. Die eigenen Augen überzeugten uns bald von der Wahrheit der Aussage. Die Weiber, welche uns für Baseler Kaufleute hielten, wiesen ostwärts einen Weg an den Höhen, längs dem Gebirg, um die Pässe des Benken oder der Schafmatt zu erreichen, obwohl übel für Rosse, doch sicher für uns. Also schlugen wir die steinige Karrstraße des Gebirges ein bis hieher, und nun wir angekommen sind, finden wir uns abermals durch kriegerischen Lärmen aufgehalten. Thaleinwärts und bergwärts ziehen vor uns bewaffnete Haufen. Ihr Gebrüll aus der Ferne weissagt friedlichen Wanderern so viel Heil, als das Gebrüll hungriger Löwen. — Oder haltet Ihr dafür, Junggesell, wir sollten

es wagen und als Fremdlinge des Landes uns der Gastrechtlichkeit dieser Leute anvertrauen, die wir doch nicht beleidigt haben?"

"Herr," versetzte Fabian, "ich möchte Euer Gut und Blut nicht durch ein falsches Wort auf mein Gewissen laden. Thut, wie Ihr wollt; aber sprechet lieber die Dachse und Füchse in diesen Löchern um Gastfreundschaft an, als jene Bauern und ihre dummblinde Wuth."

"Wer ist ihr Führer und Oberhaupt?" fragte der Fremde weiter: "Ich könnte mich an ihn wenden."

"Ein Volk ohne Obrigkeit und Gesetz hat so viel Häupter als Gliedmaßen!" versetzte der Befragte: "Einer darunter, den ich kenne, freilich wäre, wenn er wollte, vielleicht im Stand, Euch durchzuhelfen. Allein ..."

"Es liegt mir nicht an einem Stücklein Geldes. Wo find' ich ihn? Wie heißt er?"

"Man nennt ihn den Addrich im Moos." Fabian, indem er dies sagte, glaubte zu bemerken, daß der Fremde, welcher nachdenkend vor sich hinsah, bei dem Namen rasch mit dem Kopf auffuhr. Er fragte daher: "Kennt Ihr ihn schon?"

"Durch Sagenhören, wenn es derselbe ist, welcher sein Wesen in einem der abgelegenen Bergwinkel jenseits der Aare treibt!" erwiederte der Fremde gelassen, und zeigte mit der Hand nach der Gegend: "Erst gestern hört' ich den Namen vielmals in den Wirthshäusern des Landes zum Würfelspiel, Weinbecher und Wortwechsel. Aber bei allen Heiligen des Himmels! ich glaube dieser Mann hätte mehr Ruhm davon, wenn er weniger berühmt wäre. Ich möchte mein Roß nicht seinem Stalle, geschweige mein Leben seinen Händen vertrauen."

"Mag sein, Herr!" versetzte Addrichs Freund: "Ich kenn' ihn gar wohl. Er ist einer der Unglücklichen, von welchen kein Mensch Gutes reden kann, sondern nur Gott."

"Wie versteht Ihr das, Junggesell? Gift ist Gift, und der Mensch muß es scheuen, wenn der Schöpfer gleich am besten weiß, welche Arzneikraft er in das Gift gelegt hat. So wird's ungefähr um diesen Addrich, nach Eurer Meinung, stehen."

"Herr, ich meine nur, wir sollen nicht richten, am wenigsten nach dem Geschwätz, welches die Zunge des Pöbels treibt. Keine Landstraße in der Welt ist breiter gebahnt und glatter getreten, als

der Weg, den die Sagen und Gerüchte laufen, und, glaubt mir's, nirgends doch geräth man leichter in die Irre, als auf dieser Heerstraße aller Winde. Thut, wie Ihr wollt. Ich möcht' Euch jedoch selber nicht anrathen, den Addrich in diesen Augenblicken zum Schutzpatron zu machen.«

»Was aber soll aus mir und meinen Leuten diese Nacht werden, Junggesell, da ich weder rückwärts noch vorwärts kann?«

»Herr, meines Erachtens thut Ihr wohl, das erste, beste Obdach zu wählen, falls Ihr nicht lieber dort durch die tiefe Aare schwimmen, oder über jene hohen Felsen klettern wollt. Volksauflauf ist, wie, nach Gewitterregen, wildes Bergwasser; schnell geschwollen, schnell getrocknet. Wartet ein wenig am Ufer; Ihr geht vielleicht morgen hindurch, ohne Euch die Sohlen zu netzen.«

»Euer Rath, Junggesell, scheint mir unter diesen Umständen nicht unweise; nur vergesset Ihr, daß ich landsfremd bin, und unkundig, wo Wirthshaus und Dorf suchen? Ohnehin rückt die Nacht mit starken Schritten heran.«

»Herr, ich bin des Oertlichen hie Landes so unkundig, wie Ihr, und begehre ebenfalls Obdach. Die Merznächte sind in rauher Höhe unter freiem Himmel kühl. Aber ich denke, wir sollen, bei dermaliger frecher Ausgelassenheit der Bauern, lieber die Wirthshäuser und Dörfer meiden, als suchen, und mit irgend einem abgelegenen Heustall im Berg vorlieb nehmen, wo wir ihn finden. Wenn Euch damit geholfen ist, so folgt mir.«

Die Reiter bestiegen sofort ihre Rosse. Fabian lief behendes Fußes voran durch den Hohlweg; ihm nach ritt der Fremde, welchem der Mohr folgte. Den Schluß machte der Jäger, welcher ein beladenes Maulthier vor sich her trieb. Der Hohlweg schloß sich bei einer wilden, einsamen Berggegend auf, die, als man eine gute Weile hinaufgestiegen war, zu einer kahlen Fläche ward, über welche das Gebirg zur Rechten seine kalten Schatten warf. Im Hintergrunde trug ein finsterer, einzelner Felsthurm auf seiner Spitze das Schloß Wartenfels über die graue Ebene empor. Südwärts braunten am Saum des Himmels, in unabsehbarer Reihe, die Firnen der Gletscher noch im Rosenlicht der untergegangenen Sonne, das aber bald zu frostiger Perlfarbe erlosch.

Hier verließ Fabian das Geleise des Karrweges und schlug sich rechts über die Haide dem nahen Gebirg zu; dann längs einer wal-

digen Halde, wo er von ferne in einer Bucht derselben etwas einer Hütte Aehnliches entdeckt zu haben glaubte. Die Reiter folgten langsam durch die Einöde, in lautem Gespräch unter sich, wovon Fabian aber nichts verstand. Sie schienen in fremden Zungen zu reden.

Endlich erblickten sie hinter Gebüsch, das zwischen Steinhaufen von Bergschutt aufgeschossen war, ein halbzerfallenes Strohdach, darunter eine Hütte von Baumstämmen, die zum Schutz des Viehes aufgerichtet schien. Während die Reisigen abstiegen, musterte Fabian, indem er die Runde machte, das Gebäu und brachte die frohe Botschaft, hier sei auch menschliche Wohnung. Man führte die Rosse in einen leeren Stall, und ging dann dem jungen Führer in die Behausung nach, welche unmittelbar an den Stall grenzte. Aber kein gastfreundliches Willkommen scholl.

Sie traten gebückt durch die niedere Thür in eine enge schwarzgeräucherte Stube, wo ein schmutziges Bauernweib, und einige halberwachsene Buben und Mädchen neben einem dicken städtisch gekleideten Herren in stiller Leblosigkeit saßen, unbeweglich, starr und stumm, wie ausgestopfte, mit Lumpen behangene Gestalten. Es wandte sich kein Kopf, es zuckte keine Miene; keine Lippe erwiederte Fabians Abendgruß. Die Augen dieser Leute hatten insgesammt ihre Richtung gegen die weißen Augen und Zähne des Mohren. Plötzlich brach dies Todesschweigen ein allgemeiner Schrei: „Jesus Maria, Joseph und St. Urs!“ und zugleich fuhren Weib und Kinder von ihren Sitzen, mit der Schnelle des Blitzes aus Stube und Haus über die Wiesen davon; der städtische Herr aber eben so schnell hinter sich durchs schmale Fenster fort. Obgleich beim ersten Stoß der mürbe Rahmen dieses Fensters mit allen Scheiben gewichen und gefallen war, versagte demungeachtet der enge Raum einem so beträchtlichen Leibesumfang, als dem Flüchtigen angehörte, einen völligen Durchgang. Fabian lief indessen den Entkommenen vergebens über die Haide nach. Keiner achtete seines Rufes. Die Leute waren ihm bald aus dem Gesicht. Man mußte sich also zu dem Einzigen wenden, den die Fensterlücke als gute Beute festhielt.

Dieser hatte es nicht an Mühe fehlen lassen, frei zu werden; auch mangelte es dazu nicht an baldiger guter Nachhilfe der Herumstehenden. Als aber zuletzt alle Anstrengungen den Kriegsgefangenen um keinen Zoll weiter vorwärts oder rückwärts gebracht hatten, stöhnte er: „Ihr guten Herren, ich danke euch; aber hier hat der Hag kein

Loch. Ich sitze fest, wie der gebrochene Stöpsel im Flaschenhals. Falls ihr nicht die ganze Wand einstoßet, muß ich bis zum jüngsten Tag in dieser verfluchten Mausfalle hängen. Ich spüre sogar empfindlich, das Hexenloch zieht sich jeden Augenblick enger zusammen.«

Die Umstehenden konnten, trotz des Mitleidens, sich des Lachens nicht erwehren. Nur der Priester oder Kaufmann, welcher, ohne Hand anzulegen, Zuschauer geblieben war, verzog keine Miene und fragte: »Wie habt Ihr's angestellt, Euern Kopf, geschweige die ellenbreiten Schultern hindurch zu zwängen?«

»Ja, wer sich an Alles erinnern könnte, wär' ein gelehrter Mann!« ächzte der Gefangene: »Ihr Andern habt gut lachen. Wer den Schaden trägt, darf für den Spott nicht sorgen. Aber so wahr ich noch lebe, meine Mutter hat mich nicht zum Fensterladen geboren. Noch einmal frisch ans Werk, ihr Herren! Man muß den Flegel nicht aufhenken, ehe man gedroschen hat.«

»Ich bin sonst von Natur kein Hase!« sagte der endlich mit großer Noth aus der Fenster-Klemme Erlösete, indem er tief aufathmete, und sein emporgeschobenes Wamms über die Fülle seines Leibes niederzog: »Wären die einfältigen Bauern nicht beim Anblick jenes schwarzen, übrigens hübschen Gesichts, wie die Gergesener Säue auseinander gefahren, ich hätte keinen Finger zum Fenster hinausgestreckt. Vor acht Tagen würde man mir noch leichter die Haut über die Ohren, als mein Wamms über die Halskrause aufgestreift haben. Ich werde offenbar zum Geripp, ehe ich Aarau wieder sehe. Doch Angst und Noth, ihr Herren, fressen mehr Speck, als hundert Mäuse. Man wird mich daheim nicht mehr kennen.«

»Von Aarau? und seit wann habt Ihr die Stadt verlassen?« fragte der Herr des Mohren, weniger aus Neugier, wie es schien, als um etwas zu fragen.

»Wäret Ihr jemals in Aarau gewesen, Herr Freund,« versetzte jener, »Ihr würdet von mir zu singen wissen. Ich bin der Spielmann und Meistersänger Heinrich Wirri, oder vielmehr nur noch dessen armer Schemen und Schatten. Es mögen vier, sechs, eilf Tage sein, — fürwahr, es kömmt kein Unglück allein, auch mein Gedächtniß magert ab! — da übernahm ich einen kleinen Liebesdienst für meinen wohlehrwürdigen Herrn Dechant Nüsperli beim Junker Oberherr Mey von Rued. Seitdem also ...«

Hier unterbrach ihn der Frager mit dem Ersuchen, die Antwort

einen Augenblick zu verschieben; denn die Nacht werde finsterer; das Haus sei unwirthlich; er wolle also des Wirthes Stelle vertreten, da hier jeder von den Anwesenden fremd zu sein schiene. Nach diesem redete er eine Weile zum Jäger und Mohren in unbekannter Sprache, die sich dann entfernten. Auch Fabian, während der Fremde und der Meistersänger allein im Zimmer ihr Gespräch fortsetzten, ging hinaus, weil es aus dem Freien kalt in die Stube zog; schob das gebrochene Fenster wieder in die Lücke, so gut es ging, und den äußern Laden davor. Dann half er den Leuten im Stall die Rosse entsatteln, warf Heu von der Bühne herab in die Krippe, während der Jäger die Reiselaterne anzündete und der Mohr die Ladung des Maulthiers, nach wiederholten Gängen, in die kleine Stube versetzte. Auch eine große Lampe ward in der Küche entdeckt, angezündet und auf den Tisch gepflanzt, über welchen der Mohr den zierlichsten Teppich spreitete, um mancherlei kalte Speise von Fleisch und Backwerk darauf auszulagern; sogar ein sauberes sechsmäßiges Weinfäßlein mit vergoldeten Reifen und zwei silberne Trinkbecher wurden aufgestellt.

Von allen Anwesenden beobachtete diese erfreulichen Anstalten keiner mit größerer Zufriedenheit, als der Meistersänger von Aarau, obwohl er sein stilles Vergnügen hinter gleichgültigem Geberdenspiel und allerlei Fragen zu verstecken suchte. Indem er nach gastfreier Einladung des vornehmen Wirthes nur noch das Angriffszeichen erwartete, überraschte es ihn sehr unangenehm, als ringsum befremdende Stille entstand. Mit herumgeworfenem Kopf sah er den Geber des Mahles und dessen Gefolge, entblößtes Hauptes, leise das Tischgebet verrichten. Auch Fabian war dem Beispiel gefolgt. So wollte Wirri nicht zurückbleiben, begann jedoch zu spät, als sich die Uebrigen schon wieder bedeckten, und, außer Fabian, mit den Händen das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust machten, wodurch sie ihre Anhänglichkeit zur römisch-katholischen Kirche zu erkennen gaben.

Man schritt also zum Essen. Mohr und Jäger aber standen zur Aufwartung ihres Gebieters hinter dessen Platz, oder bereit, von Zeit zu Zeit den einzigen Silberbecher, dessen sich Fabian und der Spielmann abwechselnd bedienen mußten, im reinen Wasser zu schwenken und wieder mit Wein zu füllen, wenn ihn einer geleert hatte.

„Noch eins, Meister Wirri!“ hub der fremde Wirth an, indem

er die Lobeserhebungen des Meistersängers unterbrach, mit welcher dieser die Erfindung wandernder Küchen und tragbarer Keller überhäufte: „Saget an, denn Ihr ließet Euch vorhin darüber nicht aus, als wir allein im Dunkeln plauderten; gesetzt, es wär' Euch in dem Hause des Addrich gelungen, die Epiphania nach dem Schlosse Liebegg zu entführen, würdet Ihr sie im Schloß gelassen, oder aber dem Dechanten von Aarau übergeben haben, der Euch dafür ausgeschickt hatte?“

„Hm!“ antwortete der Spielmann: „So oder so, wie's halt gekommen wäre. Ich hab' Euch ja schon gesagt, und wär's nicht stockfinster gewesen, Ihr müßtet es gehört haben, daß mich der Hexenmeister eingesperrt und keins meiner Augen das Mädchen erblickt hat.“

„Ich setze aber den Fall,“ fuhr jener wieder fort, „Ihr hättet die Jungfrau glücklich entführt, wohin dann?“

„Ein Fall, Herr, ist nicht aller Welt Fall. Wenn ich die arme Waise gesehen, und, zum Beispiel, sie mir und ich ihr gefallen haben würde, glaubet Ihr nicht, es wären doch wunderliche Fälle möglich gewesen? Ich hätte auch denken können, wer den Wurf hat, muß ihn nicht aus der Hand lassen, und Haben ist besser denn Hoffen. Ihr sollt wissen, ich bin noch lediges Standes! der Junker aber hat seinen Theil und der Dechant hat's gehabt. Nun, Ihr versteht mich; Gelehrten ist gut predigen, ehrwürdiger Herr Pater! Nun, Eure kalten Braten und Pasteten sind vortrefflicher Gattung! Stoßen wir eins an mit den Bechern, Herr Pater; Silber klappt zwar, klinget aber doch feiner, als Glas. Michäli-Wein! Herrnwein!“

„Ihr irret, Meister, ich bin kein Geistlicher, sondern nur ein Laie.“

„Eins oder das Andere, Hammer oder Amboß! Also, stoßen wir an, Herr ... ungenannt, unbekannt!... Eure Pathen wohnten doch auch in der Christenheit?“

„Nennt mich, wie Ihr wollt. Ich heiße Don Nardo oder nach meinem Gut Grönkerkenbosch im Niederland.“

„Wer da läugnen wollte, daß Eure Namen schön wären, Herr, der hörte lieber Frösche singen, als Amseln. Allein um meiner einfältigen Zunge einen Hals- oder Beinbruch zu ersparen, daß ich Euch wenigstens beim Essen in beliebter Kürze den ersten Namen, ... wie heißt er schon?.... Bombardo? — Bombardement ...“

„Don Nardo.“

„Richtig, Herr Freund! Also angestoßen. Ihr müßt hoch leben. Wovon war aber eigentlich die Rede?“

„Wenn Ihr das Frauenzimmer aus Adrichs Hause zugeführt haben würdet, wenn Ihr es...“

„Richtig! Nun das versteht sich. In gerader Linie, wie schon gesagt, nach Aarau in das Haus des Poeten, der bisher in allen Ehren und Züchten mit neun himmlischen Weibsbildern Verkehr getrieben, aber gesammte neun Musen für Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein wegtauschen würde. Vorausgesetzt, sie hätte mir auch nur halb so wohl gefallen, als das herzige Aenneli, welches mir in Adrichs Mördergrube guten Schinken auftischte, so wäre die Sache richtig gewesen.“

„Und ihre Einwilligung?...“

„Hm, werthester Herr Donner... oder Donnerpaar... dem Fisch ein Würmlein, dem Mädchen ein Mann, beide beißen die Angel an. Ich kenne das. Heirathen ist keine Drescherarbeit für die Jugend.“

„Ich möcht' Euch ermuntern, Meister, den mißlungenen Versuch zu wiederholen, wenn ihr Muth hättet. Ich nehme Antheil an Euch. Nach Aussage des Junggesellen hier, ist Adrich gerade jetzt von seiner Wohnung entfernt. Nun, oder nie, gelingt's, das unglückliche Mägdlein zu erlösen. Waget es! Bedarf's Geld dazu, es soll sich finden. Was meinet Ihr? Hättet Ihr Lust?“

„Glaubt's, oder glaubt's nicht, ich bin zu jeder Zeit und Stunde der Mann, werthester Herr Donnerbart, der den Teufel auf der Haide finge, und wenn's sein müßte, ihm den Schwanz abtreten würde. Allein, verzeiht, ...“

„Nicht allzu vorlaut, Meister!“ unterbrach ihn Fabian scherzend: „Es zweifelt Niemand an Euerm Heldenmuth; aber Belial könnt' Euch boshafter Weise beim Wort fassen. Er spitzt das Ohr, wenn man an ihn denkt.“

Der Spielmann stutzte, warf die Augen umher und sagte halblaut: „Nun, nun! Ihr habet nicht unrecht, man soll den Gottseibeiuns nicht ans Haus malen, er kömmt von selbst herein. Doch ist auch nicht Alles ein Evangelium, was man beim guten Wein spricht. Ich wollte nur andeuten, daß ich keiner Tonne Goldes willen mit dem Adrich anbinden möchte, zumal in dieser gottlosen Zeit, wo er und die Bauernschelmen im Lande den Meister spielen, ehrlichen Leu-

ten Nasen und Ohren abschneiden und Bäuche aufschlitzen. Aber sie haben noch nicht Alles im Sack, wie im Kopf."

"Wie wird Euch der Dechant von Aarau empfahn," fragte der Gutsherr von Grönkerkenbosch, "wenn Ihr mit leerer Hand und unverrichteter Sache zurückkömmt? Ein Ehrenmann, wie Ihr zu sein scheint, soll Wort halten."

"Richtig, Herr Freund! Doch Ehrlichkeit geht bei mir zu Lande noch weit über Ehre! Und ich werd' ihm rund heraus sagen: Man muß machen, wie man's kann, und nicht ungewachsenes Gras mähen wollen. Ueber Vermögen kann auch der Kaiser nicht. — Aber Ihr da, hinter mir, macht mir doch den Becher naß; er ist trocken, wie Käfers Loch."

"Meister," fuhr der Herr von Grönkerkenbosch fort, "an Eurer Stelle würd' ich nicht den weiten Weg vergebens gethan haben."

"Mag sein. Aber der beste Jäger und Hund thun manchen vergeblichen Sprung."

"Junker Mey hätt' Euch dafür reich gemacht."

"Oho, reich! Eine fette Kirchenmaus, eine weiße Schwalbe und ein reicher Spielmann, die drei muß man im Paradies suchen. Und wenn der ganze Schwarzwald stürbe, glaubt's, Herr Freund, ich würde keinen Tannenzapfen erben. Nein, nein, ich habe kein Glückshäublein auf die Welt gebracht. Und steckte man mir des Moguls Schatz in den Sack, ich brächte Spreu heim."

"Lasset mit Euch reden, Meister. Erinnert Euch, Addrich ist abwesend, und der Paß jetzt für Euch offen. Kehret zum Dechant nicht ohne das Mädchen zurück. Wagt's noch einmal. Was fürchtet Ihr von Addrich? Er steht, hör' ich, an der Spitze der Rottirer, und kömmt schwerlich heil davon."

"Herr, der hat's, wie die Katze. Wie man ihn auch werfe, fällt er allezeit auf die Füße. Und wenn er das ganze Land unter und über sich kehrt, er erstickt darunter so wenig, als die Maus unterm Heustock. Nein, nein, ich kenn' ihn jetzt, und will meinen Balg nicht selbst zum Kürschner tragen."

"Es könnte aber Leute geben, Meister, die Euch im schlimmsten Fall nicht im Stich lassen würden."

"O ja doch, wenn der Wagen aufrecht geht, sitzt jeder gern darauf; wenn er umfällt, läuft Alles davon. Ich kenne die Welt, Herr, und habe Merk's gegessen."

Während dieses Gesprächs, welches auf gleiche Weise noch lange fortgesetzt wurde, saß Fabian schweigend und voller Erstaunen da, hier zwei unbekannte Personen von Epiphaniens Entführung reden zu hören. Beide schienen ihm die Personen zu sein, deren er sich aus Addrichs Erzählungen erinnerte, als er mit demselben von Gränichen gen Suhr und zum Gönhard gegangen war: Wirri, der Boie des Junkers von Rued, und dieser Don Nardo ohne Zweifel jener Unbekannte selbst, welcher das Weib von Seon mit köstlichen Geschenken ins Moos herüber gesandt hatte. Was aber kann den Katholiken und Niederländer bewegen, gemeine Sache mit dem alten Dechanten zu machen? dachte der Jüngling bei sich: Warum beschenkte er Epihpanien so fürstlich? Hat er Absichten auf das verlassene Mädchen? Hätt' er vielleicht mit seinem Gold den Dechanten geblendet und mit seiner frommen Miene diesen guten Greis überlistet?

Fabian, dem das Herz gewaltig pochte, je länger das Gespräch fortgesponnen ward, verwandte kein Auge von dem räthselhaften Don Nardo. Es war dies ein Mann, der hoch in den Vierzigern zu gehen schien, aber auf dem blassen, feinen Gesicht noch alle Züge seines Knabenalters trug. Fein gegliedert, von mäßiger Größe, schlank und gewandt, hätte derselbe, trotz seines ergrauenden dünnen Haars und der Glatze auf dem Scheitel, zuweilen noch für einen Jüngling gehalten werden können. Selbst eine etwas wulstige Narbe, die ihm von einer alten Wunde auf der linken Wange geblieben, entstellte ihn nicht. Noch weniger aber, als das wahre Alter, verrieth sein Gesicht die Gemüthsart. Es war eines der regelmäßigsten und ausdrucklosesten; nie schienen diese Mienen vom Sturm der Begierden bewegt worden zu sein. Man hätte schwören sollen, der Mann habe in seinem Leben weder gelacht noch geweint. Man sah ihn beim Reden weder heiterer noch finsterer, sondern stets in der gleichgültigsten Gelassenheit. Nichts regte ihn auf, lebhafter zu werden. Sogar der Blick des Auges trug etwas Untheilnehmendes, Erloschenes, die Stimme seines Mundes etwas Eintöniges und seine Sprache etwas Gedehntes, wie bei einem, dem das Reden Mühe macht.

Nachdem Epiphaniens Liebling lange alle Kunst vergebens angestrengt hatte, den Mann und dessen Absichten zu entziffern, verfiel er auf die List, sich schläfrig zu stellen und die Plauderer bei ihren Bechern sicher zu machen. Er erhob sich daher gähnend vom Platz, warf umherliegende Bauernkleider, die ihm zum Kopfkissen dienen konnten,

in einen Winkel des Gemachs zusammen und legte sich auf den Erdboden nieder, indem er den Uebrigen gute Ruhe wünschte. Damit verfehlte er aber seinen Zweck gänzlich; denn Don Nardo ließ alsbald den Rest der Speisen abtragen und entfernte sich bescheiden mit Meister Wirri und den Dienern, um ein Lager auf dem Heu zu suchen.

26.
Neue Räthsel.

Der junge Mensch empfing für den Verdruß getäuschter Hoffnung bald volle Entschädigung aus der weichen Hand des Schlafs; die süßeste am Morgen, als ihn die Wünschelruthe des Traumgotts in die Feenwelt führte, worin auch der Bettler einen eigenen Palast findet, verwaisete Mütter fröhlich mit verstorbenen Kindern spielen, wo jedem Seufzer der Sehnsucht die Erhörung voll Erbarmens entgegentritt. Es läßt sich leicht errathen, welchem Engel der Jüngling in diesem immergrünen Eden begegnete zwischen den Hochgebirgen, umrankten Felsenwänden, und stäubenden Wasserfällen aus den Kindheitsfrühlingen. Der Traumgott aber schien diesmal gegen den ehrlichen Fabian boshafter oder gefälliger und klüger, denn jemals zu werden. Denn wie er den Jüngling mit Epiphanien zum ehemaligen Lieblingsplätzchen des Mädchens führte, in das Schweigen jenes heimlichen Thals am Ursprung des Simmenstroms, wo unter der nackten, himmelhohen Pyramide des Seehorns aus schroffer Felswand sieben kristallhelle Quellen sprudeln, erschrack Fabian zum ersten Mal über etwas, das er an seiner schwesterlichen Gespielin noch nie beachtet hatte. Es war das Schrecken des Entzückens, das ihn durchbebte, denn er nahm wahr, sie sei von allen Sterblichen vielleicht die Schönste. Ihre zarte Gestalt schien aus Licht gebaut: so klar, man möchte sagen, durchsichtig, war die irdische Hülle des in ihr wohnenden Ueberirdischen.

Daß Fabian mit Hilfe eines Morgentraums erst jetzt zu dieser Entdeckungen gelangen mußte, mag allerdings etwas mährchenhaft klingen, doch nur dem, der das geheimnißreiche Treiben der Seele nicht kennt. Der junge Mann hatte in Epiphanien immer nur noch eine liebe, treue Schwester gesehen; aber welchem Bruder fällt ein, von der Schönheit seiner Schwester entzückt zu werden? Fabian zitterte im Traum vor dem Glanze so vielen Liebreizes und sagte: „Faneli,

o Faneli! wie ist mir? Wo hatt' ich denn sonst die Augen? Wie schön, wie unaussprechbar lieblich bist du!« — Sie aber wandte ihm verdrießlich-lächelnd den halben Rücken zu und sagte: »Willst du mich wieder plagen, Fabi? Können wir nicht ohne Zankens leben? So, wie du, spricht mir Renold beständig, und er weiß doch, ich hör' es ungern.« — Und indem sie dies sagte, siehe, trat der schöne Schwede, den sie eben genannt hatte, hinter den Gesträuchen am Felsen hervor. Fabian fühlte in der Brust einen zuckenden Schmerz beim Anblick dieser Erscheinung. Es war der Schmerz der Eifersucht, den er noch nie empfunden. Er erwachte davon. Der Schmerz blieb; aber das Bild von Epiphaniens Schönheit auch. Er richtete sich auf und rieb die Augen. Das Licht des Tages schoß in blassen Strahlen durch die Ladenspalten des Fensters in die ärmliche Bauerstube. Fabian that einen tiefen Seufzer und ging, noch zur Hälfte in seinem Traum, aus der Hütte ins Freie.

Da rief ihm der Anblick des Meistersängers, welcher draußen am Brunnen die Finger durchs krause Haar kammartig strich, die Unterhaltungen des vorigen Abends ins Gedächtniß. Er tratt rasches Schrittes mit dem Morgengruß zu ihm und sagte: »Habt Ihr viel geschlafen, gut geträumt, Meister?«

»Ei, Viel und Gut ist nie beisammen!« antwortete Wirri: »Ihr seht's ja wohl, meine Bettfedern waren auf der Wiese gewachsen; und will ich sicher vor hungrigen Kühen wandern, muß ich die Eiderdunen vom Kopf schütteln. Unser Herr Donnrian schläft noch mit seinem schwarzen Teufel um die Wette, der mich gestern in einen Lumpen verwandelte, womit arme Leute bei gebrochenen Fenstern den Glaserlohn sparen. Grüßet nun Alle von mir. Ich nehme den Weg unter die Füße.«

»Nur auf ein Wort noch, Meister! Ihr waret unlängst im Moos bei Addrich, Meister? Wie nahm Epiphania Euern Auftrag vom Junker zu Rued auf? War er ihr willkommen?«

»Wie dem Blinden der Regenbogen. Ich habe sie nie gesehen, und sie hat mich nie gehört. Hol' der Henker den rothnasigen Addrich, der mit ehrlichen Leuten umspringt, wie der Savoyard mit Tanzbären. Wer mit dem was Rechts anfangen will, muß ihn todtschlagen.«

»Wollt's also nicht noch einmal versuchen, und den Wunsch des Herrn von Grönkerkenbosch ausführen?«

»Keineswegs, Herr Freund, ich hab' meine Haut auch nicht ge-

stohlen; trag' er die seine zu Markt, wenn sie ihm feil ist. Der Kauz meinte gestern, es könne nicht anders sein, und ich müsse versprechen, das Mörderloch noch einmal zu besuchen. Er verhieß goldene Berge. Aber wer zusagt, hat Seile an den Hörnern. Gesegnete Mahlzeit. Ich wußte zum Glück allerlei Ausreden. Es ist eine schlechte Maus, die nur ein Loch hat. Gehe er selbst hin; er hat zu lange Wünsche für meine kurzen Beine. Der Mooser trägt den Schelm im Nacken; wär' ich da unglücklich, lachte mich unser Herr Donnersnarr hintennach aus. Helfen könnt' er mir nicht. Wenn die Katze den Speck gefressen hat, jagt man sie zu spät davon. Ich wandere nach Aarau und sage meinem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten: für diesmal müssen wir das Plänchen aufstecken. Es gehen viele Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang ins Grab. Hat die Mauer kein Loch, passirt Niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren.«

»Meister, Ihr sprechet, wie ein gescheiter Mann. Was aber mag diesem Fremdling daran liegen, das Mädchen aus des Moosers Gewalt zu ziehen? Ließ er Euch merken, warum er an Eurer Geschichte den lebhaften Theil nimmt?«

»Er that freilich, als geschehe es mir zu lieb, und als wollt' er mir nur die Leiter ans Ehebett stellen; und es ist wahr, des Dechanten Pathe soll schön und tugendlich sein. Aber es dünkte mich immer dabei, als hört' ich den Fuchs husten, und dachte, man hält Manchen für einen Esel, der einen Sack trägt.«

»Weise gesprochen, Meister Wirri. Der Mann wird mir verdächtig. Ich vermuthe fast, er habe das Mädchen irgendwo gesehen und der mürbe, alte Zunder habe Feuer gefangen, ohne ans faule Holz seiner Jahre zu denken. Meint Ihr nicht?«

»Gar möglich. Es will wohl jeder gern alt werden, aber nie alt sein. Doch

Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn,
Ein junges Weib, ein alter Mann!

Kurz, ich wies ihn zurück, und brach das Geschwätz über's Knie ab. Er machte ein Gesicht, als hätt' er Sauerampfer gegessen, ließ mich aber in Frieden und wünschte mir gute Nacht ins Heu. Gebt ihm dafür einen guten Morgen zurück, denn ich habe Eil und trabe nach Aarau, so gut Schusters Rappen laufen mögen. Adjes, Herr Freund, gehabt Euch wohl.«

Bei diesen Worten machte der Spielmann links um und ging über das Feld davon, ohne sich um Fabians Nachrufen weiter zu bekümmern. Fast in gleicher Zeit kam auch Herr von Grönkerkenbosch zum Vorschein, begleitet von seiner Dienerschaft. Er sah den Meistersänger noch in einiger Entfernung und rief ihm ebenfalls nach. Aber Herr Wirri schritt unaufhaltsam fürbas und von dannen, ohne umzusehen. Fabian dagegen, welcher den Niederländer nicht verlassen wollte, ohne zuvor ein wichtiges Räthsel gelöset zu sehen, das für seine Ruhe und Epiphania's Sicherheit allzuwichtig schien, trat alsbald grüßend zu ihm, und führte ihn während unbedeutender Reden und höflichen Dankbezeugungen für die gestrige Gastfreiheit, auf die Seite, von der Dienerschaft hinweg.

Dann blieb er stehen und hob ohne Umschweife an: „Ehe wir uns trennen, Don Nardo, gönnt mir Antwort auf eine Frage. In welcher Absicht stellet Ihr der Nichte Addrichs nach? Eure mit dem Aarauer Spielmann geführten Gespräche lassen vermuthen, es liege Euch viel daran, sie aus den Händen des Oheims in die des Dechanten von Aarau zu bringen.“

„Hm! in der That, ja. Es liegt mir etwas daran!“ erwiederte der Herr von Grönkerkenbosch mit gewohnter Gelassenheit, während er aber doch auf Fabians Gesicht einen forschenden Blick fest heftete: „Ihr selber habt gestern nicht das schönste Lied zum Lobe jenes Addrich gesungen. Das arme, unschuldige Mädchen erregte meine Theilnahme. Ich möcht' es frei wissen.“

„Verzeiht, Herr, es scheint, Ihr wünschet mehr; denn Ihr trachtet dieser Jungfrau auf allen Wegen nach und nicht erst seit gestrigem Abend. Ihr habt ja der Nichte Addrichs einen köstlichen Schleier, orientalische Perlen, und zehn venezianische Dukaten durch ein Weib von Seon geschickt. Fürstliche Geschenke solcher Gattung spendet fürwahr auch kein geborner Verschwender ohne Zweck. Hegt Ihr indessen ehrliche Absicht, so dürfet Ihr sie mir vertrauen, und meine Dienste sollen zu Euerm Gebot stehen.“

„Junggesell,“ antwortete der Niederländer, ohne seine Miene im leisesten zu ändern, „daß ich ehrliche Absicht hege, kann ich allerdings betheuern und im Nothfall beweisen; daß ich Euch aber vertrauen soll, dazu bedarf es wohl unter uns beiden näherer Bekanntschaft. Uebrigens Euer offenes, redliches Gesicht ist ein guter Kreditbrief. Wenn Ihr mir dienen wollet, werdet Ihr mich dankbar finden.“

„Und was begehret Ihr, Herr?“

„Nichts, als die Befreiung jenes unglücklichen Mädchens aus der Gewalt seines verrufenen Oheims; Befreiung, je eher, je besser! Noch das sag' ich Euch: mir gilt bei Allem gleich, ob die Verlassene zum Dekan von Aarau, oder anders wohin, oder auch unmittelbar zu mir gebracht werde.“

„Zu Euch, Don Nardo? Kennet Ihr diese Epiphanie?“

Der Niederländer betrachtete den Jüngling eine Weile schweigend und antwortete dann mit fester Stimme: „Ich kenne sie und sehr genau!“

„Ihr, Don Nardo? Da ertapp' ich Euch auf fahlem Pferde. Wenn Ihr sie kennet, wie dürfet Ihr Euch einbilden, sie werde den Oheim verlassen, um sich einem unbekannten Landsfremden auszuliefern? Sie weiß nicht von Euch.“

„Glaubet meinen Worten, Junggesell, sie kennt auch mich!“

Der Herr von Grönkerkenbosch sprach diese Worte mit so zuversichtlichem, ernstem Ton, daß Fabian, dem noch viel Anderes auf der Zunge lag, voller Bestürzung verstummte, und einen Schritt zurück trat. Bald aber lief sein Befremden in sichtbaren Unwillen über, mit dem er sich von dem Niederländer abwandte, als wollt' er ihn verlassen. Er schoß ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung von der Seite zu und sagte: „Nun ja, kennen möget Ihr sie; ja — der Geier kennt auch die Taube, über der er lüstern in den Lüften kreiset, bis sie sich aus der Sicherheit des Obdaches entfernt. Aber die Taube kennt Euch nicht. Nie ist Euer Name zu ihren Ohren gekommen, nie von ihren frommen Lippen gefallen. Wißt's, ich bin Epiphaniens Bruder!“

Fabians Heftigkeit brachte den kalten Niederländer nicht aus der Fassung. Dieser erwiederte mit einer Gleichgültigkeit, als wäre von Wind und Wetter die Rede: „Junggesell, zahlt meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwahrheit ab; ich kenne, wenn schon ein Landsfremder, Eure falsche Münze. Epiphanie hat keinen Bruder.“

„Wenn auch keinen leiblichen!“ erwiederte Fabian, und fühlte sich vor dem, der ihn mit Recht einer Lüge zieh, etwas verlegen: „Aber,“ fuhr er noch ungestümer fort, um sein Unrecht zu verdecken, oder weil sich neuer Verdruß zum vorigen Unwillen gesellte: „was hab' ich mit Euch zu schaffen, oder welche Pflicht, Euch mein Verhältniß zu dem Mädchen zu offenbaren?“

„Gemach, gemach, Junggesell, ich begehrte durchaus Eure Vertraulichkeit nicht. Wer Ihr seid, läßt sich errathen. Ihr möget ohne Zweifel der verlobte Bräutigam sein. Die Schilderung, die man von Euch entworfen hat, war nicht ganz untreu. Mit einer kecken Gestalt und einem Gesichtchen, wie das Eure, läßt sich das Herz einer Jungfrau zur Noth schon anfechten.“

„Ich hoffe,“ sagte Fabian drohend und trat rasch ein paar Schritte näher, „ich hoffe, es wird Euch nicht belieben, Gespött zu treiben?“

„Im Gegentheil, junger Mann!“ entgegnete der Niederländer mit unveränderlichem Gleichmuth: „Ich weiß dem Glück Dank, das uns beide unverhofft zusammenbrachte. Wir wollen einander näher rücken. Wenn Ihr mir zum Ziel helfet, vielleicht . . . helf' ich Euch zu dem Eurigen. Erlöset Epiphanien, dann wollen wir weiter rechnen.“

„Ihr haltet uns hier zu Lande, scheint's, insgesammt für sehr alberne Teufel. Gestern sprachet Ihr ungefähr auch auf diese Weise mit dem Spielmann. Wer hat Euch Macht über die Hand Epiphaniens eingeräumt?“

„Das könnt Ihr künftig erfahren, und, zählet darauf, am wenigsten wird mir Eure einsweilige Braut selbst diese Macht versagen.“

„Nun ist's genug, Herr von Grönkerkenbosch! nun genug! kein Wort mehr, daß ich mich an Euch nicht versündige!“ fuhr Fabian auf, und seine Augen flammten von stolzem Zorn: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, Eure Kurzweil mit mir zu versuchen?“

„Gemach, Junggesell, gemach. Es ist hier nichts weniger, als um Kurzweil zu thun. Ihr solltet es meinem Ernst ansehen, daß mich kein Muthwille sticht. Wer Ihr seid, weiß ich; aber wer ich bin . . .“

„Weiß ich! Ein spanischer Niederländer, der mit seinem Geldsack im Schweizerlande meint, den Meister spielen zu können; ein Katholik, vielleicht ein verkappter Pfaff, der eine hübsche Nichte in seinen Haushalt braucht. Packt Euch, eh' Euch dieser Arm den Nacken bricht, und sucht für das Keuschheitsgelübde ein Wundpflaster unter Euern eigenen Heiligen!“

„Junger Mensch!“ rief Don Nardo, indem die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge plötzlich endete und in finstern Mißmuth überfloß: „Junger Mensch, ich gestatt' Eurer unbesonnenen Hitze, mich zu lästern; aber lästert nicht Brauch und Glauben einer Kirche, der Ihr

würdig seid, anzugehören. Ihr verkennet mich, aber ich verkenne Euch nicht. Ich will Epiphaniens Glück, bei Gott und allen seinen Heiligen! ihr zeitliches und ewiges Wohl, und könnt' es geschehen, mit dem ihrigen das Eurige.«

»Was?« schrie Fabian ärgerlich lachend: »Mein ewiges, ihr ewiges Wohl? Am Ende also treibt Ihr nur theologisches Kupelgewerbe, abenteuert umher, Proseliten und Convertiten zu machen? Ich rath' Euch wohlmeinend, wahret Eure Haut im Lande Bern, und lasset den Dechanten von Aarau nicht wittern, welch' ein Seelenjäger Ihr seid: all' Eure Heiligen würden Euch nicht vom Schandpfahl und Pranger erretten.«

»Brechen wir ab!« sagte Don Nardo mit völlig wiedergewonnener Kaltblütigkeit: »Ihr führet eitle Streiche im Nebel. Bleibet ohne Kummer für Euern Glauben; ich will ihn nicht in Versuchung führen. Ist es der Wille des barmherzigen Gottes, die Verirrten zur Wahrheit des ewigen Lebens in den Mutterschoos der Kirche zurückzuführen: so bedarf er mein nicht. Ich wäre das allerunwürdigste Werkzeug seiner Hand. Eben so kummerlos bin ich für Addrichs Nichte, Eure Braut. Was ich von ihr weiß, verkündet, sie ist dem Glauben, der allein selig machen kann, wohl nicht so fernstehend, als ihr Euch einbildet. Ein frommes, helles, nach innerer Seligkeit dürstendes Gemüth, wie das ihrige, kann und wird der rufenden Mutter nicht lange wiederstehen, wann sie deren Stimme hört. Doch, das beiseite, Junggesell; besänftigt Euern unnützen Argwohn und vergeblichen Zorn. Ihr verkennet mich. Leistet mir diesen Tag noch Gesellschaft, und ich zweifle nicht, wir können Freunde werden. Dann helf' ich an Euerm Glück bauen.«

Fabian betrachtete schweigend den Menschen, dessen Reden ihn immer ungewisser machten, was er von ihm halten müsse. Zuweilen vermuthete er, der Niederländer leide Geisteskrankheit; aber im Vortrag desselben war offenbar zu viel Zusammenhang und Sinn; im Ton desselben zu viel Zuversicht und dann und wann selbst eine Herzlichkeit, welche nur aus innerster Ueberzeugung und aus wahrem Wohlwollen entstehen zu können schien. Dabei hatte die unwandelbare Kälte seines Wesens, welche neben dem Aufbrausen des Jünglings zu einer Art von Hoheit und Ueberzeugung wurde, etwas Erdrückendes, mochte sie auch erkünstelt sein.

»Nun denn,« fuhr Don Nardo fort, »entschließet Euch. Ver-

weilet diesen Tag bei mir. Es liegt mir an Eurer Bekanntschaft. Begleitet mich zum Rhein. Wir wollen noch manches Wort von Eurer Verlobten reden; es warten wichtige Dinge auf sie, davon Ihr selbst sie unterrichten könnt. Ihr selbst vielleicht führt sie mir zu, wenn Ihr das wahre Wohl dieser armen Weise so liebet, als ich.«

»Da sei Gott für!« rief Fabian: »Was habet Ihr und das Mädchen gemein mit einander? Das fühl' ich wohl, was es immerhin mit Euch sei, ganz richtig steht's bei Euch nicht, trotz Eures achtbaren Ansehens. Wo aber auch der Schalk bei Euch wohne, im Kopf oder im Herzen, Ihr sollet gewarnt sein! Hütet Euch, einer Jungfrau nachzuschleichen, mit der Ihr rechtlicher Weise nichts zu verkehren habt. Bei meiner Seelen Seligkeit gelob' ich's, begegn' ich Euch auf verbotener Straße, treff' ich Euch je in der Nachbarschaft vom Moos oder von Aarau, so habt Ihr Euer letztes Ave gebetet. Ihr wisset's nun. Ich bin Mann von Wort. Damit gehabt Euch wohl.«

Fabian wollte davon. Don Nardo ergriff ihn hastig beim Arm und rief: »Es ist Mißverständniß unter uns. Ihr stoßet Euer Glück von Euch!«

Der Jüngling schleuderte den Niederländer von sich und sagte: Fort, mir graut vor Euch, wie vor Satan, dem Versucher in der Wüste!«

»Vor mir?« sagte Don Nardo mit einem Zug des Unwillens im Gesicht, der durch eine Art spöttelnden Lächelns gemildert ward: »Ihr müsset fürwahr schlechter Soldat gewesen sein, und in Euern schwedischen Diensten wenig von Welt und Menschen gesehen haben. So fahret wohl, Herr Hauptmann, und vergesset die Nichte Addrichs. Sie ist nicht für Leute Eures Schlages von Gott geschaffen.«

Fabian betrachtete ihn von der Seite und sagte: »Ihr irrt Euch garstig in meiner Person, scheint's.«

»Jetzt nicht mehr; nur einen Augenblick vorher, Junggesell, als ich die Trommel für eine Karthaune ansah, da betrog sich mein kurzes Gesicht. Genug davon. Zieht mit Gott.«

27.

Kriegsgefangenschaft.

Der Niederländer wandte bei diesen Worten dem Jüngling den Rücken, um sich zur Hütte und zu seinen Leuten zu begeben. Er sah

aber, mit nicht geringem Erstaunen, diese und seine Pferde von bewaffneten Bauern umringt. Bald war er selbst, desgleichen Fabian, von einer seitwärts herangekommenen Rotte umzingelt. Das durchdringende Gekreisch eines Weibes ohnweit der Hütte, und ihr Hindeuten auf das gebrochene Fenster derselben, verkündete den Zorn der heimgekehrten Eigenthümerin. Die Bauern, unter lautem Geschrei, bemächtigten sich der Personen.

„Was soll's hier geben, ihr Mannen?“ schrie Fabian ab der Almen entrüstet: „Ist das ehrlicher Kriegsbrauch, Reisende auf der Straße anzufallen und wehrlose Männer gefangen zu nehmen? Oder haben wir die Gestalt der Landstreicher und Zigeuner, daß ihr uns fahet? Ich bin Schweizer, wie ihr Alle, vom Berner Oberland. Dünk' ich euch verdächtig, so bin ich allezeit da, Red' und Antwort zu geben. Jener Herr aber ist Ausländer, der mit unsern Händeln nichts zu schaffen hat; darum lasset ihn unangetastet seines Wegs in Frieden ziehen mit seinen Leuten. Ich hoffe, ihr werdet ihn nicht plündern und ihn nicht zwingen, daß er in fremden Ländern über uns Schweizer nachklage, als wären wir ungastlich und wie Räuber und Gauner.“

„Was welschet der Milchbart!“ rief einer der nächsten Bauern, während die Andern um ihn her jauzten, Andere zankten, Andere sangen: „Gebt's ihm auf den gelben Schnabel! Seht ihr's ihm nicht am Schwanz an, wie das Vöglein heißt? Ein Stadtspion ist es, der Kundschafterei treibt.“

„Werft den Schelm zu Boden!“ brüllte ein Anderer: „Wir — wir haben die größte Viktori erlebt, und die Basler und Mühlhauser zum Land hinaus gejagt; nun soll uns der Strolch da nicht Gauner und Räuber heißen.“

„Nichts!“ schrie ein Dritter dazwischen: „Hier ist ein gutes Volgelnest ausgehoben! Daheim wollen wir die Alten und Jungen ordentlich rupfen, ehe wir sie braten. Fort, wir nehmen sie Alle nach Ollen, da muß sie der Untervogt von Buchsiten beichten lassen.“

Unterdessen das Toben der Menge und Fabians Widerstand fortdauerte, ohne daß ein Theil auf den andern hörte, verhielt sich der Herr von Grönkerkenbosch, welchem man den prächtigen Dolch aus dem Leibgürtel gerissen hatte, mit unbefangener Miene, wie ein gleichgültiger Zuschauer. Er drehte sich endlich gegen Fabian und sagte: „Wie es scheint, müssen wir also doch einander wider Willen

noch Gesellschaft leisten. Wehret indessen diesen guten Leuten nicht, zu thun, was sie für Pflicht halten, und erbittert sie nicht mit eiteln und trotzigen Worten. Daß Ihr Euch meiner als eines Fremden annehmen wolltet, macht Euerm Schweizergemüth Ehre. Sorget aber lieber für Euch selbst, denn es waltet keine Gefahr für mich."

Fabian erwiederte ihm nichts, sondern haderte mit den Bauern fort, die nun auch Don Nardo's Jäger und Mohr, beide ihrer Waffen beraubt, desgleichen die Pferde herbeiführten. Ihr Lärmen vermehrte sich mit der Anzahl. Denn es kamen immer neue Haufen herzu. Es bestanden diese Leute meistens aus jenen Solothurnern, die am vorigen Tage bei Erlisbach und unter der Schafmatt den Rückzug des Obersten Zörnli beobachtet hatten. Alle glühten noch wein- und siegtrunken, und umstellten nun neugierig die Reisenden, deren ausländische Trachten ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigten; so wie noch mehr die schwarze Haut des Mohren ihr Erstaunen in Anspruch nahm.

"He!" schrien einige plötzlich, indem sie auseinander traten, um Neuankommenden Platz zu machen: "Da bringen sie abermals einen Gefangenen! Laßt uns nur noch mehr suchen, ihr Männen; der Berg hier wimmelt von Schelmen und Stadtleuten."

"Den fettesten Bissen haben aber wir gefangen!" rief mit stolzer Lustigkeit einer der Ankommenden: "Der hier ist ein rechter Meuder! Er hat gewiß im Leben heut' zum erstenmal über seinen schönen Wanst geflucht, als er mit ihm uns entwischen wollte."

Es war von keinem andern, als vom würdigen Meister Heinrich Wirri die Rede, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in der Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. "Wie geht's, Meister?" redete ihn Don Nardo an: "Ihr brachet früh auf ohne Nutzen!"

"Es geht, wie es kann!" erwiederte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: "Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl mit Allgemach kömmt man auch weit. Meinethalben, der Teufel ist im Lande los, daß Niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtage hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirthschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht närrisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein."

"Schweig, du sprützende Blutwurst!" fuhr ihn einer der Bauern an: "oder wir warten dir anders auf. Wovon wärst du feist, wenn

du nicht aus Landvogts Schüssel unsere Hühner und Eier gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollt schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!

„Ihr Herren reitet jetzt auf gar hohen Gäulen,“ antwortete der Meistersänger, „aber sorget, daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrifft, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Metzget also keine Katze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, macht's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich hab' euch nichts zu Leid gethan.“

„Aber auch nichts zu Lieb!“ schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhdraht, und hacket einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der Andere. Drum Marsch gen Olten. Bist du kein Verräther, so kannst du es noch werden; drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an: dein Spitzhut und ein Schelmendeckel sind vom gleichen Meister gemacht.“

„Schimpft, wie ihr wollt,“ erwiederte Wirri ärgerlich „gegen böse Zungen hilft kein Harnisch. Nur laßt euch von einem ehrlichen Mann rathen, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer fechten. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer über sich haut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen.“

„Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!“ rief der vorige Bauer: „Heut' spielen wir den Städtern Trumpf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!“

„Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie ihr!“ antwortete der Spielmann: „Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht.“

„Still, ihr Leute! Frieden! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Olten!“ rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. „Und Ihr, guter Freund,“ sagte er zum

Meister Wirri gewandt, „behaltet Eure Sprüche im Sack; sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind, und könnet keinen von uns damit weder belehren noch bethören.“

„Freilich nicht!“ entgegnete Wirri: „Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr, Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schaffet Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Olten; nicht von der Stelle.“

„Aber auch nicht nach Aarau!“ entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Henken wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!“ rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, diese Last zu tragen!“ versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!“ — Der Meistersänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffe er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!“ sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht.“

„Ja, ja!“ versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quintlein Gunst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeit.“

„Marsch!“ rief der Untervogt von Buchsiten, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Johlen.

Man schien die Gefangenen geflissentlich von einander getrennt zu halten. Fabian ging verdrossen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Moos eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphania zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt. Er müßte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphanien wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenparteien in jenen Zeiten nach den langen Glaubenskriegen gegenseitig bewachten, die Begierde derselben, einander Proseliten abzugewinnen, vermehrte

allerdings nicht ganz ohne Grund die Besorgniß des jungen Mannes. Er beobachtete den niederländischen Spanier während des ganzen Zuges; zuweilen wünschte er, ihn noch sprechen und weiter aussorschen zu können. Jener aber, ohne sich nach Fabian umzusehen, wanderte unter den Vordersten, in beständigen Gesprächen mit dem Untervogt von Buchsiten, fort bis Olten. Die Bauern hielten auf den erbeuteten Rossen den triumphirenden Einzug in das Städtlein.

Hier wurden die Gefangenen an verschiedene Orte vertheilt. Fabian empfing ein kleines, dunkeles Gemach mit vergittertem Fenster; vor der Thür eine Wacht; einen Laubsack zum Nachtlager. Das Schicksal seiner Gefährten blieb ihm unbekannt. Aber folgendes Morgens, als er durchs Fenster niederschaute, sah er mit nicht geringer Verwunderung den Herrn von Grönkerkenbosch, begleitet von seinem Mohren und Jäger, frei zur Stadt hinausreiten.

„Glückliche Reise!“ rief Fabian ärgerlich. Don Nardo sah aufwärts, nickte, ohne eine Miene zu verziehen, grüßend, und machte mit der ausgestreckten Hand eine Bewegung, wie zum Abschied. Er verschwand.

Der Jüngling zweifelte keinen Augenblick, daß nicht auch seine Freilassung schnell erfolgen werde. Er irrte aber sehr. Vielmehr bewachte man ihn von Tag zu Tag strenger. Sein Wächter sprach von aufgefangenen Kundschaftern der Städte, auch wie einige dieser Leute aufgehangen worden wären, und ließ, als guter Katholik, dem Fabian merken: er thue wohl, sich von der lutherischen Ketzerei zum wahren Glauben zu bekehren, um wenigstens ein seliges Ende zu nehmen.

28.

Die Erlösung.

In der langen Weile seines mehrwöchentlichen Verhaftes wechselte Fabian, wie Gefangene pflegen, vom Morgen bis zum Abend mit Singen und Fluchen, Ergebungen in das Verhängniß und Entwürfen zur Flucht, Vorsätzen der Rache und dichterischen Ausmalungen seiner Zukunft, wenn er jemals wieder der goldenen Freiheit genösse. Es versteht sich, daß Epiphanie im reinsten Lichtglanz die Bilder dieser Zukunft verherrlichte. Von Herzen verwünschte er, was ihm nicht zu verargen war, den Aufstand des Landvolks, dessen wilde Wellen ihn

nun in die wüste Irre umherschleuderten und mit unwiderstehlicher Macht vom Ziele seiner Reise abgetrieben hatten. Denn er war bloß in den Aargau gekommen, um die geliebte Jugendgespielin nach langer Abwesenheit zu sehen, ihr zu sagen, wie er von Bern unschuldig mißhandelt worden sei; nun Haus und Garten am Thunersee verkaufen, die Schweiz ganz verlassen, ins Markgrafenland ziehen, dort, als Arzt, wohnen und seine Tage dann im wohlthätigen Beruf für die leidende Menschheit zubringen wolle. Auch hatte er wohl daran gedacht, wenn Epiphanie beistimme, wenn Addrich, ihr Oheim, nicht entgegen sei, wenn Epiphaniens Hand nicht Renolden gehöre, sie zu bitten, schwesterlich sein Hauswesen verwalten zu wollen.

Doch das schwersterliche Verhältniß nahm während der Ueberlegungen in der gefänglichen Einsamkeit zu Olten ganz andere Färbung an. Es schien, als hätten Addrichs und Don Nardo's Reden ihn auf einen Gedanken geleitet, der ihm vorher, wie Gedanke einer Blutschande, abscheulich erschienen war. Er sah nun selbst ein, daß ihm Epiphanie, die ihm auch nicht aufs Entfernteste verwandt sei, unmöglich in ein fremdes Land und Haus folgen könne, ohne den guten Ruf in der Welt zu verspielen. Er dachte sie nun auch unter dem Bilde einer jungen Gattin, und konnte anfangs den keuschen Widerwillen, die innere Scham kaum überwinden, die bei dem Namen laut wurden, welcher einem Frevel an der reinen Engelsnatur der Jungfrau gleich sah. Aus demselben Grunde war es ihm auch bisher etwas Ungedenkbares geblieben, daß sie Gemahlin irgend eines andern Sterblichen werden könne. Je vertrauter ihm aber nach und nach die reizende Möglichkeit wurde, daß er Epiphanien, als Weib, aus der Schweiz führen, und sich durch die heiligste Weihe anschließen könne, desto mächtiger wuchs zugleich seine Furcht vor des katholischen Niederländers bedenklichen Aeußerungen, und in seiner Brust gegen den schönen Gideon der schmerzende Brand der Eifersucht. Seine Ungeduld nach Freiheit ging daher zuweilen fast in Verzweiflung über. Er sprach viel mit sich selber und überlaut; er schlug die Wände mit geballten Fäusten und rüttelte die dicken Eisenstäbe des Fenstergitters, daß die steinernen Gesimse erbebten. Die Stunden wurden ihm wie Tage; die Tage glichen Wochen; die Wochen dehnten sich zu Jahren. Den Wächtern machte es bange, er werde den Verstand einbüßen.

In der That hätte es geschehen können, wäre ihm nicht endlich,

nach beinahe vier Wochen der Kerker aufgeschlossen worden. Bewaffnete Bauern führten ihn in ein anderes Zimmer, wo mehrere wohlgekleidete Landleute um einen großen runden Tisch bei Wein und Brod saßen, obwohl es noch Morgenfrühe war. Unter den Männern erkannte Fabian sogleich auch die breite Gestalt des Addrich, und neben demselben jene Person, welche sich auf dem Zuge nach Olten, als der Untervogt von Buchsiten, bemerkbar gemacht hatte.

Die Versammlung, als Fabian herein trat, brach ihr bisheriges lautes Gespräch plötzlich ab, nahm ernsthaftes Wesen an, und suchte sich in die möglichste Würde zu setzen. Dieser hier stellte das aufgehobene Weinglas nieder, jener dort legte Brod und Messer aus der Hand und schlug die Arme unter einander, oder faltete die Finger zusammen, oder rückte den Stuhl hinter sich, um Knie über Knie zu werfen.

„Fabian ab der Almen,“ sagte Herr Adam Zeltner, der Untervogt: „obwohl wir wissen, daß du erzbernerisch in deinem thörichten Herzen gesinnt bist, und schändlicher Weise, als Sohn eines wackern Landmannes, zu den Städtern hältst, wollen wir doch Gnade über dich ergehen lassen, für Recht. Du magst daraus erkennen, daß wir freien Landleute gnädiger sein können, als die Herren zu Solothurn und Bern, die sich gnädig schelten lassen und Verbrechen an uns suchen, um uns an Geld und Blut zu strafen. Deine wider uns und das theure Vaterland verübten Umtriebe und Helfershelferdienste hätten billig den Strang verdient, der Verräthern gehört. Aber . . .“

— Ich bin nie Verräther gewesen! unterbrach ihn Fabian.

„Schweig, wir wissen Alles!“ fuhr Herr Zeltner mit fester Stimme fort: „Bist du nicht von Bern gen Aarau mit Briefen zum Schultheißen Hagenbuch gelaufen?“

— Allerdings! versetzte Fabian: Aber ich wußte nichts um den Inhalt dieser Briefe, und noch weniger davon, daß ich Männern, die meine Herren und Obern sind, keinen Dienst leisten dürfe.

„Schweig! Jetzt sind wir aber deine Herren und Obern; darum begnadigen wir dich, und erwarten dagegen von dir Ehrerbietung und dankbare Ergebenheit. Die wirst du uns also angeloben?“

— In jeder erlaubten und gerechten Sache.

„Es ist nichts erlaubt, als das Gerechte, und wir werden nichts von dir, als das Gerechte begehren, laut unsern theuer geschwornen

Eiden und dem zu Summiswald geschlossenen Landesbund. Jedennoch möchte auf dein Wort und Angeloben wenig zu bauen sein, wenn unsere und des werthen Vaterlandes Sache nicht schon über alle Gefahr obgesiegt hätte. Darum können wir dich, ohne Furcht, der Haft entlassen, selbst wenn du in gerader Richtung von hier nach Bern zurück liefest. Zudem auch hat dieser unser lieber Nachbar nnd ehrenwerther Eids- und Bundesgenoß" — der Untervogt deutete mit der Hand auf Äddrich — "gut für dich gesprochen, was du ihm wohl zeitlebens danken magst."

— Ich danke meinem Freund Addrich gern, und vor euch Allen, denn ich weiß, er meint es mit mir wohl und kennt mich. Hättet ihr euch aber, statt mich rechtswidrig vier Wochen lang ohne Verhör und Untersuchung festzuhalten, von meiner Unschuld früher überzeugt; hättet ihr mir meine frechen Ankläger unter die Augen gestellt, daß sie durch Rechtfertigung zu Schanden gemacht worden wären: so würde ich noch lieber eurer Gerechtigkeitsliebe als dem Addrich schuldigen Dank gesagt haben.

"Du straußest dich zwar mit deiner Unschuld, wie sieben Eier in einem Krättlein; aber glaub' mir, du keckes Bürschlein, wir haben dich nicht eines Gastpfennings willen in unserer Gewahrsam gehalten. Der Erste, welcher wider dich zeugte und uns warnte, dich nicht aus unserer Gewalt fahren zu lassen, war ein sehr glaubwürdiger, vornehmer Herr, der dich nur kurze Zeit gesehen, aber dennoch genug von dir vernommen hatte. Du wirst dich des Edelherren von Grönkerkenbosch erinnern, der mit dir gefangen worden ist? Er hatte durchaus kein Interesse wider dich ..."

— Der Niederträchtige! Er also? D e r? rief Fabian auffahrend: Und ihr vielklugen, gerechten Männer, glaubet in eurer Weisheit der tückischen Zunge eines wildfremden Abenteurers, und kerkertet darauf hin, ohne allen Beweis der Wahrheit, einen Schweizer, einen Mitlandsmann ein, wie einen Verbrecher?

"Höre, Grünschnäbelein!" rief ein alter Bauer hinterm Tisch bei diesen Worten Fabians: "Habe Respekt, denk', vor wem du stehst, und schlucke deine unverschämten Redensarten hinter; es wird dir kein Kropf davon wachsen, wenn du sie in der Kehle behältst."

Der Untervogt winkte mit der Hand dem Alten seitwärts zum Schweigen, und fuhr gegen Fabian also fort: "Wenn der erste Zeuge wider dich nicht genügt hätte, würde ein zweiter wohl hundert andere

aufgewogen haben. Das ist ein erpropter Vaterlandsmann, dem die Wohlfahrt gemeinen Wesens über alle Rücksicht und Freundschaft hinaus geht, die er leider für dich gehegt haben mag. Er ist's, von welchem wir schon umständlich vernommen haben, wie viel die Berner dir zahlten und aus was Ursachen du ins Aargau gekommen bist. Da ist der mannhafte und tapfere Hauptmann Gideon Renold. Den wirst du gelten lassen, hoff' ich.«

— Den lass' ich gelten, als einen Schelm vom Wirbel bis auf die Sohle! Dieser Judas und ich sind von jeher Freunde gewesen, wie Katz' und Hund. Warum stellet ihr mir den schwedischen Lohnknecht nicht Angesicht gegen Angesicht, der schon im Mutterleibe so giftiger Natur war, daß die im Kindbett sterben mußte, die ihn zur Welt brachte?

»Wenn du so schamlos alle Ehrenmänner lästern kannst,« fuhr der Untervogt mit Bitterkeit fort, »so lästere, wenn du kannst, noch einen dritten, dessen Zeugniß mit allen andern zusammenstimmte. Die Wahrheit hat nur eine Farbe, die Lüge mancherlei. Und dieser dritte ist der, welcher für dein Wohlverhalten bei uns gutgesagt hat und dein Bürge worden ist.«

— Wie? Addrich, du? sagte Fabian und warf einen Blick unwilligen Erstaunens auf den Alten.

Addrich hatte schon während den letzten Reden des Untervogts die dicken Augenbraunen düster zusammengezogen und darunter einen stechenden Blick gegen den Sprecher der Versammlung geschossen. Jetzt brummte er: »Viel und erbaulich schwatzen ist selten beisammen!« Dann wandte er sich zum Jüngling und sagte: »Nein, Fabian, ich habe eigentlich keineswegs wider dich gezeugt, denn ich wußte aus deinem Munde, wie du weder kalt noch warm seiest, und so wenig mit dem Volk wie mit den Städten halten magst. Du bist ein unerfahrnes Kind und hast deine Ruthe wohl verdient. Erst hatten dich die Basler in die Klemme genommen, ich befreite dich. Nun fielst du in die Hand des Volks. Wenn sich Wolf und Hund beißen, sollst du nicht zwischen beiden durchspazieren wollen und sagen, was geht's mich an? Wer in bürgerlichen Händeln nicht zu einer der Parteien tritt, bekommt die Fäuste beider in die Haare. Hüte dich vor dem Gideon; du hast viel bei ihm im Salze. Ganz zufällig vernahm ich vor einigen Wochen, man halte dich hier gefangen. Das war mir recht und zwar deiner eigenen Haut willen; denn hier hast

du am sichersten gewohnt; draußen hätten dich indessen schon Bauern oder Städter kalt gemacht. Jetzt bist du frei. Komm zu mir ins Moos; dort bist du geborgen. Gideon hat anderswo vollauf zu schaffen.«

Mit diesen Worten hielt Addrich die Sache für abgethan. Er stand vom Sessel auf und endete die Sitzung der ansehnlichen Versammlung, aus welcher ihm keiner zu widersprechen wagte. Nachdem er von Einem zum Andern gegangen war, und mit Allen noch besondere Abrede genommen hatte, nahm er Fabian zu sich, und beide verließen das Haus.

29.

Der Heimweg.

Unangefochten schritten sie durch die enge, finstere Straße hinab zum Thor und über die hölzerne Brücke, welche dort die Ufer der Aare verknüpft. Als der Jüngling aber die im Goldlicht spiegelnden Wellen des Stroms, die im Morgenroth leuchtenden schroffen Felswände, mit Gebüschen bekränzt, die aufbrechenden Blüthen der Kirschbäume und malerisch vertheilten Gesträuche erblickte, die grünen Matten, von himmelblauen, goldenen und purpurnen Blumen durchwirkt, und den Lerchentriller hörte hoch im Himmel und der Amseln und Finken fröhlichen Schlag in den ergrünenden Zweigen der Gebüsche, — ward er weich. Er seufzte ein lautes »Ach!«, breitete sein Arme durch die Luft, als könnt' er Erd' und Himmel an das schlagende Herz ziehen; riß vom Schlehenstrauch einen der blühenden Zweige und drückte die kühlen Silberblüthen desselben an seinen Mund, indem ein paar Thränen ihm über die Wangen perlten.

»Du geberdest dich wie ein Mädchen,« sagte Addrich, »oder ärger noch, wie ein Kind, Fabian.«

— Es wäre dir besser, Addrich, du würdest Kind sein können und meine Wollust verstehen! antwortete Fabian: O wie leicht ist der Odem der Freiheit und wie süß der Brautkuß der Natur! Du jammerst mich, Addrich! Du taugst nichts mehr in diesem herrlichkeitsvollen Gottesreich. Du hörst die Stimmen dieses Lebens nicht mehr, die mich entzücken.

»Hast Recht, Fabian!« erwiederte Addrich: »Ich habe das

Leben nie und das Leben hat mich nie verstanden. Meine Geburt ist ein blinder Mißgriff des Schicksals.«

— Rede nicht so, Addrich. Du mußt nicht lästern! Heute nicht!

»Nun, so sag' mir denn, Fabian, welche Weisheit hat die Blindgebornen in eine schöne Landschaft, die Taubstummen, die blödsinnigen Kretinen in die Gesellschaft vernünftiger Geschöpfe gestellt? Und warum muß ich, mit Wohlwollen in der Brust und gesundem Verstand im Gehirn, unter dies Gezücht von Tigern und Eseln in Menschengestalt geworfen sein? Wer kennt mich? Wer will mich? Wer gibt mir Ersatz für den Schmerz, in dieser Welt wohnen zu müssen, an sie wider Willen gebunden zu sein, und das Loos Leonorens zu tragen, nicht leben, nicht sterben zu können? — Fabian, ich hasse das Leben, aber in mir sträubt sich's, es zu verlassen, und ich kann's nicht enden. Der Mensch ist, im wüsten Bagno der Welt, Sklave eines Unbekannten; der Mensch verflucht seine Kette, kann sie aber doch nicht zermalmen und muß ohne Schutz, ohne Widerstand die zerfleischenden Streiche seines herzlosen Guardians, des Schicksals, aushalten.«

— Höre, Addrich! rief Fabian stillstehend und den Alten hastig mit beiden Armen haltend, indem seine Augen dabei froh leuchteten: Höre, Addrich! Ich will dich heilen. Folge mir nach Deutschland, denn ich verlasse die Schweiz. Epiphanie und ich wollen deine Kinder sein und dich pflegen, wie einen Vater, wenn du keine Leonore mehr hast. Du wirst in einer freundlichen Einsamkeit dich mit der Welt wieder versöhnen, wenn du nur einmal aus den gegenwärtigen, finstern Verhältnissen herausgerissen bist. Glaub' es, Addrich, du wirst versöhnt werden. Wir wollen dein Alter weich betten.

»O, ich bin von außen und innen eine einzige Wunde. Wohin und wie ihr mich betten möget, auf Seiden und Eiderdunen und Rosenblättern, muß ich aufschreien im Schmerz. — Fort, fort, Fabian, ins Moos!« rief Addrich nach einem augenblicklichen Schweigen, indem er den Jüngling zurückdrängte und mit großen Schritten auf der Landstraße weiter ging: »Brechen wir von dem ab. Ich kann dir Besseres sagen. Die Unternehmungen des Volks gehen wohl von statten. Die Städte müssen zu Boden. Ich scheide nicht von hinnen, ohne ein löblich Werk in der Welt zu lassen, damit ich ihr mehr gebe, als sie mir gab.«

— Addrich, verblende dich nicht! du rennst dem gewissen Ver-

derben in den Rachen und ziehest Tausende mit dir. Ich wette, die Städte haben den Bauern noch keinen Halm breit nachgegeben.

„Du weißt nichts. Der Handel läuft, wie er soll, stündlich von seiner eigenen Wucht immer stärker gedrängt. Die Städte halten das losgelassene Felsstück nicht mehr auf, das vom Berge herabrollt und bald zerschmetternd in Sätzen und Sprüngen gesehen werden wird. Solothurn und Bern, Basel und Luzern, Aargau und Freiämter sind in heller Bewegung. Es soll einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.“

— Addrich, traue nicht! Die Herren haben den bessern Kopf und das bessere Geld!

„Und wir, Fabian, die bessere Faust und das bessere Recht! Die vornehmste Miene beim Spiel will jetzt Zürich annehmen. Es zog vor einigen Wochen sogar fünf Kompagnien, jede zweihundert Mann stark, in die Stadt, um Blendwerk und Spiegelfechterei vorzugaukeln. Zürich wußte aber wohl, daß am See herum faule Aepfel wachsen, und ließ die Mannschaft wieder aus einander, obgleich die Wädenschwyler und Knonauer durch gesandte Ausschüsse Treue und Gehorsam anboten. Es schickte auch den Bürgermeister Waser und Statthalter Hirzel gen Bern, um dort, nebst Ehrengesandten von Glarus und Schaffhausen, zu vermitteln. Die setzten aber den Flicken neben das Loch, wie der blinde Schneider.“

— Wie so? nichts verrichtet?

„Nun ja, es ward um des Leuenbergers Lumpen gehandelt, um Trattengeld und Innungszwang, Salzkauf und Gerichtsbotenlohn und dergleichen. Man schlug die Abgeordneten der Landschaft mit Rathsherrenzungen breit; gab den Bauern den Strohsack heraus und behielt die Betten. Kurz, man brachte es so weit, daß die Ausschüsse der Gemeinden vor großem Rath alles an die Hand gelobten, für ertheilte überschwengliche Gnad' in gebührender Unterthänigkeit dankten und wegen der Unordnungen vor gesessenem Rath einen Kniefall thaten. Darauf entließen die Berner sogleich ihr in die Stadt genommenes Kriegsvolk und meinten schon, es lägen alle neun Kegel zu Boden. Sie hatten sich verrechnet; wir Andern waren noch da. Die Gemeinden verwarfen den Plunder allzumal, wie ihn die albernen Ausschüsse vom Markt zu Bern mitgebracht hatten. Am meisten erbitterte deren niederträchtiger Fußfall. Das stieß dem Fasse den Boden aus. Die Huldigung ist abgeschlagen und das Volk ärger,

denn je, im Harnisch. Damit machten wir dem Christen Schybi gutes Spiel, daß er wieder mit den Entlibuchern ins Feuerhorn stoßen konnte.«

Fabian schüttelte den Kopf und versetzte: Wollt ihr, um Recht zu erhalten, allem Recht, Treu und Glauben absagen? Hat die Luzerner Landschaft nicht mit der Stadt ihren Vertrag geschlossen und gesiegelt?

»Nicht die Landschaft, nur ihr abgesandter Ausschuß. Das Volk vom Entlibuch, Willisau, Rothenburg und Rußwyl dagegen erklärt, im Vertrage müsse das Wort »Fehler« ausgekratzt sein. Denn dieweil Räth' und Hundert von Luzern doch selber das Recht des Landes jetzt anerkannt haben, so war's kein Fehler des Landes, das Recht begehrt zu haben. Desgleichen sollen die ehrenrührigen Titel, welche das Badner Manifest gegen die Landschaft ausgespien hat, in offenem Druck widerrufen werden; und alle Landleute sind einmüthig darin: der Wollhauser Bund müsse aufrecht bleiben und freie Landsgemeinde gelten. Darauf haben die Herren nun ihre Tagsatzung gen Baden ausgeschrieben, oder sitzen vielleicht da schon brütend beisammen über den Basilisken-Eiern.

— Addrich, lass' dir weissagen, jener Tag zu Baden wird nicht geschlossen, bis Köpfe gefallen sind.

»Meinst du? die unserigen oder die ihrigen? Sieh, Bursch, ein Fingerhut voll Mutterwitz reicht weiter, als ein Malter Schulwitz. Wir Andern haben auch schon unsere große Tagsatzung zu Summiswald an der Grünen gehalten mit den Volksausschüssen von Bern, Luzern, Aargau, Basel und Solothurn. Ich komme eben daher zurück. Es fand sich auch obrigkeitliche Gesandtschaft ein, die wollte nach ihrer Art versühnen, schwänzeln, vermitteln, heucheln, streicheln, in die Ohren blasen, entzweien. Sie zog aber unverrichteter Sache ab. Klaus Leuenberg hielt sich diesmal wacker. Wir wählten ihn daher einhellig zu der Bundesgenossen Obmann.«

— Und was ist beschlossen? Was habt Ihr vor?

»Nichts, als zu handhaben, was dem Einen recht und dem Andern billig ist: das Volk soll das Ansehen der Obrigkeit, die Obrigkeit dagegen die Freiheiten des Volks in Ehren halten. Keine Landschaft soll wider Wissen und Willen der übrigen Bundesgenossen gegen die Obrigkeit Waffen lüpfen; aber auch keine Obrigkeit einheimisches oder fremdes Kriegsvolk wider Unterthanen ins Feld führen.«

— Und wenn der Rath von Bern, Luzern oder einem andern Ort, sich Euern Summiswalder Gesetzen nicht unterwirft? Wenn die übrige Eidsgenossenschaft Euch Truppen ins Land schickt?

„So treiben wir Gewalt mit Gewalt ab. Das ist zu Summiswald unter offenem Himmel mit aufgehobenen Händen beschworen und wird am großen Landtag zu Hutwyl in acht Tagen bestätigt werden. Die Unterthanen der ganzen Eidsgenossenschaft sind dahin eingeladen. Sie kommen.“

— Addrich, du gescheiter Mann, kannst du dich so gröblich selbst betrügen und das Scheermesser bei der scharfen Klinge fassen? Ist euer Summiswalder Bund nicht heller Aufruhr gegen die Landesherrschaft? Glaubst du, die Regierung werde anders, als mit dem Degen in der Faust, antworten? O traue deinen Bauern nicht, du kennst sie ja. Sie sind tapfer, so lange du das Glas füllst; treu, so lange du Geld gibst; einig, so lange du allein sprichst; und gehorsam, so lange der Stier nicht weiß, daß er Hörner hat.

„Und wenn ich sage, Fabian, du habest mehr, als Recht, so sage mir: Wer hat das Volk also gezogen, daß es zur vernunftlosen Bestie geworden? Wer hat im Ebenbild Gottes die Menschenseele erdrosselt, wenn nicht die verruchte Politik dieser Gewaltherren? Sie wollen nicht den Völkern dienen, sondern für sich Heerden mästen, um Schlachtvieh, Wolle und Milch zu gewinnen. Aus Kirchen und Schulen haben sie Werkzeuge gemacht, um den Unterthanen den Verstand, wie einen Tollwurm, auszuschneiden. Siehe, die Gewalt treibt's, wie die Prasserei, die mit eigenen Zähnen ihr Grab gräbt: sie zimmert ihren Todtenbaum mit Henkersbeilen. — Fabian, schwatze mir nicht mehr dein Alltagsgeschwätz! Die Sache der Menschheit ist die Sache Gottes! Ich will die Sache der Menschheit rächen und mit dem Volksbund von Summiswald den Stanserbund der Herren zertrümmern.“

— Wahre dich, Addrich! du reißest, wie der augenlose Simson, die Säulen des Hauses nieder, daß du selber darunter mit den Fürsten und dem Volk erschlagen wirst!

„Hei, was hat das elende Leben Werth, wenn es sich nicht einmal durch einen heiligen Tod adeln läßt?“

So sprachen und stritten beide Wanderer, bis sie in die Nähe der Felder von Denikon gelangten. Hier wollte Addrich einen Fußpfad durch die Aecker einschlagen, um über die Aergerten und Waldhügel

in gerader Richtung nach dem Moose zu eilen. Fabian aber verhieß nachzukommen, weil er zuvor den Dechanten von Aarau über dessen und Epiphaniens Verhältnisse zu dem verdächtigen Don Nardo befragen wollte. Addrich lächelte höhnisch zu Fabians Erzählung von dem Niederländer und sagte: „Dieser vornehme Landstreicher hatte Langeweile auf der Stüßlinger Haide, und sah, daß du einen Milchbart trugest.“

Mit diesen Worten eilte Addrich über die Aecker, ohne das Lebewohl des Jünglings zu erwiedern.

30.

Die Entlibucher.

Fabian sah dem Alten eine Weile in böser Ahnung nach, schüttelte den Kopf und setzte den Weg gen Aarau, längs den Waldhügeln, mit leichten Füßen bei der Frische des Lenzmorgens fort. Er verzichtete von nun an darauf, eine Sinnesänderung des finstern, störrischen Alten zu bewirken, und beschloß zufrieden zu sein, wenn er aus dem ungeheuern Schiffbruch, welcher der öffentlichen Ruhe der Schweiz bevorstand, Epiphanien retten könne.

Nach kaum anderthalb Stunden lag das Städtlein Aarau mit allen Thürmen der Kirchen, Ringmauern und Thore vor ihm, sobald er aus dem wilden, schattigen Grund der Wöschnau am Saum eines Tannenwaldes die Höhe erstiegen hatte. Es war da ringsum wieder das alte, friedliche Leben. Weiber und Mägde gruben, hackten und jäteten in Feldern. Gärten und Bünten*) unter fröhlichem Geschwätz, und schienen des Landsturms, der sie vor etlichen Wochen bedroht hatte, wie eines vorübergestrichenen Sommergewitters, vergessen zu haben. Niemand wehrte ihm am offenen Thor den Eintritt, von wo er sogleich durch ein enges Seitengäßlein die Richtung zur Stadtkirche und dem wohlbekannten Pfarrhause nahm.

Wie ihn die Dunkelheit des kalten Hausganges umfing, wandelte ihn ein leiser, doch angenehmer Schauder an, als trät' er zu der stillen Wohnstatt eines Wesens, das, in frommem Umgang mit göttlichen Dingen, das Tichten und Trachten irdischfühlender Herzen nicht

---

*) So heißen in der Schweiz kleine eingehägte Stücke des Gemeinlandes, die den Ortsbürgern zur Anpflanzung hingeliehen sind.

mehr kennt. Er blieb einen Augenblick schüchtern überlegend stehen, um auf die erste Anrede und Einleitung Bedacht zu nehmen. Aber ein Geräusch langsamer Schritte, seitwärts von einer Stiege herab, störte ihn und er erblickte den greisen Dekan Heinrich Nüsperli selbst, der in vollem Ornat, wie er die Kanzel zu betreten pflegte, niederstieg.

Fabian entblößte das Haupt mit ehrerbietiger Verbeugung, entschuldigte seinen Eintritt und bat, da er wahrscheinlich zu ungelegener Stunde komme, einen gelegenern Augenblick zu bestimmen. Der geistliche Herr aber reichte freundlich und herzlich die Hand, sobald er den Jüngling erkannte, und ersuchte ihn, zu bleiben.

„Du kömmst, wie von Gott gesandt, mein Sohn!“ sagte der Greis lebhaft: „Ich habe mit dir mancherlei abzuthun und nicht ohne Kummer an dich gedacht. Jetzt aber begleite mich in dies Zimmer. Es wartet meiner da eine Gesandtschaft der rebellischen Bauern aus dem Entlibuch, welcher ich Bescheid geben soll. Du wirst vielleicht auch dort am rechten Platze stehen und Gutes hören und zu Herzen nehmen können.“

— Entlibucher? Katholiken? sagte Fabian verwundert, indem ihm das Verhältniß des katholischen Niederländers zum Dekan der reformirten Geistlichkeit schnell ins Gedächtniß trat.

„In diesen unsern Tagen und letzten Zeiten soll uns keinerlei Ding mehr befremden!“ sagte der Greis. „Unter Kriegsstürmen und Drangsalen der Völker bereitet sich der Weg des Herrn. Da müssen nun dieselben, welche in ihrer papistischen Blindheit die Kirche Jesu so streng verfolgt haben, in allzugroßer Herzensangst Zuflucht zu einem unwürdigen Diener des heiligen Evangeliums nehmen, Trost und Rath zu suchen. Sie haben sich auch in einem bitterlichen Klagschreiben, schon vor Wochen, an Dekan und übrige Kirchen- und Schulvorgesetzte der Stadt Bern gewendet gehabt. Doch hat das vortreffliche Antwortschreiben des gelahrten Herrn Professor Leuthard ihren Erwartungen übel gefallen. Nun wolle mich Gott stärken! — Folge mir, mein Sohn.“

Der Dekan ging voran. Er trat begleitet von Fabian in ein geräumiges Zimmer, wo sechs bis sieben Bauern von ihren Sitzen längs der Wand aufstanden, die steifen Rücken tief verbeugten; kräftige, gewandte, untersetzte Leute, aus deren groben Gesichtszügen Trotz und Schlauheit zugleich redeten. Sie schienen in ihrer gleichförmigen Landestracht, mit den runden, kleinköpfigen Hüten, kurzen,

braunen Wämmsern von ungefärbter Wolle und kurzen Fältelhosen, Genossen eines und desselben Hauswesens zu sein.

Der geistliche Herr reichte allen schweigend die Hand, und hob dann mit einer Würde an, die ihm im langen Leben auf der Kanzel eigenthümlich geworden war: „Meinen freundlichen Gruß und geneigtwilligsten Dienst sammt Wünschung zeitlicher und ewiger Wahlfahrt, zuvor. Fromme, ehrsame und weise, fürgeliebte Herren Nachbarn aus dem Entlibuch, da ihr das Begehren gestellt habet, mich in euern Angelegenheiten zu befragen, so lasset mich euer Anbringen vernehmen.“

Der älteste unter den Entlibuchern verneigte sich abermals mit der ganzen Hälfte des Leibs, und, indem die Verfärbung seines ernsten Gesichts einige Verlegenheit verrieth, sagte er: „Wohlehrwürdiger Herr Dechant, unser Herz ist voller Betrübniß wegen des von sämmtlichen Orten löblicher Eidsgenossenschaft wider uns gefaßten Zorns. Wir sind aber keineswegs aus Uebermuth, sondern nothgedrungen, aufgestanden, um von unserer Obrigkeit Recht zu begehren. Ihre Amtleute haben die Geldsaugerei zum Hauptwerk gemacht; sie haben die armen Landleute, ja sogar die Todten, nach deren Abschied aus diesem Leben, mit unerschwinglichen Geldbußen verfolgt, und uns in vielen Stücken von unsern Freiheiten getrieben, die wir doch in alten Briefen und Siegeln bewahren, wie wir sie von unsern Vätern geerbt haben. So oft wir aber unsern gnädigen Herrn zu Luzern in aller Demuth Klage brachten, glaubten sie allein ihren verleumderischen Landvögten und warfen die Abgesandten der Bedrängten in harte Gefangenschaft. Solche Ungerechtigkeit hat unser Herz empört. Die sechs Orte der Eidsgenossenschaft haben bei ihrer Vermittlung selber in sechsundzwanzig Artikeln unser Recht erkannt. Nun aber verschreit man uns im ganzen Schweizerlande als ruchlose Rebellen, dräut uns mit Krieg zu überziehen, und will uns vielleicht wieder nehmen, was wir von Gottes wegen erhalten haben. Da nun alle weltliche Obrigkeit Hand in Hand schlagen will, uns zu erdrücken, wenden wir uns flehentlich an die geistliche Obrigkeit, daß sie in ihren Predigten unsere Sache beschützen und die gnädigen Herren und Obern in gemeiner Eidsgenossenschaft zu Frieden und Gerechtigkeit ermahnen wolle.

Der Dekan erwiederte: „Gleichwie das Volk Gottes im alten Testament in wichtigen und gefährlichen Stücken den Mund des

Herrn durch die heiligen Propheten gefragt hat, also kommet ihr zu uns. Es ist wahr, die Richter und Könige in Israel haben wohl auch oft gefehlt und sind deswegen von Gott durch die Propheten gescholten worden. So spricht Jesajas: der Herr wird ins Gericht gehen mit den Aeltesten seines Volks und mit desselben Fürsten und wird sprechen: ihr aber habet den Weingarten abgeätzet und den Raub der Armen in euern Häusern. Was ist euch, daß ihr mein Volk zermalmet, spricht der Herr der Heerschaaren! — Gleichwohl finde ich nicht, daß sich das Volk Israels damals, wie ihr thuet, wider seine Obrigkeit empört hat. David sprach, als sein Diener Abisai den König Saul umbringen wollte: Wer will die Hand anlegen an den Gesalbten des Herrn? — Wohl aber find' ich, daß Gott der Herr die tyrannischen Regenten durch Ueberziehung von fremden Völkern und Wegführung in das babylonische Gefängniß bedroht und gestraft hat.«

Diese Worte des wohlehrwürdigen Dekans verursachten dem Sprecher aus dem Entlibuch ein leises Kopfschütteln, und indem durch den steifen Ernst seiner Mienen ein schelmisches Lächeln zuckte, versetzte er: »Das mag dem Volk Gottes ganz recht gewesen sein, aber uns Leuten im neuen Testament und im Schweizerlande käme dergleichen ungelegen. Denn wenn fremde Völker ins Land drängen, gingen die Herren in Perrücken frei aus, und wir gemeinen Leute sollten für sie Haar lassen. Und wenn Schultheiß, Räth' und Hundert ins babylonische Gefängniß wanderten, sollten wir für sie die Atzungskosten zahlen; denn an der Armuth will jedermann den Schuh wischen. Aber, wohlehrwürdiger Herr Dechant, nichts für ungut, der Gulden vom Bauer ist auch sechszig Kreuzer werth.«

Der geistliche Herr schien von der unerwarteten Antwort zwar betroffen, doch lenkte er sogleich wieder ein und sagte: »Liebe Nachbarn, um Gotteswillen geht in euch selbst und denket, wie Gott in seinem heiligen geschriebenen Wort von den Obrigkeiten redet, indem er sie Götter nennt, das ist, Gottes Statthalter, wie der Apostel Paulus sie titulirt. Deswegen soll ihnen Respekt und Gehorsam gezeigt werden, ja auch, wie der Apostel Petrus schreibt, nicht allein den gütigen, sondern auch den störrigen.«

»Ihr habt vollkommen Recht und die Apostel auch!« entgegnete der Entlibucher: »Aber als Gottes Statthalter machen sie ihre Sache gar zu schlecht. Sie sind nicht nur störrig, sondern auch stößig. Sie werden nicht einmal blutroth vor Scham, wenn man sie gnädige

Herren und Obere heißt, da sie doch wohl wissen, wie unbarmherzig und rechtswidrig sie mit ihren armen Unterthanen einherfahren.«

— He, wohlehrwürdiger Herr, rief ein kleiner, lebhafter Mann dazwischen, ich erinnere mich doch auch, als König Salomo gestorben war, daß das ganze Volk zu seinem Sohn Rehabeam gekommen und gesprochen: Mache das schwere Joch leichter, das dein Vater uns auferlegt hat! Und als er ihnen harten Bescheid gegeben und gesagt: Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! sind von diesem Statthalter Gottes zehn Stämme abgefallen!

»Ihr könnet euch dieses Exempels gar nicht behelfen!« antwortete der Dekan: »Denn nachdem ihr eurer christlichen Obrigkeit mancherlei Beschwerden vorgebracht, hat sie, außer Wenigem, Alles verwilligt, was doch, wie ihr selbst bekennt, Rehabiam niemals hat thun wollen.«

— Nun ja, weil »Muß« ein bitteres Kräutlein ist! sagte der erste Redner. Als die Mittelsherren der sechs alten Orte einsahen, daß wir nichts, denn Billigkeit gesucht, haben sie uns in allen Punkten willfahrt. Warum erhebt man nun Geschrei und hat uns vor den Herren Eidsgenossen zu Baden so heftig verklagt und uns durch ein gedrucktes Patent unbilligerweise vor der ganzen Welt, als Rebellen, gelästert? Darum begehren wir, daß unsere Obrigkeit durch ein anderes, öffentliches, gedrucktes Patent uns dessen entschlage und solches widerrufe. Es geht wahrlich unter einer Bauernkappe so viel Ehre auf zwei Füßen einher, als unter einem Rathsherrenhut.

»Liebe Nachbarn,« sagte der Dekan mit sanftem, beschwichtigendem Tone, »lasset Unterschied gelten! Was meint ihr, wie würde es vor einer ganzen, ehrbaren Welt lauten, wenn eure natürliche Obrigkeit solchen Widerruf thun sollte? Zudem hat sie nicht euch Alle, sondern nur Etliche angeklagt. Es wäre daher mein Rath, als der ich euch, Gott weiß, alles Gute gönne, daß ihr mit gebührender Unterthänigkeit bei euern gnädigen Herren, oder bei sämmtlichen Obrigkeiten gemeiner Eidsgenossenschaft einkommt, die Publikation des Patents zu unterdrücken. Das badische Mandat ist ohnedem nur zu einer Zeit gemacht worden, als ihr mit Luzern in Zwist und Spann waret. Da nun aber der Vergleich erfolgt ist, wird sich alles Andere ohne Mühe beilegen lassen.«

— Nun, daß Ihr und die wohlehrwürdige Geistlichkeit durch die Herren von Bern und deren Fürsprache uns dazu verhelfen wollet,

ist unser unterthäniges Gesuch bei Euch. Denn wir richten bei jenen nichts mehr in Ordnung. Sie verstehen das Befehlen aus dem Fundament, aber nicht das Ueberzeugen. Haben sie nun den Flegel stets im Maul, so haben wir ihn stracks bei der Hand. Widerstreiche sind nicht verboten! heißt's im Entlibuch.

„Nicht das, ihr Herren Nachbarn, nicht das ist die Sprache christlicher Unterthanen gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit!“ rief der alte Dekan mit Unwillen: „So haben auch die aufrührerischen Rotten Korah, Dathan und Abiram gesprochen, und die Erde zerriß unter ihnen und that ihren Mund auf und verschlang sie mit ihren Häusern und mit aller ihrer Habe. Sie fuhren hinunter lebendig in die Hölle, mit Allem, was sie hatten, und die Erde deckte sie zu. Christliche, liebe Nachbarn, sehet euch vor, und fahret der Rotte Korahs nicht nach. Der schwarze Abgrund liegt unter euern Fußzehen! Wisset, und wenigstens darin sind wir einig allesammt, ihr Herren Katholischen und wir Evangelisch-Reformirten, es ist ein Gott, und dieser ist die höchste Obrigkeit, König und Herr aller Dinge; und er hat sich Ebenbilder und Statthalter gesetzt, im Todten und Lebendigen, daß Eins dem Andern unterthan sei, der Ordnung willen. Also muß die Sonne und der Mond mit allen Sternen des Firmaments unserm Erdball dienen, der da ist der Mittelpunkt alles Erschaffenen. Und auf Erden haben die Völker ihren Mittelpunkt am Thron und Stuhl ihrer Obrigkeiten, die da sitzen an Gottes Statt. Wollet ihr nun gegen diese Aufruhr beginnen und mit ihnen zu Gericht gehen: so wollet ihr Könige sein und die Obrigkeit zum Schemel eurer Füße machen; so verkehret ihr die Ordnung und das Gesetz des Schöpfers der Geschöpfe; so rebelliret ihr gegen Gottes Weisheit und Macht und rufet die Schrecken des jüngsten Tages heran, da auch die Gestirne des Himmels ihre Stellen verlassen und im allgemeinen Aufruhr zermalmend gegen die Erde fahren. Sehet euch vor, ihr Verirrten! Auch die Engel und Erzengel, Satanas an ihrer Spitze, haben rebelliren wollen, und Gott, der Herr, hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen. Wenn nun Gott der Engel nicht geschont, da sie wider ihn gesündigt hatten: meinet ihr ihm im frevelvollen Muthwillen Trotz zu bieten? Ihr Unglücklichen, zittert! Ich sehe ein flammendes Schwert, gleich einer glühenden Ruthe, über euern Scheiteln! Es ist das Schwert des grimmigen Zorns des allmächtigen Gottes!“

Hier schwieg der Greis, als wollt' er Antwort hören, aber Alle standen stumm da. Der Donner seiner Stimme schien in ihren Ohren noch fortzuhallen. Er stand vor den Rebellen mit der Majestät eines Boten Gottes; und ein Sonnenstrahl, welcher während der Worte vom Fensterwinkel blendend über die ehrwürdige Gestalt fuhr, schien nur Versinnlichung der himmlischen Erleuchtung seines frommen Innern. Die Faltenfülle eines schwarzen, weiten Kanzelrocks, dessen weitgeschlitzte Aermel ihm, wie dunkle Fittige, zur Seite schwebten, erhöhte das Kräftige seines Gliederbau's. Obgleich im Alter schon weit über die Mitte eines Jahrhunderts hinaus, trug er doch die volle Frische und Fülle eines Mannes aus dem Lebenssommer. Sein dunkelbraunes Hauptthaar, voll und natürlich aufwärts gelocket, zum Theil vom schwarzem Sammtkäpplein bedeckt, zeigte sich eben erst etwas weißlich schillernd von jenen Verwandlungen in Silber, die du mir, mein Troxler*), einst Grabesblumen nanntest. Die große, breite Stirn, die starke Nase des männlich-schönen Antlitzes verkündeten jene Hoheit, und hinwieder die zart-freundlichen Falten, von den Winkelspitzen etwas überhängender Augenlieder ausgehend, desgleichen die Sorgfalt, mit welcher der Knebelbart der Oberlippe geschweift und der Kinnbart herzförmig geschoren war, damit er die weiße, vielgefaltete Halskrause nur wenig bedeckte, verkündeten jene angeborne Sinnesmilde und Beachtung irdischer Demuth, wodurch ein Hirt der Seelen zugleich der Gemüther Furcht und Zutraulichkeit weckt.

„Kehret denn heim; leget die Waffen ab. Haltet Frieden!“ fuhr er nach geraumer Stille mit sanfterm Tone fort: „Was mich anbelangt, will ich ohne Unterlaß zu Gott rufen, daß er beiden, den Unterthanen und Obrigkeiten, seinen heiligen Geist verleihe, auf daß ihre Gedanken, Sinnen und Rathschläge zu unsers geliebten, allgemeinen Vaterlandes Fried' und Ruhstand gerichtet werden.“

Der Sprecher der Landleute erwiederte: „Euer Wohlehrwürden wohlgemeinte und fromme Vermahnung ist allerdings Dankes werth. Aber wir wollen nicht der hohen Obrigkeit an, sondern ihren schnöden Amtleuten, welche die Regierung belügen und das arme Volk betrügen. Wir wissen, ohne daß es noch gesagt sein muß, Obrigkeit soll auch sein; aber unser wohlererbtes Recht soll auch sein! Gestohlene

*) Der bekannte Weltweise dieses Namens, des Verfassers Freund.

Waare darf man wieder zur Hand nehmen, und hätte man sie auch der Obrigkeit in den Sack gesteckt. Der Wurm, den man tritt, darf sich krümmen. Der Herrgott gab der armen Biene den Stachel, daß sie sich rächen könne, und uns armen Leuten Kopf und Faust.«

»Mein ist die Rache, spricht der Herr, nicht dein!« schrie der Dekan mit voriger Donnerstimme: »Gehet nicht den Weg Kains und fallet nicht in den Irrthum Balaams, um Genusses willen. Selbst Michael der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte über den Leichnam Mosis, durfte er das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: Der Herr strafe dich! So gehet hin und lasset ihm das Richteramt, ihm, der da richtet die Todten!«

Der kleine, spitzköpfige Entlibucher, der schon einmal geredet hatte, verzog hier schelmisch das Gesicht und sagte: »Das ist für uns wahrlich zu spät. Nach dem Tode gilt das Geld nicht mehr. Aber wir merken leider wohl, es pfeifen, schüttelt der Bauer am Joch, Pfaffen und Junker aus gleichem Loch. Nichts für ungut!«

»Du unverschämtes Lästergesicht!« rief Fabian: »Rede, so lange du hier stehest, mit geziemender Ehrerbietung, oder du möchtest ungesegnet aus dem Tempel kommen!«

Der Entlibucher maß den Jüngling seitwärts mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle und erwiederte: »Wir sind zum wohlehrwürdigen Herrn Dechant geschickt, aber nicht zu seinem Siegrist. Ich mag's wohl leiden, wenn du auch gern auf dem obrigkeitlichen Schimmel reitest. Aber mir sollst du nicht trutzen; ich kann rutzen*).

»Still!« unterbrach ihn der Dechant mit gebietendem Anstand und wandte sich zum Hauptsprecher des abgeordneten Ausschusses: »Ihr aber, liebe Nachbarn, traget Sorge zu euerm zeitlichen und ewigen Wohl! Schreitet nicht selbst zur Rache mit Ueberfahrung der euch von Gott gesetzten Herrschaft. Ermahnet euer Volk zum Frieden und denket: Güte gibt Gut, Gewalt aber Blut. Darum haltet fest an Recht und Eid, wie christlichen Unterthanen geziemet.«

»Deß sind wir gewillt!« antwortete der alte Entlibucher mit stärkerer Stimme, als vorher: »Jedoch, wohlehrwürdiger Herr,

---

*) Das Rutzen ist im Entlibuch eine Art zur Regel gemachter Rauferei der jungen Bursche, wenn sie Nachts beim Chiltgehen, den Kopf mit einem Tuch verhüllt, und mit gekrümmtem Körper, zum Stoß auf einander losgehen.

wir sind gekommen, Euch zu bitten, nicht uns allein, sondern auch den christlichen Obrigkeiten zu predigen, was ihnen geziemt. Aber Ihr gebet uns wohl zu verstehen, daß bei Euch hier zu Lande die Herren Predikanten in denselben Schuhen laufen, wie die Pfaffen bei uns; sie hüten lieber die Schafe, als den Wolf. Nun denn, zürnet nicht, Herr Dechant, so ist unser Geschäftlein bei Euch hiemit schnell abgethan. Wir haben nicht wegen der Kinderlehre den weiten Weg gemacht. Wir wagen's, und lassen Gott walten! Wer mit dem Kaiser Prozeß führt, merk' ich, muß nicht bei seinem Vetter, dem Papst, klagen. Das ist in der Ordnung und der Welt Lauf. Gelobet sei Jesus Christ!«

Damit wandte sich der Redner ganz trocken vom Dekan hinweg und der Thür zu. Die andern folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus.

»So hat man's immer mit Leuten dieser Art!« rief der Dekan, der ganz bestürzt und stumm dastand und den Weggehenden unentschlossen nachsah, bis sie das Haus verlassen hatten: »Es sind Kranke, die den Arzt anrufen, aber sich klüger dünken, als er, sobald die Arznei auf der Zunge bitter schmeckt. Inzwischen ist mir angenehm, daß du Zeuge dieser flüchtigen und nichtigen Unterredung gewesen bist. Gern hätt' ich von meinen Herren Amtsbrüdern dabei gesehen; allein die Leute überstürmten mich zu hastig. Ich aber habe gesprochen nach der Stimme meines Gewissens und kann mich damit trösten.«

Obwohl der geistliche Herr das letztere noch auf verschiedene Weise wiederholte, konnte er doch seine Unzufriedenheit mit der schnellen Abbrechung eines Gesprächs nicht ganz verbergen, von dem er glänzendere Erfolge erwartet zu haben schien. Und wenn auch Fabian das Wort auf andere Dinge zu leiten schien, kam jener immer ärgerlicher auf dies Colloquium diabolice corruptum et interruptum, wie er es nannte, zurück.

Als der Jüngling endlich aber mit aller Bescheidenheit dringender ward, die Flüchtigkeit der Zeit, die unverschiebliche Fortsetzung seines Wegs in Addrichs Moos, die Nothwendigkeit, mit Epiphanien Erklärungen und Abreden zu nehmen, und den Zweck seiner gegenwärtigen Erscheinung zur Sprache brachte: überwand der Greis schnell genug seinen Mißmuth und sagte: »Wohlgethan, mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Epiphanie steht in arger Hand und schwerer Gefahr des Leibes und der Seelen. Du zwar hast Alles verloren durch die Gewalt der Ruchlosen, und weißt nun kaum, wohin dein

Haupt legen. Aber ich fürchte für meine Pathe noch schwereres Unglück. Folge mir!«

Der Dekan führte den jungen Mann hinaus, und begab sich mit ihm, um ungestörter zu reden, eine Treppe höher, in das obere Stockwerk des Hauses zu seinem Studierzimmer.

31.
Der Brief.

Es war ein kleines, freundliches Stübchen; die Wände standen ringsum mit vielen Büchern bedeckt in ihren Gestellen zierlich eingereihet, ein paar Tische von aufgeschlagenen Folianten und beschriebenen Papieren überlegt. Vor den hellen Fenstern draußen schwebte die weite Landschaft im Halbkreis der Gebirge, wie ein Bild im Rahmen, mit der Aussicht auf die Schlösser Gösgen und Wartenfels und die beiden Wartburgen.

Fabian, den die letzten Aeußerungen des Dekans nachdenklich gemacht hatten, wollte reden. Dieser aber mahnte ihn durch einen sanften Wink, sich zu gedulden und niederzusetzen. Er selber, nachdem er aus verschlossener Schublade einen Brief und eine kleine Rolle Geldes gezogen, legte beides neben sich auf ein Tischlein, und nahm gemächlich seinen Platz daran im gepolsterten Lehnstuhl. Dann befragte er den Jüngling, von wannen er komme und was er in diesen trauervollen Zeiten zu thun gedenke? Als Fabian von seinen Abenteuern im Landsturm, von seiner langen Gefangenschaft in Olten anhub, unterbrach ihn der Dekan plötzlich mit einer Art Schreckens und sagte: »Wie? Bist du vielleicht also deines eigenen Unglücks nicht kundig? In den Unordnungen des Oberlandes ist dein Heimwesen am Thunersee ein Raub der Flammen geworden und Alles, was du gehabt, ist Asche.«

Fabian erschrack und vernahm, wie ihm Haus und Hof eingeäschert sei, daß keiner von den Nachbarn zu Hilfe geeilt wäre; ja, daß man sogar nächtlicher Weile und boshafter Weise ihm Garten und Baumgarten zerstört, die alten Obstbäume eingesägt, die jungen gebrochen und ausgerissen habe; daß man auch vermuthe, oder sage, dies Unheil sei durch einen Haufen rebellischer Bauern auf Anstiften eines Kerls geschehen, der aus schwedischen Kriegsdiensten zurückgekommen wäre. Der Dekan würzte seinen Trauerbericht mit vielen Trostſtellen

aus der heiligen Schrift, als er bemerkte, wie sein junger Freund traurig und finster vor sich hinstarrte. „Quando duplicantur lateres, venit Moses!“ rief er: „Das ist, wie es die Deutschen zu geben pflegen: Je größer Noth, je näher Gott! Darum, mein Sohn, verzage nicht und denke: nach dem dunkeln Charfreitag kömmt ein heller Ostertag, nach Passion und Begräbniß der Sonntag Quasimodogeniti, nach Misericordias das herrliche Jubilate und nach dem Miserere das Halleluja. Sprich daher voller Glauben und Zuversicht, gleichwie die Tochter Raguels sich im Büchlein Tobiä vernehmen läßt: Nach dem Heulen und Weinen überschüttest Du uns mit Freuden.“

„Den Schweden kenn' ich!“ sagte Fabian mit ruhiger Fassung: „Es ist der Gideon Renold, welcher um Epiphanien wirbt. Also ein Mordbrenner! Ich will aber noch nicht glauben, daß er's sei. — Nun denn, so hab' ich tausend und mehr Gulden weniger, als nichts, und Rock und Hemd auf meinem Leib gehören den Gläubigern. Denn ich ließ auf dem Gütlein verzinsbare Schuld stehen. So bindet mich nichts an mein Vaterland, als diese Schuld. Ich schüttele den Staub von meinen Füßen und verlasse die Schweiz, sobald ich wissen werde, woran ich mit Epiphanien bin.“

Der Dekan senkte einen Blick des herzlichsten Mitleids auf den Jüngling und sagte: „Mein Sohn, leider kann ich dir auch das sagen. Epiphanie ist unrettbar und unentreißbar in den Klauen des Satans. Ich hoffte sie durch die mächtige Verwendung des Junker Oberherrn von Rued und vielleicht durch einen vom Junker Landvogt ausgewirkten Befehl zu befreien. Das ist zu spät. Die Bauern gehorchen dort in den Bergen dem rebellischen Addrich mehr, als der rechtmäßigen Obrigkeit. Auf seinen Befehl ward selbst ein ehrlicher Bürger dieser Stadt, den der Junker Oberherr, Epiphaniens wegen, ins Kulmerthal schickte, gefangen fortgeschleppt, und er wäre ohne Zweifel umgebracht worden, hätte er nicht seinem betrunkenen Wächter zeitig bei Nacht und Nebel entwischen können.“

— Das ist der Meister Wirri! sprach Fabian.

„Richtig. Du wirst von ihm gehört haben, mein Sohn; denn er saß, gleich dir, einige Tage im Kerker zu Olten. Er hat viel Ungemachs erdulden müssen. Während dessen erhielt ich eines Abends von unbekannter Hand dieses Sendschreiben hier und dieses Geld; es sind zweihundert Gulden in lauterm Golde. Das Sendschreiben ist

zwar im reinsten Latein abgefaßt, wie sich dessen selbst der große Desiderius Erasmus nicht zu schämen gehabt hätte, der von sich sagen konnte: cedo nulli. Allein es sind fallacia, vom Anfang bis zum Ende; vergoldete Fallstricke des Teufels, der gegen meine arme Pathe mit bösen Absichten umgeht und mich selber zu seinem Werkzeug gebrauchen möchte. Leider liegt Epiphanie schon in seinen Schlingen verwickelt und gefangen. Es ist mir gelungen, in Addrichs Abwesenheit ein Teufenthaler Bauernweib, welches bei mir ein- und ausgeht, zu Epiphanien zu senden. Allein das bethörte Mägdlein weigert sich, ihre Zuflucht in mein Haus zu nehmen, und hat erklärt: sie habe heilige Gelübde gethan, und keine Freiheit mehr. Ja, als die Teufenthalerin ihr, auf meinen Befehl, von meinem lateinischen Briefe und dem Golde geredet, und daß der unbekannte Autor des Schreibens ein verdächtiger Papist sein müsse, der dem Heil ihrer armen Seele nachstelle, hat sie geantwortet: Eben nach dem stehe ihr Verlangen.«

— Was ist das? rief der Jüngling voll unaussprechlicher Bestürzung und sprang vom Sessel auf: Nach diesem hochmüthigen, bleichen Schleicher steht ihr Verlangen? Ich kenne ihn; seinetwillen bin ich zu Euch gekommen, wohlehrwürdiger Herr. Er hat auch den Meister Wirri und mich zu seiner verruchten Absicht erkaufen wollen. Fast überfällt mich ein Grauen; denn so wahr ich lebe, mit ihm ist's nicht, wie es sein soll. — Nach ihm ihr Verlangen? Er muß verbotene Kunst treiben und Bündniß mit dem bösen Geist haben, daß er das Gemüth der unglücklichen Epiphanie umstricken und ihren Willen verzaubern und binden kann. Sein Geld that's nicht; er streut sein Gold mit beiden Händen aus. Er konnte damit wohl die Bauern zu Olten, die ihn gefangen hielten, aber keine Epiphanie blenden. Seine Schönheit thut's noch minder; denn er gleicht einem Verblichenen, der aus dem Sarge wieder unter die Lebendigen tritt. In ihm ist kein warmer Tropfen Blutes mehr. Und ihr Verlangen steht nach ihm? Nein, ich glaube es nicht. Glaubet es auch nicht, wohlehrwürdiger Herr! Euer Teufenthaler Weib hat sich mit ihren eigenen Ohren angelogen.«

Der Dekan schüttelte bedenklich den Kopf und ließ sich durch Fabian die geringsten Umstände berichten, die dieser von dem Herrn von Grönkerkenbosch wußte; auch Gestalt, Miene, Kleidung, Alter, Sprache beschreiben, und sagte endlich: »Je mehr du von ihm meldest,

je weniger begreif' ich von ihm. Nein, ich kenne des Menschen nicht, und will sein nicht kennen. Deiner Beschreibung nach mag er ein Rosenkreuzbruder sein, denn es sind unter den Katholiken noch Viele dergleichen; und mag mit der höllischen Magie und Theurgie umgehen, wie man davon ältere und neuere Exempel kennt. Hier, mein Sohn, lies dieses sein Schreiben.«

Mit Neugier und heimlichem Grausen schlug Fabian das Papier aus einander und las die Zuschrift laut, in lateinischer Sprache; in deutscher war der Sinn des Inhalts ungefähr folgender: »Die Hand, welche diese Buchstaben zeichnet, o mein geliebtester Heinrich, ist, so hoff' ich und glaub' ich, dir noch immer theuer. Sie gehorcht einem Herzen, das von jeher für dich schlug und noch stets für dich betet. Darum vertraue diesen Zeilen, wenn schon ihr Urheber sich vor dir verhüllt; er betet für dich und für Erleuchtung deines Gemüths durch das göttliche Licht. Was uns für Leben und Ewigkeit vereinen sollte, das hat uns geschieden, der Glaube und die Kirche. Ich weiß, daß du mich im beklagenswürdigen Irrthum verdammest: aber wisse, daß meine Seele nur im stillen Mitleid über dich weinet, wie der Sohn Mariens, als er zur Schädelstätte das Kreuz trug. O, daß du lieber der blindgebornen Heiden einer wärest, statt einer der Verblendeten durch Menschenlehre, so dürft' ich leichter an deine Wiederkehr zur ewigen Gemeinschaft der Heiligen denken.«

Hier fuhr der Dekan mit glühendem Gesicht vom Lehnsessel auf und rief: »Weiche, Satanas! Das ist der Römischen Art und Weise. Ihm wäre lieber, daß ich ein Heide, als ein evangelischer Christ sei. Welche wahnsinnige Verstocktheit in der babylonischen Abgötterei! Und sagt's mir im schönsten ciceronischen Styl! Fürwahr, nie verbarg Beelzebub den verrätherischen Schwanz unter einem schönern Engelsflügel!«

Der Vorleser ließ sich jedoch durch diese Aufwallung des evangelischen Eifers nicht stören, sondern fuhr fort: »Inzwischen, geliebtester Heinrich, wend' ich mich in großer Angst des Gemüths zu dir, daß du dich einer verlassenen Waise erbarmen und Epiphanien, die Tochter eines deiner verstorbenen Freunde, ohne Verweilen in deinen Schutz und in dein Haus aufnehmen wollest, damit ihr Leben und ihre Seele gerettet werde. Denn sie lebt in der Wohnung eines Mannes, genannt Addrich im Moos, dessen hartes Gemüth durch den kläglichen Untergang des Weibes und Bruders weit berüchtigt, dessen Unglauben und Abfall von Gott selbst deiner Kirche ein Gräuel

geworden, und dessen Aufruhr gegen die Majestät der Gesetze das Ziel der öffentlichen Rache geworden ist. Errette sie aus der Hand des unerrettbaren Sünders, bevor sie mit ihm und durch ihn in den Abgrund seiner Verbrechen hinabgerissen wird. Ich füge, als Beihilfe, zu diesen Zeilen mein weniges Gold.

„Ich beschwöre dich bei deinem und meinem Gott, säume nicht! Erinnere dich, daß du im heiligen Sakrament der Taufe Bürge für sie geworden bist gegen den Himmel. Gedenke deines Wortes am Sterbelager ihrer Mutter. Vor dem Richterstuhl dessen, der die Todten richtet, werden dereinst ihre Aeltern die Seele ihres Kindes von dir fordern. Säumest du, werd' ich droben wider dich zeugen. Lebe wohl. Die unruhigen Blicke meines Kummers beobachten und begleiten dich auf allen deinen Wegen. Lebe wohl!“

Fabian legte das Schreiben stumm und den Kopf zweifelsvoll schüttelnd auf den Tisch nieder.

„Schon hätt' ich,“ sagte der ehrwürdige Dekan, „meiner armen Pathe längst geholfen. Aber wer gehorcht oder gebietet in diesen verwirrten Zeitläufen des Aufruhrs und der Meuterei? Denn ich weiß gar wohl, daß es mitten im pharaonischen Diensthaus nicht pharaonischer zugegangen ist, als in dem Hause des Addrich. Darum, mein Sohn, kömmst du, wie gesandt von Gott. Eile denn dahin und führe sie meinem Hause zu. Mein Gebet und Gott ist mit dir!“

— Aber nach ihm steht ihr Verlangen! — sprach Fabian in seinen Gedanken eintönig vor sich hin. Dann aber wandte er sich mit Lebhaftigkeit zu dem Greise und fragte: Wer ist dieser Don Nardo? denn er hat diesen Brief verfaßt und kein Anderer! Welchen Theil darf er an Epiphanien haben? Ihr, wohlehrwürdiger Herr, Ihr müsset ihn kennen; denn er kennt Euch. Habt Ihr diese Handschrift nie gesehen? Rufen Euch die Züge derselben nicht irgend einen Katholiken ins Gedächtniß, dessen Umgang Ihr irgend einmal genossen.“

Der Dekan verneinte nachdenkend mit dem Schütteln seines Kopfs, und erwiederte endlich: „Außer dem gegenwärtigen Herrn Abt von St. Urban, mit dem ich in jüngern Jahren vielmals auf der Jagd im Bowald, ... nun ja, wir waren damals leichte Bursche und paßten wohl für einander, ... allein seit jener Zeit, ich war noch auf den Schulen zu Bern, ... doch ist wahr, er sprach das Latein fertiger damals, als ich, obwohl er jünger war ... was könnte ihn jedoch jetzt bewegen ... auch entspricht nicht deine Be-

schreibung seiner Gestalt ... freilich schmächtiger, zarter Wuchs; ja wohl, und die Jahre! ... Wozu indessen zieht er in seltsamer, weltlicher Tracht ... allerdings, die Prälaten gingen vordem auch geharnischt ins Feld, und thun wohl noch heut' gern mitunter etwas weltlich ... nein, mein Sohn, Alles überlegt und erwogen, der Prälat von St. Urban ist's nicht! Und mit andern seiner Konfession hab' ich nie vertrauten Umgang gepflogen."

Das etwas verworrene Selbstgespräch des alten Geistlichen ward von Fabian mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wenn gleich der Schluß zuletzt auf Lossprechung des Prälaten ging, blieb doch in der Brust des jungen Mannes gegen denselben ein Argwohn, weil der Dekan wiederholt betheuerte, er habe in seinem Leben mit keinem Andern unter den Katholiken nähere Gemeinschaft gehabt.

Fabian beschloß, von Addrichs Hause hinweg nach St. Urban zu gehen und die Umgegend des Klosters nicht eher zu verlassen, bis er die Person des Abtes mit der vielleicht nur verkappten des Herrn von Grönkerkenbosch verglichen haben würde. Denn im fortgesetzten Gespräch mit dem Dekan traten mancherlei Umstände hervor, die den Verdacht einigermaßen rechtfertigen konnten, wie viel Unwahrscheinlichkeiten mit ihm auch verknüpft waren.

Der Jüngling, sobald er nach längerer Unterredung einsah, daß er über Epiphaniens räthselhaften und in jedem Fall zweideutigen Freund keine weitern Aufklärungen gewinnen könne, und auch über den Verlust seines mäßigen Vermögens am Thunersee nichts mehr, als was durch Briefe von Bern mit Zuverlässigkeit berichtet worden war, zu erforschen blieb, beurlaubte sich vom Dekan. Dieser hielt ihn vergebens mit gastfreundlicher Hand zurück, einen Tag lang bei ihm zu ruhen, und hatte selbst Mühe, den Ungeduldigen zu bewegen, seinen Weg wenigstens nicht ganz nüchtern fortzusetzen. Erst nachdem Fabian halbgezwungen Speise und Trank zu sich genommen, entließ ihn der gutmüthige Greis unter frommem Segenswunsch und wiederholtem Ermahnen, alles, was Klugheit und Muth gebieten oder ererlauben, für die Befreiung der "kleinen Gotte"*), wie der Dekan Epiphanien mit zärtlichem Mitleid nannte, daran zu setzen.

---

*) Gotte heißt in der Schweiz sowohl die Pathin, als der weibliche Täufling selbst, so wie der männliche Taufzeuge und Täufling Götti genannt wird.

32.

Der Gang zur Bampf.

Der junge Mensch verließ die Stadt mit einem jener widerwärtigen Gefühle, für die es noch keinen Namen gibt. Die goldige Kapsel des Sodamsapfels umschließt einen ekelhaften staubigen Moder. So fühlte Fabian nur im Fleisch und Blut die kräftige Frische der Jugend; aber sein innerstes Wesen öde, ausgestorben, kalt. Seine gesammten Hoffnungen hatten den Todesstreich empfangen. Es gab keine Zukunft mehr für ihn, nach der es der Mühe lohnte, aufzuschauen. Sein Dasein war verstümmelt. Denn nur das Thier ist mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und Zukunft zu wissen. Der geistige Mensch wohnt im Unendlichen, lebt daher im Gewesenen und Werdenden und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks. Der Verlust seines mäßigen Eigenthums durch mordbrennerische Fäuste verwandelte ihn, dessen Stolz bisher Unabhängigkeit gewesen war, in einen Knecht, der um Lohn für das gemeinste Lebensbedürfniß zu arbeiten gezwungen wird. Der mehr als wahrscheinliche Verlust seiner schönen Jugendgespielin machte für ihn die Welt zu einer inhaltlosen Schale, die für sich selbst ohne Werth ist. Und auch, wenn ihm Epiphanie geblieben wäre: wie konnt' er ihr ein erträgliches Loos anbieten?

Er ging rasches Schrittes durch die obere Vorstadt, aber mit dumpfen Sinnen und gedankenlos, längs dem stillfließenden Bach gen Suhr; sah, grüßte und dankte Niemandem, bis ihn ein kräftiger Schlag auf der Achsel weckte.

„Heda!“ man geht nicht so stolz an alten Bekannten vorüber, Herr Freund!“ rief der Wecker: „Woher? wohin? Gott sei Dank, daß ich Euch noch zwischen Himmel und Erde wieder finde. Seid willkommen. Wir sind Glückskinder, wir beide! Wie seid Ihr den Oltnern entwischt?“ Fabian erkannte in dem Frager zwar den Meistersänger von Aarau; er ließ ihn aber noch lange fragen, ohne zu antworten, und starrte ihn an.

„Die Oltener Kost, scheint es, hat Euch nicht wohlgethan!“ fuhr Meister Wirri fort: „Wasser und Schwarzbrod! Es läßt sich zur Noth mit den Gänsen zwar trinken, aber nicht essen. Indessen post nubila phoebus, Herr Freund. Man verschläft viel Ungemach;

und unsereins muß unterm Kreuz still halten. Ihr schneidet noch ein saures Gesicht.«

— Daß ich nicht wüßte, Meister! antwortete Fabian, der sich noch nicht ganz ermannen konnte.

»Ein rechtes Muster ist's auf einem Essigkrug. Wo fehlt's denn, Herr Freund? Ist euch eine Katze über den Weg gelaufen?«

— Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Nichts sonst.

»Kleinigkeiten? Ei, die sollen einen Mann von Kraft und Mark, wie Euch, nicht unwirsch machen. Der Adler jagt keine Mücken. Sagt mir das nicht. Meinethalben, Ihr möget am besten wissen, wo Euch der Schuh drückt. Aber sagt mir, sitzt unser Unglückskamerad, der, wie heißt er nun, der Dom-Narr oder so etwas, denn ein Pfaff ist er einmal — sitzt er noch im Oltner Loch.«

— Er ward schon andern Tags frei. Aber sagt mir, Meister, für wen haltet Ihr diesen Menschen? Er stößt mir auf, wohin ich komme; überall hat er die Hand im Spiele.

»Der schwimmt also auf allen Suppen, wie die Petersilie. Das sieht ihm ähnlich, denn ich halte ihn, trotz seines Läugnens, für einen katholischen Priester, und nichts anders, der aus der Welt ein Puppenspiel macht, das er regieren muß. Glaubt's, Herr Freund, kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Päpstlein drein. Ich mag von ihm nichts. Er gehört zu den Leuten, von denen man das Beste weiß, wenn man nichts weiß. Nun aber saget mir, wohin geht die Reise?«

— Ins Moos, zum Addrich, wenn Ihr mit wollet —

»Puh! Acht gehabt! Lass't Euch nicht tiefer in das Wasser, als Ihr Grund fühlt. Womit man umgeht, damit wird man auch gestraft. Bleibt bei uns in Aarau. Einen Zoll weit über den Stadtbann hinaus ist, heut' zu Tage, kein Leben mehr sicher. Geier und Wölfe sind menschlicher, als die Bauern; sie möchten die Hühner mit den Eiern todtschlagen. Einem ehrlichen Mann schnitten die Baselbieter vor etlichen Tagen das Ohr rein weg vom Kopf, weil er in Verdacht stand, ausgeschwatzt zu haben. Dann legten sie ihm das Ohr in die Hand und sagten: »Jetzt bist du der rechte Ohrenträger!« Sie halten aller Orten die Wanderer an; erbrechen alle Briefe, besetzen alle Päße. Wer ihnen zuwider ist, dem stutzen sie Nase und Bart weg, oder schleifen ihm Haut und Haar ab am umlaufenden Schleifstein, oder rauben ihm Kuh und Kalb aus dem Stall, oder werfen ihm Feuer ins Strohdach. Es ist des täglichen Gräuels kein

Ende. Bleibt in Aarau, rath' ich! Oder geht wenigstens nicht unbewaffnet über Feld und in die verwünschten Berge. Ihr tragt ja nicht einmal einen Fliegenwedel in der Hand!«

— Wozu, Meister?

»Das werdet Ihr erfahren, sobald die Schmeißfliegen stechen. Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie erst, wozu er gut gewesen! Denkt an mich! Den Rebellen fehlt's nicht an Säbeln, Hellebarden, Pistolen und Flinten. Was ihnen fehlt, stehlen sie dazu. Unlängst hielten sie, beim Städtlein Wangen, auf der Aar ein beladenes Schiff an; fanden da ein Faß mit der Aufschrift: »Süßer Wein«, wollten kosten, siehe da, waren es gefüllte Granaten, die auf das Schloß Lenzburg geschickt werden sollten. Das war gute Beute! Nun wett' ich, die Gaudiebe schenken uns selbst den süßen Wein bei erster Gelegenheit ein.«

— Ich rath' Euch, nicht davon zu trinken, oder ihn den Dieben wieder zu nehmen. Lebt wohl, Meister!

»Es ist bös, dem Hund ein Bein abzujagen. Aber wartet doch! Warum eilt Ihr? Unglück kömmt einem auf halbem Weg entgegen, es ist nicht noth, danach zu rennen!«

Meister Wirri rief ihm vergebens nach; Fabian hörte nicht, sondern machte mit der Hand nur noch eine Bewegung, wie zum Valet, zurück, und schritt hastig am Bach den Weg hin. Die kurze Unterredung mit dem würdigen Meistersänger hatte für ihn die wohlthätige Wirkung gehabt, daß eine Art Besonnenheit in ihn zurückgekehrt war. Wie gleichgültig ihm auch bei der Stimmung seines Gemüths jede Gefahr sein mochte, wollt' er doch die einzige vermeiden, nicht zum dritten Mal Gefangener zu werden. Er ließ sich daher keine Umwege durch Busch und Berg verdrießen, um den Dörfern auszuweichen, und sobald er unter den Mauern der alten Burg Liebegg angelangt war, den Schloßweg hinaufzusteigen, um in gerader Richtung auf dem Rücken der Berge über die Bampf zu Addrichs Moos zu kommen. Die Bampf ist einer der erhabensten Punkte in der Kette von waldigen Sandfelsen die sich vom Liebegger Schlosse hinweg südostwärts zum Hallwyler See verlängert und eine zwar ausgedehnte, doch mehr anmuthige, als unermeßliche Aussicht auf die Umgegend gewährt.

Fabian, als er die Höhe des alterthümlichen Burgstalls und die Finsterniß der unmittelbar daran grenzenden Tannen erreicht hatte,

stieg unverdrossen in deren feuchten Schatten das Gebirg hinauf, über das heilarme Loos seiner Tage brütend. Er hatte noch nie seine unverschuldete Verlassenheit und Verwaisung im Leben so tief empfunden, wie in diesen Augenblicken; selbst nicht in der Einsamkeit seiner Kerker zu Bern und Olten. Ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Freunde war er nur mit brüderlichem Herzen an Epiphanien gehangen; hatte er nur in ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit Ersatz für alle andern Entbehrungen genossen, und sah nun auch diese sich entfremdet. Zu gebildet, um sich unter den rohen, abergläubigen Bergbewohnern glücklich zu fühlen, zu stolz, um bei der reichsstädtischen Hoffahrt seiner Herren und Obern zur Frohn zu gehen, ward ihm die Schweiz nicht mehr Vaterland, als jeder andere Fleck des Erdbodens.

Jetzt dacht' er an Addrich, und jetzt erst glaubt' er ihn zu verstehen, den Unglücklichen, den mit sich und seinem ganzen Dasein zerfallenen Mann, als derselbe unter den Fichten des Gönhards aus der Fülle seines Elendes gerufen hatte: „Ich habe die Welt von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Blicks werth gewesen."

Diese Erinnerungen lagerten sich, wie schwarze Schatten, über sein Gemüth. Ihm ahnete heimliches Leiden aller Wesen, allgemeines Unglück aller Geschöpfe, vom Wurm bis zum Weisesten, dem Keiner entrinnen könne. Er selber begann mit seinem Dasein zu grollen und rief: Das Beste im Leben ist endlich die Freiheit des Sterbens!

Da trat er aus der Walddämmerung hervor auf die kahle, von magerm Grase bekleidete Bergkuppe der Bampf, die sich mit breitem Rücken aus einem Kranz von Gebüschen erhob. Veilchenfarben schwebten die riesenhaften Formen der Alpen vor ihm, mit dem Goldroth des Abendlichts und dem noch tief hangenden Silberkleide des Winters bekleidet. Rechts, wo ein verwischter Pfad über die Höhe zum Thaldorfe Dürrenäsch, und näher noch seitwärts in Addrichs verborgene Einsamkeit, führte, streckte das nahe Gebirg seine schwarzen Felsmauern und Zacken hervor, während links, aus der Tiefe, die Wellen des Sees von Hallwyl blitzten, wie wehender Silberlahn, der über grünen Sammt der Matten ausgespannt ist.

Fabian stand still. Die Majestät des großen Schauspiels warf sich mit überraschender Macht an seine Seele. Der reine Odem des Himmels, welcher ihn in diesen Höhen umwehte, der allgemeine

Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen ihn. Die Natur übte ihr Hoheitsrecht, dem kein reines Gemüth widersteht. Er fühlte wunderbar sich über sich selbst und über die schweren Träume und Zweifel erhaben, welche ihm nur schienen von der dumpfigen Waldtiefe angeblasen zu sein, der er eben entstiegen war. Und wie er das Antlitz zurückwandte, umspannte ihm den Gesichtskreis der ungeheure Bogen des Jura, der seine blauen Gipfel, Firsten und wellenförmigen Grathe zu den Wolken aufwarf, als würde die Erde in den Himmel hinaufgezogen. Links, in der Entfernung weniger Wegstunden, leuchteten im frischen Frühlingsgrün die Gefilde von Aarau, rechts vor ihm in der Tiefe traten die Zinnen, Thürmlein und alten Gemäuer der großen Lenzburg, weiterhin am Felsen hangend die weißen Schloßmauern von Brunegg hervor.

Er warf mit dem leichten und wandelbaren Sinn seines Alters die Sorge von sich, und bildete neue Entschlüsse. „Bin ich arm,“ dacht' er, nun, so gehört mir die weite Welt. Was hab' ich verloren, wenn ich mich selber noch habe? Bin ich verlassen, nun, so steht Gott bei mir. Wer hat's besser, denn ich? Niemand ist reicher, als wer der Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer sich selber bändigt. Ich bin noch nicht arm genug; ich bin noch nicht stark genug. Ich will diese Bande brechen, die mich binden. Lebe wohl, Vaterland! Lebe wohl, Epiphanie! Ich werfe der Freude wie dem Schmerz den Scheidebrief hin, und will dem Schicksal meinen Trotz zeigen. Der Feige schmiegt sich unter der Hand desselben. Ich bin noch nicht arm genug, ich will nichts mehr besitzen; auch die Hoffnung will ich nicht mehr, die mich noch an diese Gegenden festknüpfte. Hinaus in die Weite, in die Ferne; da will ich mir eine neue Welt aus eigener Kraft bauen!“

So dacht' er, und that rasch einige stolze Schritte. Er glich in seiner Haltung einem Könige des Erdballs, in seinem Selbstgefühl dünkt' er sich, es zu sein; der Staub der Weltherrlichkeit unter seinen Füßen, die Stirn im Himmel.

Dieser rasche Umschwung seiner Empfindungen wird den nicht befremden, der das wandelbare Aprilwetter des jugendlichen Gemüths erfahren hat, oder noch darin wandert. Im Kind geht das Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trotz. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle emportreiben, verrinnen

eben so rasch, wie die himmelanstrebende Rauchsäule über ihrer erlöschenden Flamme. Fabian erfuhr es in diesen Augenblicken an sich selbst, da er es am wenigsten befürchten zu können glaubte.

Indem sein Blick noch in die Ferne, über die Gebirgskette des Jura hinschweifte, und seine Seele in der Wollust freiwilliger Verzichtung auf die bisherigen Freuden seines Daseins schwelgte, klangen seitwärts menschliche Stimmen an sein Ohr. Er wandte das Antlitz nach der Gegend, von wannen die Töne kamen. Sie schollen im Gebüsch, welches nahe bei ihm die Eintiefung verbarg, in der man zum Moose gelangte, wo Addrichs Waldhaus gelegen war. Es war weibliches Geplauder, das bald verstummte. Fabian fühlte ein plötzliches Erglühen seiner Wangen und ein lautes Pochen seines Herzens. Es schien ihm eine Stimme, wie Epiphaniens Stimme, gewesen zu sein. Er eilte ihr nach in das Dickicht, welches sich kaum noch mit jungem, sprossendem Laube bekleidet hatte.

Da stand sie, nur wenige Schritte entfernt, vor ihm, in schöner Bestürzung bei seinem Anblick.

33.

Das Geschwister.

„Fabi! Fabi! Du selbst?“ rief Epiphanie aufglühend, den freudelodernden Blick gegen ihn blitzend. Sie erhob die Arme, wie schon aus der Ferne ihn zu umfangen; aber ließ sie wieder sinken, als er zu ihr trat. Sie reichte stumm die Hand dar und legte stumm ihr Haupt an seine Brust. Er berührte mit seinen Lippen das dicke Goldgeflecht ihres Scheitels, und ein paar Thränen entfielen seinen Augen; gleich Thauperlen glänzten sie auf dem Goldhaar.

„Fabi!“ sagte sie stillweinend, „Fabi!“

— Weine nicht, Fania! antwortete er mit zitternder, halblauter Stimme.

„Du hast mich sehr erschreckt!“ lispelte sie leise, sah zu ihm auf und legte ihren Arm um seinen Nacken. Beide schwiegen. Beide betrachteten sich mit zärtlicher Innigkeit, im Schmerz ihrer Freude, lautlos und anhaltend, als wenn sie nicht an das Glück glaubten, sich wieder gewonnen zu haben, oder, als könne das längste Anschauen keinen Ersatz so langen Entbehrens leisten. Die Augen beider

schwammen in einer stillgestandenen Thräne; die Lippen beider waren halb geöffnet, wie um leichter das Wehe eines tödtlichen Entzückens auszuhauchen, in welchem die Herzen brechen wollten. — Wer diese jugendlichen, schönen Gestalten beisammen gesehen hätte, würde aus der Blässe ihres Antlitzes und der Wehmuth ihrer unveränderlichen Mienen nicht vermuthet haben, daß hier ein Wiederfinden, sondern ein Abschied zu ewiger Trennung statt finde.

„Und konntest du, Fabi, konntest du dich so lange überwinden, und nicht kommen!“ seufzte Epiphanie leise, ohne ihren Blick von seinen Augen abzuwenden.

— War ich denn nicht immer bei dir, Fania? Sie hatten nur meinen Leib gefangen. Meine Seele athmete bei dir.

„Ja, Oheim Addrich sagte mir's. Du hast Recht, guter Fabi. Du bist schuldlos. Er sagte mir's. Er verkündete mir deine nahe Ankunft. Ja, du warst immer bei mir. Du tratest selbst in alle meine Träume des Nachts. Das war deine Seele; das warst du. Sahst du mich denn nie?“

— Immer, immer, Fania. Wo könnt' ich denn sein, daß ich dich nicht sähe? Ja, Fania, auch in den Träumen kamst du zu mir. O wie schön, wie unaussprechlich schön standest du an der Flue des Röthliberges, bei den Wasserfällen, welche den Hauch des Windes, wie einen weißen Brautschleier, über dein Haupt und das Thal flattern ließ. Weißt du noch? Fania, o Fania, aber da erschien . . .

Hier unterbrach er sich jählings und ließ die Stimme fallen, indem er unwillkürlich, durch Erzählung seines Traumes, an Renold erinnert wurde. — Epiphanie bemerkte, bei den letzten Worten, Verwandlung in seinem Gesichte. Er wandte verlegen den Blick von ihr und ließ ihn hierhin und dahin irren, als möcht' er sich von einem Gedanken loswinden, oder ihn nicht sehen lassen. Während dessen neigten sich die Augenbraunen zusammen und verriethen den innersten Verdruß.

„Nun, Fabi, nun? Was erschien?“ sagte sie und beobachtete mit aufmerksamer Aengstlichkeit seine Geberde.

— Dein Verlobter, Hauptmann Renold, dein Bräutigam erschien! erwiederte er halblaut.

Der Name und das Beiwort warfen in das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen plötzlich den Ausdruck des lebendigsten Abscheu's. Sie zog die Hände von seinen Achseln zurück und sagte, indem sie

sich um ein paar kleine Schritte entfernte: „Warum betrübest du mich so, Fabi? Wer denn hat's dir gesagt?“

— Addrich that es.

„Und du, Fabi, und du? Was dachtest du, als er das sagte?“

Fabian, der noch immer vor sich niedersah, zauderte stockend mit der Antwort und erwiederte endlich: Gideon ist ein schöner Mann.

„Ja!“ versetzte sie und trat mit einem ihrer kleinen Füße auf die vor ihr am Boden blühende Daphne: „Ja, wie dieser giftige, trüglich Ziland*) mit der Pfirsichblüthe und dem Gewürzduft! Das ist die Sinnblume der Sünde, das ist des Gideons Ebenbild!“

Der Jüngling richtete forschend den Blick vom Spiel ihrer Fußspitze gegen ihr Antlitz auf. Da stand sie mit heiligem Zorn in unnennbarer Anmuth, reizender, als der Traum sie gewiesen hatte. „Wirklich, Fania, du seine Braut nicht? Warum sagt es Addrich? Warum rühmt sich Gideon deiner? Bist du nicht gern an seiner Seite durch diese wilde Einsamkeit gewandelt? Doch, vielleicht hab' ich kein Recht zu solchen Fragen.“

„Du? Kein Recht? O Fabi, Fabi, wer denn sonst? Bin ich nicht mehr deine Schwester? Fabi, willst du schon wieder unter uns der erste Zänker sein, da wir kaum zusammengetroffen sind? Nein, thue das nicht! Lass' uns friedlich bleiben. Ich will ja in meinem Leben nicht mehr mit dir zänkeln, denn wenn du von mir bist, hab' ich nichts davon, als die weinende Reue, die mir bleibt. Höre nicht auf Addrich und auf Gideon nicht. Sie sagen dir nur, was sie wünschen, nicht was ich fühle. Ich möchte lieber tausendmal die Braut des Grabes sein. Glaube an mich, wie ich nur an dich glaube. Ich schalt ja auch den Gideon einen Lästerer, als er mir sagte, die Obrigkeit habe dich eines Verbrechens willen eingekerkert. Warum schaltest du ihn nicht und den Addrich, als sie Böses von mir redeten?“

Fabian nahm Epiphaniens Hand und sagte: Ich habe keine Zuversicht unterm Himmel, als zu Gott und dir. Aber Gideon ist ein schöner Mann ...

Epiphanie betrachtete ihn mit dem ihr eigenthümlichen, schelmischen Lächeln, während sein Blick voll ruhigen Wohlgefallens an ihr hing. Endlich sagte sie etwas stammelnd, aber lebhaft: „Und bist du denn

---

*) Benennung des Daphne Mezereum in der Schweiz.

nicht — viel schöner, als er? Und bist du — denn nicht unendlich besser, als er? O du ehrliche Seele, muß ich dir das erst sagen, und du hast das nicht gewußt? Es schickt sich freilich nicht für mich, dich aus der Unwissenheit zu ziehen, die dir gewiß recht wohl steht. Aber, Fabi, du bist noch ein wirkliches Kind und bleibst ein Kind, bei aller deiner Gelehrsamkeit. Das muß ich dir sagen.«

Fabian ward feuerroth, sah hinweg und wieder zu Epiphanien und versetzte: »Hofmeistere mich nur und mache dich lustig. Ich mag nun keinen Streit mit dir anheben, denn ich werde wohl zu kurze Zeit bei dir sein, und habe noch Vieles mit dir zu besprechen und dich Vieles zu fragen.«

»Nur kurze Zeit?« rief Epiphanie schnell ernster werdend: »Wer treibt dich von uns? Nein, Fabi, du mußt bleiben. Du mußt! Wer soll mich gegen die erschreckliche Wildheit des Gideon in Schutz nehmen, wenn er wiederkehrt?«

Jetzt erzählte sie ihm Alles, was sie von Renolds Art und Weise und seinen Ansprüchen zu sagen wußte, und was sie von seinen bösen Künsten zu wissen glaubte, die er gegen sie in Anwendung gebracht haben sollte, um ihr Herz zu betrüben. Ihre Erzählung war so schlicht und aufrichtig, wie eine Schwester sich nur dem Bruder vertrauen mag. Sein Inneres empörte sich gegen Gideons rohe Anmaßungen. Er schwor, zwischen den Zähnen murmelnd, dem hochfahrenden, gewaltthätigen Kriegsknecht blutige Strafe zu und rief endlich: »Fania, nein, du bist gegen List und Wuth des wüsten Bösewichts hier nicht geborgen, hier nicht! Denn Addrich selbst schirmt dich nicht. Addrich verkauft dich jedem, der ihm in den unseligen Händeln wider die Landesobrigkeit hilft. Ach, Faneli, warum kann ich dich nicht einathmen, wie diese reine Luft, daß dich Niemand sähe, dich Niemand hätte; daß man mich tödten müßte, um dich zu rauben! Eben dieser Renold, eben er, und kein Anderer, ist der Mordbrenner, der mein Heimwesen zerstören ließ, damit ich ein armer Bettler und ganz ohnmächtig würde, dich zu schützen. Alle Mittel hat er mir in dieser Zeit entrissen, wo Gesetz und Recht und Richter unter dem Aufruhr des Landes verstummt sind. Denke nach, Faneli, rathe, wie wir uns beide aus dieser Noth retten? Was hilft's, wenn ich ihn erschlage und die Schweiz verlasse und dich? Warum traf doch mein gutes Schwert den Frechen so übel in der Nacht vor deinem Geburtstag!«

Hier wandte sich die Unterredung durch Epiphaniens neugierige

Zwischenfragen auf die Begebenheit jener Nacht. Epiphanie wollte Alles wissen. Nun that es zwar ihrem Herzen wohl, zu hören, daß der kleine, niedliche Vogel, der Fabians Namen und einen Denkspruch zu rufen verstand, im Gefängniß zu Bern von der treuen Bruderliebe Unterricht empfangen habe; doch fast that es ihr auch leid, daß das Wundergeschöpf ein ganz natürliches Wesen, kein Berggeist, kein Höhlenfürst oder Schrätteli gewesen sei. Als sie aber, bei Fortsetzung des Gesprächs, in Fabians Augen die Thränen des frommen Zorns, der Liebe und des Schmerzes um Verarmung blitzen sah, löseten sich alle ihre Gefühle in Mitleiden auf. Sie suchte ihn mit ihrer ganzen Beredsamkeit zu beruhigen, zu trösten und zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

„Nein, du liebe Seele,“ sagte sie, indem sie traulich und sanft mit ihrer linken Hand seine Schulter berührte, und, während sie selbst sich kaum der Zähren erwehrte, mit der Rechten ein Tuch an seine nassen Augen drückte, „nein, traure du nicht. Wir stehen beide in Gottes gutem Schutz. Ihn halten wir, er hält uns fest. Ich bin überreich, wenn du bei mir bist, Fabi. Bist du denn nicht auch so reich bei mir, Fabi?“

Sie sagte und fragte dies mit so rührender, harmloser Zuversicht, und die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele sprach so hell aus Blick und Stimme, daß Fabian bewegt sie mit beiden Armen an seine Brust zog und sagte: „Ich würde, wie Addrich, am Himmel verzweifeln, wenn er dich verlassen könnte, Faneli!“ Er drückte seine Lippen zum herzlichen Bruderkuß auf ihren Mund. Die Lippen blieben unbedacht an ihren Lippen. Es durchschauerte ihn etwas Nieempfundenes.

„O mein Leben!“ seufzte er, sie heftiger an sich reißend.

„O Fabi!“ lispelte sie: „Wie ist mir! Willst du mich denn tödten?“

„Könnt' ich doch, Fani, könnt' ich dich eintrinken.“

„Sterben! Wir beide, Fabi! Könnten wir's jetzt, o du mein Licht, meine Seele! Dann zu Gott, du und ich.“

Der Rausch dieser Seligen dauerte lange, ehe sie sich von ihm ermannten. Selten erblickte der Schutzengel der Unschuld auf Erden die Liebe in aller Heiligkeit auf dem Gipfelpunkte der Bezauberung und Lust wie hier. Endlich ließen beide von einander; nur die Hände blieben beiderseits in einander verflochten. Mit trunkenem Blick starrte er schweigend in ihre schwimmenden Augen.

„Was ist aus dir geworden, Fabi?“ sagte sie mit seelenvollem Lächeln: „So bist du ja sonst nicht gewesen. Sturm ist mir in allen Sinnen; ich weiß selber nicht, wie? Oder hab' ich nie gewußt, wie lieb du mir bist, daß ich nun glauben muß, ich habe dich nie geliebt, als jetzt? Sage mir nur, ob du mich auch mehr liebst, als sonst?“

„Wer kann dich mir nehmen? Wer? Wer?“ antwortete er: „Es gibt ja wohl irgend eine Höhle, wo ich dich vor den Wehrwölfen verbergen könnte. Ich würde allein umhergehen unter den Menschen, für dich taglöhnen, Holz spalten, betteln. Gewiß, ich ließe dich nicht leiden.“

„Fabi, wahrlich, du bist nicht Fabi mehr!“ erwiederte sie: „Stehst du nicht da, wie eine Feuerflamme, vor meinen Augen! Von deinen Händen fährt ein wundersamer Schmerz durch mich. Nein doch, Schmerz ist es nicht! Aber gewiß dein Athem war Gluth, und in dieser Gluth möcht' ich gestorben sein.“

Diese sonderbare Unterhaltung, welche freilich wenigen Zusammenhang zeigte, und daher von den Lesern, als Unsinn, mit Recht getadelt werden könnte, wollen wir nicht so weit fortsetzen, als es den jungen Leuten gefiel, sie zu spinnen. Nur bemerken wir, daß beide dabei endlich nüchtern wurden, und zuletzt die Sprache vernünftiger Menschenkinder annahmen. Die Nüchternheit ward noch vollständiger, als Fabian die Frage an seine zärtliche Schwester richtete: „Wie hast du wissen mögen, daß ich den Weg ins Moos über die Bampf wählen würde? oder erwartetest du mich später?“ — und Epiphanie dann, in sich selbst erschreckend, ihm die Hände entzog und mit ihrem Mienenspiel verrieth, sie erinnere sich an Vergessenes.

Sie ergriff seinen Arm und drängte ihn mit sanfter Gewalt auf dem Fußwege zum Moose fort, indem sie schmeichelnd sagte: „Nun geh' hinab, liebes Kind, geh' zu Addrichs Hütte. Der Alte erwartet dich. Geh', ich folge dir bald nach!“

— Und du, Fania?

„Ich bleibe noch. Ich muß! Geh' denn, ich erwarte hier eine Person, die mir wichtige Botschaften bringen will. Aber ich muß sie ganz allein sprechen. O, wenn du wüßtest, Fabi! Geh' nur! Ich habe Verschwiegenheit gelobt, heilig und theuer gelobt. Darum erstieg ich den Berg.“

— Hast du Geheimniß vor mir? Nein, Faneli, in dir sollte kein

Dunkel sein, und wär' es von der Größe eines Sonnenstäubchens. Ich lasse mich von dir durchblicken, wie vom Auge des Allwissenden.

„Was soll ich dir sagen, du Neugieriger? Ich weiß etwas und nichts, und will erst das Geheimniß selber erfahren. Nun forsche nicht weiter. Ich habe gelobt, einstweilen reinen Mund zu halten. Das ist Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal.“

— Aber, Mädchen, bist du sicher? Man könnte ja Böses im Schilde führen! Warum auf diesem abgelegenen Berge allein bleiben, wo selten Menschen umherwandeln? Du solltest nie allein gehen, nie!

„Eben allein zu erscheinen, Fabi, hab' ich versprochen. Darum schickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinetwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohl bekannten, grundehrlichen Person zu thun. Aber,“ setzte sie hinzu und legte ihre Fingerspitzen an seinen Mund: „daß du dich nicht unterfängst, drunten aller Welt zu sagen, warum ich auf der Bampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Hörst du? Keine Sylbe, daß du mich hier gesehen hast.“

Eben wollte der Streit über Gehen und Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphanie bittender, schmeichelnder an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. „Gelt, Fabi, du gehorchst? Fort! Ich bin bei dir und Leonoren, eh' ein Viertelstündchen verfliegt. Fort!“ sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie hervor, zur Höhe der Bergfläche.

34

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangenen Schmerzen seines Lebens den süßesten Ersatz gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen Schwester erwarten. Es war ihm Schwelgerei der Augen genug, sie auch nur in der Ferne zu sehen, wie sie neben der Bäuerin plaudernd auf der Höhe stand, wo sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels der Umriß ihrer edeln Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen zeichnete.

Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden. Die Bäuerin besonders drückte mit ihren Geberden große Theilnahme aus. Bald zeigte sie wiederholt auf einen jungen Fohrenhorst, am Abhang des Berges gegen den Hallwyler See, von wannen sie selbst gekommen war; bald legte sie die flachen Hände betheuernd auf ihre Brust; bald streckte sie, wie etwas Vertrauliches flüsternd, den Kopf näher gegen das Ohr der Jungfrau. Diese hinwieder schien unentschlossen, warf zuweilen das Gesicht nach den Gesträuchen, in denen Fabian verborgen stand, und senkte das Köpfchen einigemal auf die Brust nieder, als sänne sie über wichtige Dinge. Dann that die Bäuerin einige Schritte gegen das Fohrenwäldchen; kehrte wieder gegen Epiphanien zurück; ging abermals und kam abermals, mit auffordernder Bewegung der Hände. Endlich sah die Jungfrau des Mooses schnell zurück nach den Gebüschen, in denen sie Fabian verlassen hatte, wandte sich und nahm mit schnellen Schritten, begleitet von der Bäuerin, die Richtung gegen die blaugrüne Gruppe der Fohren.

Der Jüngling wankte eine Zeit lang, als er sie hinter dem vorstehenden Hügel verschwunden sah, ob er folgen solle? Das Geschäft des Lauschers schien ihm nicht ehrenvoll; auch fürchtete er, seine junge Freundin durch den Schein vorwitziger Neugier, oder bösen Mißtrauens, zu kränken. Freilich erschien das geheimnißvolle Treiben Epiphaniens etwas unfreundlich gegen ihn selbst und Mangel eines unbedingten, schwesterlichen Zutrauens zu werden, das er ansprechen zu können glaubte. Und doch — welches Geheimniß konnte hier zuletzt walten? Vielleicht wußte die Bäuerin die Grotte eines Bergmännleins, die nächtlichen Sammelplätze unterirdischer Wesen nachzuweisen; oder ein Goldbrünnlein, ein wunderbares Zeichen am Berge, ein Geisterdenkmal, ein fernes Drachenloch, eine Stätte, wo sich weissagende Bergstimmen hören ließen. Fabian kannte den unüberwindlichen Glauben und Hang der schönen Moos-Jungfrau zu überirdischen Dingen, mit denen sich ihre Einbildungskraft, in der Abgeschiedenheit ihres Lebens, zu beschäftigen liebte. Er hatte sich wohl zuweilen erlaubt, diese Neigung mit seinem Unglauben zu belächeln, nie aber sie zu tadeln, da sie so harmlos war, und der Aberglaube mit seiner Sehnsucht zu übersinnlichen Dingen doch immer ein Bruder der innern, geheimen Religion ist.

Indessen konnte das arglose Mädchen eben so leicht in den Hinterhalt irgend eines Frevlers, der ihr nachstellte, verlockt werden. Was

wäre da nicht Alles möglich gewesen? Er dachte an den wildfrechen Renold, er dachte an den zweideutigen Niederländer Don Nardo. Das Blut aus allen Adern wogte ihm gegen das Herz an, bei diesen Gedanken. Es brausete um seine Ohren, wie Sturm in Tannen. Mit pochender Brust verließ er den Platz, entschlossen, Epiphanien aus der Ferne mit den Augen zu bewachen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Er umging in Busch und Wald die nackte Bergfläche, damit er sich der Gegend des Fohrenhorstes nähere, und riß von einer aufgeklafterten Holzbiege im Vorbeigehen einen Scheitstock zur willkommenen Waffe in der Noth.

Seine Bangigkeit stieg mit jedem Schritt, da er einen weiten Umweg zu machen hatte, und bald undurchdringlich-verwachsenem Gestrüpp ausweichen mußte, bald im stachlichen, zähen Netz, von den Ranken der Brombeeren und Himbeeren über den Waldboden gesponnen, die Füße behangen fühlte; noch mehr aber, als er seitwärts auf dem öden Rücken der Bampf die bekannte Bäuerin einsam stehen sah und Epiphanien nicht mehr bei derselben.

Endlich ward die andere Seite des Berges erreicht, und zugleich blieb sein Fuß fest, wie in die Erde gewurzelt. Sein Blut starrte in den Adern.

Zwischen den gelbröthlichen Säulen hundertjähriger Kienfohren, durch welche die Abendsonne schneidende Schatten und Lichter warf, stand Epiphanie mit vor sich hingefalteten Händen in demuthsvoller Stellung, und vor ihr ein Mann in edler Haltung, welcher die Hand feierlich gen Himmel hob. Obgleich Fabian einige hundert Schritte noch entfernt war, verrieth ihm dennoch das schwarze Baretlein, um welches Goldschnüre am Sonnenstrahl schimmerten, der lange, schwarze Leibrock, und die ganze Gestalt mit ihrer ruhigen Bewegung, daß dieser Mann kein anderer, als der Fremdling sei, der ihm schon in der Berghütte ob Stüßlingen gerechten Argwohn eingeflößt hatte. Umsonst hielt der erschrockene Jüngling den Odem an, die Worte des Herrn von Grönkerkenbosch oder Epiphanien zu erlauschen. Er stand zu fern; und näher zu schleichen, war, ohne entdeckt zu werden, unmöglich, weil zwischen dem Dickicht, das ihn verbarg, und dem Hain der Fohren, offenes Wiesenland lag.

Er legte sein Gehör in die Augen. Er glaubte zu erhorchen, daß Epiphanie weine. Dann sah er mit unbeschreiblichem Erstaunen, wie sie plötzlich vor dem Menschen auf die Knie fiel; erst wie sie jammernd

ihre Hände zu ihm ausstreckte, dann mit ihren Armen seine Knie umfaßte, und ihre Stirn an dieselben lehnte. Er aber breitete erst seine Arme, mit vorgebogenem Leibe, gegen die Kniende nieder; schlug dann mit den Fingern der rechten Hand, nach priesterlicher Weise, ein dreifaches Kreuz über die Kniende in der Luft und beugte sich, sie emporzuheben. Lange währte der Kampf zwischen ihr und ihm, denn sie schien ihre ehrerbietige Stellung nicht verlassen zu wollen.

Endlich sah sie Fabian den anhaltenden Bitten gehorchen. Sie richtete sich auf, und faltete, indem sie ihm wieder gegenüber stand, wie in unaussprechlich tiefer und heftiger Bewegung des Gemüths, die Hände auf ihrer Brust mit Inbrunst zusammen, und hob sie dann, wie betend, gegen den Himmel. Don Nardo aber trat jetzt mit offenen Armen gegen die Jungfrau, umfaßte sie und drückte sie küssend an seine Brust. Epiphanie ließ es ruhig geschehen. Keine Bewegung verrieth ihren Widerstand. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf beide blendend zwischen den Baumstämmen, deren blaßgrüne Zweige sich hoch über dem wunderbaren Paar tempelhaft wölbten.

Doch dem guten Fabian hing bald Alles dämmernd und dunkel vor den Augen. „Sie ist verloren!“ rief's wie Ahnung in ihm: „Der Pfaff hat sich ihrer schwärmerischen Träumereien und Neigungen zu bemeistern gewußt. Epiphanie hat ihren Glauben abgeschworen, sie ist zum Papstthum übergetreten. Sie ist verloren; die verschmitzte Scheinheiligkeit des lüsternen Priesters hat gesiegt. Das verhehlte sie mir.“

Er umklammerte mit der Faust krampfhaft die Keule, und war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzustürzen. Er taumelte, wie ein Trunkener, und mußte sich an einer jungen Buche aufrecht halten. Er blieb. Seine Besonnenheit kehrte schnell zurück. Er faßte den Entschluß, sich selbst zu überwinden und das Ende des herzzerreißenden Schauspiels zu erwarten, in welchem ein gutmüthiges, schwärmerisches Kind das Opfer der blindesten Leichtgläubigkeit und der gleisnerischesten Priesterlist ward.

Er blickte hin. Die Umarmung dauerte fort, doch so, daß, während Epiphanie an der Brust des Fremden lag, dieser von Zeit zu Zeit die rechte Hand mäßig und mit vorgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrender, erhob. Dann und wann nur richtete die Jungfrau das Angesicht wie fragend gegen ihn auf, und dann und wann ward

Fabian wieder vom Krampf befallen, wann er Augenzeuge sein mußte, wie sich die Lippen des Lehrenden wieder zum Kusse auf des Mädchens Stirn senkten. Eine lange halbe Stunde hatte diese Unterhaltung gedauert. Dem heimlichen Beobachter schien am Himmel die Sonne still zu stehen; denn nach seinem Dafürhalten hätte sie in dieser Frist nicht nur hinter den Alpen unter-, sondern im Osten wieder aufgehen können.

Epiphanie schien zuerst an Trennung zu denken. Sie trat um einen kleinen Schritt von ihrem geistlichen Lehrer zurück, in dessen beide vorgestreckten Hände sie jedoch die ihrigen legte. Jetzt schien, den Bewegungen ihres Köpfchens nach, die Reihe des Redens an sie gekommen zu sein. Einigemal wandte sie das Gesicht hinter sich, als suche sie die Bäuerin, welche auf der Höhe wahrscheinlich zur Wacht stand. Dann ward das Gespräch wieder fortgesetzt, und in der Lebendigkeit desselben sah Fabian sogar, daß Epiphanie mit allzuzärtlicher Ehrerbietigkeit eine Hand des Niederländers an ihren Mund drückte, während seinerseits dieser die andere auf ihr Haupt legte, wie zur Ertheilung des geistlichen Segens. Fabian murmelte im Uebermaß seiner Ungeduld sehr unchristliche Verwünschungen zwischen den Zähnen, bis er deutlich Epiphaniens Stimme durch den Wald tönen hörte. Sie rief hinter sich der Bäuerin zu, und trennte sich dann alsbald von ihrem bisherigen Gesellschafter bis auf anständige Weite.

Als der Lauscher in der That das zurückgebliebene Weib vom Berg herschreiten sah, machte er sich eilig auf, um Addrichs Hütte im Moos vor Epiphanien, doch unbemerkt von ihr, zu erreichen. Daher mußte er den gemachten Umweg durch die Gebüsche wiederholen. Aber er hatte fest in sich beschlossen, Epiphanien nicht ahnen zu lassen, daß er Zeuge der heimlichen Zusammenkunft gewesen sei. Beobachten, allmälig ausforschen wollt' er sie, und nicht ruhen, bis er das traurige Geheimniß enthüllt, oder gesehen hätte, wie weit es ein Mädchen mit Geberden voll Unschuld in der Verstellungskunst treiben könne.

35.

Die Fragen.

Er eilte fliegenden Fußes durch Dorn und Dickicht. Im Sturm des Zorns, der Liebe und des Schmerzes war er seiner selbst ver-

gessen. Das Leben des Jünglings hatte bisher der glatten Oberfläche eines der stillen Bergseen seines Vaterlandes geglichen, der zwischen einförmigen Felsenwänden, deren Gestalten und Pflanzenfamilien zurückspiegelnd, nur selten vom Zug des Windes berührt und nur leicht gekräuselt werden kann, bis der Orkan einmal die einzige Schlucht des Gebirgs findet, die Eingang gewährt. Dann aber fahren seine Wogen kochend auseinander, und steigen brüllend an den Felsen auf, daß von ihrem Donner das Gebirg erdröhnt.

Einigemal hielt er im Lauf an, legte die Hand an seine Stirn, und schien unentschlossen nachzudenken, was er in diesen Augenblicken zu wählen habe, um nicht bereuen zu müssen. Er kämpfte wider sich, als wär' er selbst über den nie empfundenen Zustand seines Gemüths erschrocken, und verdrossen, daß er jenen Taumelnden gleich geworden sei, die ihm in der Trunkenheit ihrer Leidenschaft bisher nur Ekel oder Mitleiden erregt hatten. Dann wandelte er langsamer vorwärts, bis der wiederkehrende Schmerz ihn von neuem fortspornte.

In demselben Augenblick, da er bleich und odemlos, die braunen Locken verwildert um das Haupt, aus dem Gebüsch auf den Fußweg trat, der zum kleinen Moosthale Addrichs führte, flog von der andern Seite Epiphanie mit nicht geringerer Eile daher; die Wangen glühend; die Augen Entzücken strahlend; der Busen stürmisch steigend und fallend. Beide, überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen, blieben verstummt auf ihren Stellen. Ihm entging nicht die Seligkeit, in der Epiphaniens Antlitz strahlte; ihr nicht seine todtenhafte Bläße und Verwilderung. Beide erschracken vor einander.

„Du noch hier, Fabi!“ sagte sie endlich: „Ich glaubte dich längst bei Addrich. Fabi, wie bist du so schrecklich verstört? Was ist dir geschehen? Rede doch!“

„Ein Unglück, ein großes!“ seufzte Fabian.

„Ein Unglück?“ wiederholte Epiphanie zitternd, und trat mit langsamen Schritten gegen ihn, und legte ihre Hand auf seinen Arm, während ihre Augen seine weggewandten Blicke suchten. Er aber, ohne zu ihr aufzuschauen, drängte sie sanft von sich zurück und sagte: „Ich habe meinen ganzen Himmel verloren, denn du bist nun aus ihm, ohne Wiederkehr verschwunden!“

„Rede, Fabi, rede!“ sagte sie voll gutherzigen Mitleids und trat wieder zu ihm: „Dein Himmel verloren und ich daraus verschwunden?

Sprich, was ist dir geschehen? Dränge mich nicht zurück. Bin ich nicht deine Schwester? Vertraue, Fabi."

„O dir vertrauen, o dir!" rief er voll innigen Schmerzes: „Und du hast alle meine Zuversicht gebrochen; nicht Vertrauen mit Vertrauen vergolten! Wozu noch Erklärungen unter uns? Komm hinab ins Thal zu Addrich. Gott hat's gefügt. Ich sollte heut' die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Eitelkeit aller Hoffnungen erfahren. Ich bin nun unendlich ärmer, als ich war, da ich ins Leben eingetreten bin. Ich habe dich verloren. Morgen verlass' ich die Schweiz und gehe in die weite Welt hinaus, so weit mich der Boden trägt. Komm hinab ins Thal!"

Epiphanie ward blaß und erstarrte. Stumm ergriff sie seine Hand; er aber zog diese zurück. Sie betrachtete ihn mit forschendem, bangem Blick und stammelte: „Fabi, weißt du, was dein Mund spricht? Fabi, erkennen mich deine Augen? Fabi, willst du mein Herz brechen?"

— Was weiß ich's? Das meine ist gebrochen. Du solltest mein Todesengel werden; du bist es geworden. Ach, hätte die leidende Seele schon den letzten der Fäden gesprengt, mit denen sie noch ans Leben gebunden hängt! — Komm, komm! mir ist nicht wohl, gar nicht!

„Fabi!" rief sie mit unbeschreiblicher Angst, denn sie sah ihn bleicher werden und mit den Armen um sich fassen, als wollt' er sich an etwas aufrecht halten; dann sich beugen und auf den Boden niedersetzen, wie einer, dem die Kräfte entwichen sind. Sie kniete zitternd neben ihn und hielt mit den Händen sein Haupt, das an ihre Brust sank. Sie wagte kaum, Athem zu schöpfen, bis er, nach langem Schweigen, endlich tief aufseufzte und sagte: „Es ist Alles gut. Geh' hinab; ich komme nach. Ich schäme mich meiner Schwäche. Geh', dir zürn' ich nicht. Aber nur du — nur du, nichts in der Schöpfung sonst, nur du . . . Dein Nahsein ist mir tödtlich."

„Blicke doch auf, Fabi, blick' auf zu mir!" sagte sie, neben ihm knieend, indem die Thränen des Kummers über ihre Wangen fielen und sie ihm die vorgefallenen, langen, braunen Haarlocken von der Stirn zurückstrich: „Ich bin Epiphanie. Sieh' deine Schwester an."

— Wie? Bildest du dir ein, der Wahnsinn habe meine treuen Sinne bestochen und verwirrt? rief er und rückte von ihr: Ich erkenne dich wohl; fürchte nichts. Meine Sinne und mein Gedächtniß

Kind jung geblieben, indessen mich eine einzige Stunde zum Greise gemacht hat, erfahren und lebensmüde, als trüg' ich hundert Jahre.

„Du bist sehr krank, sehr, o theurer Fabi! Du thust und redest nicht das Gewöhnliche mehr.“

— Kein Wunder, der ich das Unglaubliche sah! rief er, indem er sich vom Boden aufraffte: Täusche dich und mich nicht! Die Wassertropfen da auf deiner Wange werden die Stellen nicht rein waschen, die des Pfaffen Kuß entweiht hat, als du dich von ihm geduldig herzen ließest.

„Gott im Himmel!“ schrie Epiphanie und sprang mit Entsetzen auf: „Du sahst uns? Fabi, ich mag es nicht glauben, du wärest mir nachgeschlichen? Mich heimlich belauscht hättest du? — Sie ging bei diesen Worten rasch von ihm, dann kehrte sie sich wieder gegen ihn und sagte mit stolzem Unwillen: „Das war deiner unwürdig. Ich hatte dich gebeten, mich und den Berg zu verlassen. Du hast mein Zutrauen betrogen und sträfliche Neugier zu sättigen, ward dir lieber, als meine Bitte zu erfüllen . . .“

— Du irrest! Keine Neugier zog mich, sondern Besorgniß, deine leichtgläubige Gutmüthigkeit könnte dich in Gefahr locken. Ich wußte freilich nicht, daß du eben diese Gefahr suchen wolltest.

„Gefahr? Nirgends, Fabi. Du hast also, — o Fabi, sage mir ehrlich, wie dein Gewissen es dem Allwissenden sagt: hast du Alles gehört? Kennst du ihn?

— Und wenn auch schon mein Gehör aus der Ferne nicht zu euch reichte, las ich doch eure Gespräche, Wort um Wort, in euerm Geberdenspiel, Alles, Alles! Ja, ich kenn' ihn, diesen Abenteurer, diesen Schleicher, den tückischen Papisten! Er ist glatt und still und kalt und heimtückisch, wie die Eisrinde des gefrornen Sees, die den Knaben im Winter ankirrt, um dann unter seinen Sohlen zu brechen und ihn zu verschlingen.

„Fabi, bei deinem und meinem Herzen, lästere diesen Heiligen nicht, oder ich entferne mich; denn ich darf und will die Zunge, mit der du mich Schwester heißest, nicht ruchlos an dem freveln hören, was mir theurer als das eigene Leben gilt.“

— Unglückliche! Dir theurer! Er, der uns für die Ewigkeit scheidet!

„Fabi!“ rief sie und wollte fortfahren. Er aber unterbrach sie und fragte mit zitternder Stimme: Sage mir, in Gegenwart des

lebend'gen Gottes, sage mir, ... Epiphanie, in deiner Antwort liegt die ganze Wendung meines Schicksals, ... Epiphanie, warum tritt dieser zwischen dich und mich hin? Was ist sein Zweck? Er will dich dem heiligen, evangelischen Glauben deiner Väter abtrünnig machen; er will dich zum Uebertritt ins Papstthum bewegen! Epiphanie, will er? Und wenn es der Jesuit will, warum das? Epiphanie, weiche mir nicht aus, antworte: Will er dich zur römischen Kirche hinüberziehen? Will er?

Epiphanie erblaßte, senkte die Augen, und, ohne diese zu erheben, streckte sie die Hände in flehender Stellung gegen Fabian aus. Da verstummte auch der Jüngling, und sein Antlitz ward bleicher, als das Antlitz eines im Sarge Liegenden. Er that einige Schritte schwankend umher. Dann bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, lehnte das Haupt an den Stamm eines vom Sturm gebrochenen Ahorns und weinte laut und bitterlich. Sie hörte sein Schluchzen, aber bewegte sich nicht von der Stelle. Die Hände gefaltet und mit Innigkeit an ihre Brust gedrückt, stand sie da, ein rührendes Bild des unendlichen Schmerzes, der sie beklemmte. Obgleich die Thränen ihre Augenlieder rötheten und über die blassen Wangen niederperlten, verzog sie doch keine Miene ihres schönen Gesichts, gab sie doch keinen Klagelaut, als wäre sie in ein weinendes Marmorbild verwandelt. Nur unhörbar zitterten ihre Seufzer über ihre Lippen.

Durch die Wohlthat der Thränen erquickt, ermannte sich der Jüngling endlich. Er trocknete die Augen. Sein Entschluß war genommen. Er wandte sich fest und mit der Ruhe verzweiflungsvollen Verzichtens zu Epiphanien, die in ihrem Innern erstarrt blieb.

„Lebe wohl, Schwesterherz, mein Leben!“ rief er: „Es ist um mich gethan. Helfe mir Gott weiter. Ich will diese Nacht ein anderes Obdach suchen; ich kann dich nicht zum Moose begleiten. Lebe wohl. Weine nicht; ich liebe dich noch. Ich bin allzubetrübt; ich kann dir nichts mehr sagen. Lebe wohl. Gott erbarme sich deiner Seele!“

Sie antwortete nicht und starrte ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth durch das helle Naß der Thränen an, ohne eine Bewegung zu machen. Er wandte sich mit tiefem Seufzer von ihr und ging mit schweren, langsamen Schritten auf dem Fußweg im Gebüsch vor sich hin gegen die Bergfläche; blieb wieder stehen und machte seinen unbesiegbaren Gram abermals in Thränen frei. Dann schwankte er

weiter, kehrte aber wieder um, Epiphanie noch einmal zu sehen und zu befragen. Und als er zurück kam, stand sie noch mit den Händen auf der Brust gefaltet, und mit dem erblaßten Gesicht da, wie vorher; den Blick, wie im Gebet, auf den Wangen und im Auge stillstehende Thränen.

„Ich komme zurück, ich will eine Antwort aus deinem Munde hören; warum verweigerst du sie mir?“ sagte er mit Fassung: „Warum willst du schweigen, da ich dich vielleicht von einem Abgrunde zurückführen könnte, an dessen Rand dich, unerfahrnes Kind, arglose Güte, blinder Glaube an das Menschenherz geleitet hat?“

Epiphanie senkte ihren Blick vom Himmel auf ihn nieder, aber während sie den Jüngling mit klagenden Augen betrachtete, blieb ihr Mund versiegelt.

„So hat er dich schon ganz von mir abgerissen?“ rief Fabian: „Warum frag' ich's denn noch! Was meine Augen sahen, darüber kann ja kein Wort und kein Eid von dir mehr die Decke werfen. Ich habe dich in den Armen der Hölle erblickt.“

— Fabi! sagte Epiphanie mit einer Stimme, die sein Innerstes durchschnitt, mit einer Stimme, in welcher ihn Schmerz und Zärtlichkeit, Vorwürfe und flehentliches Bitten anschrien.

„Nur ein Wort, Faneli, nur ein einziges!“ rief er: „Du bist ja zu seinen Füßen, du bist ja in seinen Armen gelegen. Du bist ... o Mädchen, o Fani, soll ich mir denn das Gräuelvollste mit eigenem Munde vorsagen? Sprich doch! Du liebst ihn?“

Sie ließ die Hände aus einander fallen und sagte mit dem Ausdruck der reinsten Gutherzigkeit: „Aber mit einer heiligen Liebe!“

— Hab' ich denn je zweifeln können, daß aus deinem Herzen Anderes, als Heiliges, hervorgehe? Im römischen Babel, ja im Höllenreich selbst, wirst du ein Engel bleiben. Aber, Epiphanie, die scheinheilige Schlauheit des ... des ... o, sei er, wer er wolle, er hat dich in deinen frommen Einbildungen gefangen und gebunden. Du bist betrogen, ich kenne ihn!

„Du also kennst ihn, Fabi!“ sagte sie langsam, sehr gespannt und forschend. Dann schwieg sie, als wolle sie mehr von ihm hören.

Fabian erzählte nun, wie er mit dem Niederländer und dessen Begleitung im Hohlwege ob Erlisbach zusammengetroffen sei; wie derselbe in der Berghütte mit Geld und Versprechungen erst in den Spielmann, dann in ihn selbst gedrungen sei, Epiphanien zu ent-

führen. Alle Gespräche, die er mit ihm gepflogen, wiederholte er aus treuem Gedächtniß, und dann fügte er die Frage hinzu: „Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“

Während der ziemlich langen Erzählung war auf Epiphaniens Wangen die natürliche Farbe allmälig zurückgekehrt. Sie hörte mit seltsamer Neugier alle Berichte, und that noch viele Zwischenfragen, um auch das Kleinste und Bedeutungsloseste zu vernehmen.

„Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“ fragte er noch einmal.

Sie schüttelte das Köpfchen mit trübem Lächeln und erwiederte: „Nein, liebster Fabi, du kennst ihn also wahrlich nicht.“

— Doch ist's derselbe, der droben bei dir war?

„Ja, liebe Seele, der ist's gewesen.“

— Und dem Spielmann und mir machte er die Anträge deinetwillen.

„Ich weiß es. Ja, er hat's gethan. Zürne ihm darum nicht.“

— So sage mir, Epiphanie, wer er sei?

„Mein Heiliger!“

— O, ich versteh' dich. Aus welchem Kloster kommt er? Ist er ein Prälat? Wer hat ihn gesandt oder dir zugeführt?

„Gott!“

— Armes, entsetzlich verblendetes Kind! Nicht Gott! Nicht Gott! Er scheidet dich von Gott und deiner Seelen Seligkeit und von mir Unglücklichen. Laß ab von ihm! Flieh', flieh'!

„Das darf, das kann, das will ich nicht!“ sagte sie mit einer Festigkeit, die den Jüngling erschütterte.

— Darfst, kannst, willst nicht? wiederholte er mit erlöschender Stimme: Also ... zu spät! Ist dies dein letztes Wort, Epiphanie?

„Wodurch hab' ich dein Vertrauen eingebüßt, Fabi?“

— Durch dein Geheimniß vor dem Bruder, Fania.

„Ich habe Verschwiegenheit gelobt und werde Treue halten. Fabi, vertraue mir. Einst, wenn Leonore genesen oder im Grabe ist, wirst du Alles erfahren. Vertraue bis dahin.“

— Nein, Unglückliche, ist's jetzt zu spät, dich zu retten, wie dann? Epiphanie, laß ihn fahren, den gefährlichen Verführer, um deiner Seligkeit willen, laß von ihm.

„Ich kann nicht!“

Fabian verstummte, that einen schweren Seufzer und, wie an Kraft erschöpft, sagte er endlich: „Es will Abend werden. Gute

Nacht, ewige Gute Nacht! Grüße Addrich und Leonoren: ich kann sie nicht mehr sehen. Gott sei deiner Seele gnädig; gehab dich wohl.«

Wie er bei diesen Worten von ihr gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus, warf ihre Arme um seinen Hals und rief mit Verzweiflung: »Fabi, verlaß mich nicht!«

— Hast du mich nicht schon verlassen? fragte er traurig: Du mich nicht verstoßen?

»Ich dich verstoßen? Kann ich denn meine einzige Seele aus mir verstoßen? Verlaß mich nicht, Fabi; meine Seele zieht dir nach, und es bleibt nur meine Leiche, wenn du gehst. Verlaß mich nicht; ich will ja Alles thun, was du willst und gebietest; aber bleib' bei mir, daß ich nicht sterbe.«

Sie rief diese Worte mit so durchdringender, schmerzlicher Stimme, sie hielt ihn so fest umklammert, daß er keinen Versuch wagen wollte, sich loszuwinden.

— Und wenn ich fordere, daß du... sagte er mit neuer Hoffnung. Aber sie unterbrach ihn und rief: »Alles, Alles, Fabi, nur das Eine nicht, bis Leonore genesen oder im Grabe ist. Dann, dann...!«

— O meine Schwester, dann zu spät!

»Nicht doch, grausamer Fabi, nicht doch! Vertraue mir mit Zuversicht! Hat dich mein Herz denn je belügen können? Nur das Eine begehre nicht; Alles sonst. Aber verlaß mich nicht!«

Fabian fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert, und doch von ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Störer seines Friedens zurückgedrängt. »Wer aber ist er? Was will er? Warum hast du dich ihm ergeben mit Leib und Seele?«

»Nur das Eine nicht!« rief sie wieder: »Ehre mein Schweigen. Denn wenn ich ihm mein Gelübde bräche, wie würdest du mir je Glauben geben können?«

Fabian schwieg nachdenkend. Er ward bei Epiphaniens Hartnäckigkeit und dem unwidersprechlichen Ausdruck ihrer Liebe zu ihm in sich selbst irre. Dann versuchte er einen andern Weg, diesen Widerspruch auf entscheidende Weise zu lösen.

— Faneli! sagte er und legte seinen Arm um sie: Ich will dir zwei Fragen thun. Deine Antworten können mir die ganze Ruhe wieder geben, nach der ich mich sehne.

»Fabi, frage Alles, nur nicht um das, was Ihn angeht.«

— Kannst du mir versprechen, Epiphania, nie, unter keinen Verhältnissen, welche es auch sein mögen, deinen evangelisch-christlichen Glauben zu verläugnen, nie dich zum Uebertritt in die Gemeinschaft der Papisten bewegen zu lassen?

Epiphanie fragte stockend entgegen: „In die Gemeinschaft? Wie denkst du das?“

— Daß du niemals römisch-katholischer Religion werden willst; daß du es auch jetzt noch nicht bist?

Sie schien über die Frage nachzusinnen. Fabian fühlte einen Schauder in seinen Gliedern, da sie zu antworten einige Augenblicke anstand.

Endlich sagte sie: „Könnt' es dich also ganz und über Alles beruhigen, wenn ich dir antworten würde: ich bin noch nicht katholisch und will evangelisch bleiben, wie du, und so lange, wie du selbst?“

— Ja, es gäbe mir meine Zufriedenheit zurück.

„Nun denn, stille deine Sorge. Ich bin ja nicht katholisch und will keinen andern Glauben annehmen, als deinen Glauben. Könnt' ich denn anders, Fabi? Ist es nun Alles?“

Fabian drückte sie fest an sein Herz und sagte stammelnd: „Ich hätte noch die zweite Frage. Aber ... ich frage sie nicht. Ich sah ja ...“ Hier fielen seine Arme, mit denen er sie umschloß, wie gelähmt von ihr ab. Er zog den Kopf von ihr zurück, als wollte er sich von ihrem Umschlingen frei wissen.

„Nun, was sahst du, Fabi?“ fragte sie etwas ängstlich und wollte die Antwort aus seinen Augen lesen.

Er seufzte, und hinwegblickend sagte er: „Ich sah seine Lippen auf deinen Wangen!“

— Schon wieder von ihm? Du brichst dein Wort! Berühr' ihn nicht, Fabi! Vertraue! Bin ich nicht deine Schwester?

„Meine Schwester, ja, aber seine ..., laß mich, Epiphanie!“

— Thu' deine zweite Frage, Fabi, aber berühre ihn nicht.

„Nun denn, Epiphanie, soll ich die Frage thun?“

— Warum quälst du dich und mich, Fabi? Rede.

„Du hast mich noch lieb, Fani?“

— Ist das die Frage?

„Nein, aber ... o Fani, rede frei vor Gott und mir: kannst du geloben, keines Andern Geliebte, keines Andern Braut je zu werden ... Fani, keines Andern Weib je zu werden, ... Fani, Gott hört uns! — als das meinige?“

Mit aller Anstrengung brachte Fabian doch die letzten Worte nur sehr leise hervor.

Eine lange Stille erfolgte. Ihr erröthendes Antlitz sank auf die Brust nieder, deren Bewegung innern Kampf oder eine Furcht verrieth, die sie verhehlen wollte. — Er bemerkte diese nicht unerwartete Verlegenheit und trat einige Schritte von ihr zurück. Sie hielt ihn diesmal nicht fest. Je länger sie stumm blieb, je mehr stieg seine Angst. Einigemal bat er, mit lautschlagendem Herzen, um Antwort. Endlich legte er die Hände beide vor sein Gesicht und sagte in der tiefsten Betrübniß der Seele: „Nein, antworte nicht!"

Jetzt wandte sie furchtsam und verschämt das Angesicht zu ihm auf und sagte: „Warum bist du heut' mit mir, wie du nie gewesen? Du hast Renolds Rede, Renolds Ungestüm und, der Himmel verzeih' mir oder dir, Renolds verdammliches Wesen. Bin ich nicht deine Schwester?"

Er nickte schweigend mit dem Haupte.

„Bist du nicht mein Alles? Oder könnt' ich dir mehr werden?"

— Nein, du darfst nicht. Ich kam zu spät! versetzte er, ließ die Hände vom Gesicht und sagte mit erzwungener Ruhe des Tones, indem er ihre Hand nahm: Ade, es muß geschieden sein. Lebe wohl, Schwesterherz. Es war nicht deine Schuld. Ich kam zu spät.

„Fabi!" schrie das beängstigte Mädchen: „Es peinigt und verwirrt dich ein böser Geist. Verlaß mich nicht; um Gotteswillen nicht!"

— Antworte auf meine Frage deutlich: keines Andern Verlobte, Braut, Weib? — rief er und seine Hand zitterte dabei in der ihrigen.

„Deine Braut? Fabi, besinne dich doch! Du sprichst wie ein Trunkener mit der Schwester."

— Antworte! Gib mir das Recht des Bräutigams, Fani! —

Sie blickte wieder zu ihm auf und senkte schamvoll die Augen, als sie den seinigen begegnete. Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: „Es ist etwas Sündiges an dir." Nach einigem Bedenken hob sie wieder an: „Gedulde dich, o, einige Tage nur, dann — ja, dann bring' ich dir die Antwort."

— Also hast du keine Freiheit mehr? Bist du schon eines Andern Verlobte? eines Andern Braut?

„Nein!" erwiederte sie schnell: „Nun sei ruhig."

— Und willst, wenn nicht meine Braut, mein Weib, nie Weib eines Andern werden?

Nach einigem Sinnen sagte sie mit erneutem Erröthen, aber fester Stimme: „Das darf ich dir und Gott geloben. Nein, ich will nie eines Andern sein, so lange du es selbst mir nicht gebietest.“

Ueberrascht und als hätt' er Argwohn gegen sein Gehör, verlangte er die Wiederholung ihrer Worte. Sie gehorchte und sagte darauf wieder mit aller schwesterlichen Traulichkeit: „Gelt, Fabi, nun bist du ruhig? Nun weichst du nicht von mir?“

Er heftete sie mit seinem Arm fest an seine Brust, und seine Lippen brennend an die ihrigen. So standen sie lange. Die Sonne sank. Die Gletscher traten erblassend in blauen Duft zurück, und die Thäler zerflossen in ungewissen Dämmerungen.

„Hinab ins Moos!“ rief Fabian.

— Ach! seufzte Epiphanie: Geduld! ich muß mich sammeln. Fabi, du bist nicht mehr, der du gewesen bist. Gewiß nicht! es wohnt ein anderes Wesen in dir. Oder hab' ich dich noch nie gekannt, als heut'? Oder hab' ich dich nicht immer über Alles geliebt, daß ich dich nun noch unaussprechlicher liebe? Oder ist meine Freundschaft sündig geworden, daß sie mir fremd und neu scheint? Sonst ist's nicht so gewesen. Was wird Er sagen!

„Wer, Fani?“

— Hinab ins Moos! rief sie, ergriff seine Hand und führte ihn durch die Gebüsche hinab zur Hütte ins Thal.

36.

Unerwartete Hoffnung.

Fabian ging an der Hand seiner Schwester gegen die schattige Tiefe, zwischen den Wäldern der Hügelhalden, mit dem seligen Gefühl, als hätt' er, nachdem er eine Welt verloren, eine neue Welt erobert. Er ging weich, wie auf Wolken. Epiphanie schwebte leicht neben ihm hin, sinnend und träumend, von fremdartigen Gefühlen verwirrt. Sie dankte der Dämmerung, in ihr verborgen zu sein vor Fabians Augen, vor dem Blick aller Sterblichen, vor den vertrauten Bergen und Bäumen und vor dem Himmel.

Todesstille wohnte in Addrichs Hause. Das einfache Nachtessen stand bereitet: Brod und Milch und Käse, nebst einer irdenen Schüssel

gekochten, dürren Obstes. Für Fabian setzte freundlich das geschäftige Aenneli eine Flasche Weins dazu. Knechte und Mägde standen versammelt umher. Aber Addrich erschien nicht, auch als Epiphanie ihm die Ankunft Fabians gemeldet hatte. Er verweilte im Krankenzimmer seiner Tochter Leonore, und begehrte mit ihr und seinem Grame einsam zu bleiben.

Nach langen Tischgebeten, die abwechselnd von Mägden und Knechten halblaut und eintönig hergemurmelt wurden, nahm man auf den Bänken Platz. Niemand versuchte, das Nachtmahl mit Gespräch und Scherz zu würzen. Wenn einer der Speisenden das Schweigen unterbrach, geschah es mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme. So war die Ordnung dieses traurigen Hauses. Epiphanie schien nur der Hauszucht wegen gegenwärtig zu sein. Sie selber genoß nichts, sondern blickte stillsinnend vor sich auf die Holzscheibe nieder, welche Tellers Stelle vertrat, indem ihr Köpfchen dabei seitwärts zur Achsel geneigt hing, und ihre Hand mit dem leichten, aus Bergahorn geschnitzten Löffel tändelte. Nur von Zeit zu Zeit erhoben sich die dunkeln Wimpern des Auges, wie zarte Vorhänge, und ein Lichtblick der verborgenen Freude fiel auf den Liebling, der ihr gegenüber wohlgemuth weder Kost noch Rebensaft verschmähte. Aber wenn er sie ansah, floh ihn unter verschämtem Lächeln der Blick, den ihm die Liebe geweiht hatte.

Als das Mahl beendet, der Tisch von Aenneli's gewandter Hand abgeräumt und das Zimmer von Allen verlassen war: blieben Epiphanie und Fabian auf ihren Plätzen am Tisch zurück, im leisen Geplauder mit einander, beim gelben Schein der Lampenflamme. So fand sie Addrich, als er hereintrat, und sie beide, die Hände einander über dem Tisch vertraulich haltend, sein Kommen nicht bemerkten, bis er neben ihnen stand und den jungen Freund begrüßte. Fabian, ohne die Schwesterhand fahren zu lassen, reichte ihm von seinem Sitze die Linke entgegen, und sagte: „So möcht' ich euch beide mein Lebenlang an mir halten!“

„Wir sind Schatten,“ antwortete der Alte, „die du nicht binden kannst. Schatten, was war, und ist, und sein wird! Doch du hast Recht. Laß dich vom Gaukelspiel deiner Wünsche ergötzen! Ich bin auch vor Zeiten Kind gewesen, wie du.“ Er sagte dies mit einer innern tiefen Bewegung, mit einer bebenden Stimme, wie er jedesmal zu sein pflegte, wenn er vom Siechenbette des heißgeliebten

Töchterleins kam. Seine Augen waren gerötheter, denn sonst. Als hätte der Seelenschmerz alle Kraft seiner riesigen Gestalt verzehrt, hing er matt und schlaff über den Tisch, indem er den vorgebogenen Leib mit aufgestämmten Händen und Armen unterstützte.

Fabian versuchte, und wie immer, vergebens, ihn durch Vorstellungen und Gründe zu ermuthigen und zu erheben, die ihm Vernunft, oder Religion, oder Mannesstolz darbieten konnten. Addrich erwiederte nach seiner Gewohnheit entweder mit einem Lächeln, welches seine ganze Verachtung solcher Arzneien aussprach, von der kein wahrhaft krankes Gemüth gesunden könne; oder mit einer Bemerkung über Schicksal und Leben, die schrecklicher noch, als sein Lächeln war. Endlich brach er die Unterredung plötzlich ab und sagte zu Epiphanien: „Hinauf, Kind, zum armen Loreli! Es hat heut' einen seiner mildern Leidenstage, und hängt an nichts mehr auf Erden, als an seinem Vater und an dir. So geh' denn. Entzieh' deiner Schwester keinen Augenblick, da deine Gegenwart, dein freundliches Geplauder ihr noch die Neige ihres Daseins süß machen kann. Geh'! Es ist noch nicht spät. Ich habe mit Fabian zu reden. Ich thue vielleicht noch einen weiten Gang diesen Abend. Geh'.“

Sie gehorchte und stand auf; Fabian mit ihr. „Vielleicht seh' ich dich, Fabi, heut' nicht wieder!“ sagte sie: „Gute Nacht, Fabi.“ Sie reichten sich die Hände und schieden.

Addrich setzte sich jetzt zu Fabian auf die Bank, den Rücken an den Tisch gelehnt, und begann, als wollt' er sich gewaltsam zerstreuen, allerlei Fragen, die anfangs ohne Zusammenhang schienen. Fabian mußte ihm vielerlei berichten; auch die Unterredung mit dem Dekan zu Aarau. Als er von der Feuersbrunst am Thunersee, der dabei bewiesenen Thätigkeit des Schweden, und von Fabians gänzlicher Dürftigkeit hörte, rief er einen schweren Fluch über Gideon Renold, murmelnd: „Hätt' ich dieser Bestie nicht vonnöthen gegen die Wälle von Bern und Solothurn, wollt' ich sie nächster Tagen am Galgen zappeln lassen. Er ist schon verrufen, wie ein Churer Batzen. Aber man muß hier zu Lande manchen zu Gast bitten, der längst vom Henkersmahl hätte satt sein sollen. Habe Geduld, und wahre dich einstweilen, denn er stellt dir nach, bis wir ihm das Bohnenlied singen.“

Fabian bewies durch seine Gleichgültigkeit gegen Addrichs Warnung, wie wenig er den Schweden fürchte, und setzte seine Erzählung

von dem fort, was er im Pfrundhause zu Aarau durch den Dekan vernommen. Addrich hörte ihm mit wachsender Theilnahme zu, besonders, als die Rede auf den lateinischen Brief, und auf die Vermuthung des ehrwürdigen Geistlichen von Aarau kam, ob nicht der Prälat von St. Urban vielleicht mit dem Briefsteller, der so geheim thue, ein und dieselbe Person sein möge?

„Blitz!“ rief Addrich und sprang auf, „es wird hell! Hast du mir nicht bei Olten von einem Mohren erzählt, den er bei sich gehabt? Es ist dies Negergesicht schon vor einigen Wochen in dem alten Zisterzienserstift bemerkt worden; nein, nicht da, aber doch wenige Büchsenschüsse davon, im Wirthshause vor Roggwyl. Die Pfaffen hassen wohl die Ketzer, aber nicht die Ketzerinnen, und heirathen nicht, so lange wir Bauern Weiber haben. Ich will dem Abte nächstens über den Hag schauen!“

Fabianen drängte es jetzt, von dem Schauspiel zu reden, welches er vor wenigen Stunden noch auf der Bampf gehabt. Doch Ehrfurcht und Liebe für Epiphanien geboten ihm Schweigen. Indessen unterließ er nicht, den Alten zu warnen, auf der Hut zu sein; man müsse vor der Mönche List und Gewalt so sehr, als für Epiphaniens gutmüthige Leichtgläubigkeit zittern.

Addrich beruhigte den Jüngling. „Dies Haus steht wohl bewacht,“ fügte er hinzu: „meine Knechte sind auserwählte Bursche; alle bewaffnet, wie zu einer Belagerung. Wer hier Gewalt versucht, wird kalt gemacht, und Fanell verläßt mein armes Kind nicht, so lang' es athmet. Aber, Fabian, hätt' ich das Alles nicht erfahren, was ich nun weiß, ich müßte dennoch mit dir ein Wort im Ernst reden, und der Bitte meines armen Loreli Genüge thun. Sie will Epiphanien geborgen und glücklich sehen; sie zittert vor dem Loose derselben, wenn der Schwe:... sie hat mir gesagt, was ich selber wußte, daß meine Nichte nur dir lebe. Fabian, ohne Umstände, lege die Kinderschuhe ab; es ist Zeit! Faneli ist deine Schwester nicht, du bist nicht ihr Bruder. Es ist die letzte Lust, die du meiner armen Tochter ins sterbende Herz legen kannst, wenn du die unschuldige, kindliche, treue Fani nicht verlässest; wenn du sie, ehe Leonorens Augen brechen, zu deinem Weibe machst. Frage nicht, nun du um Hab und Gut gekommen bist, wovon eine Frau nähren? — Ich theile mit dir, was ich besitze. Epiphanie erbt ja von mir, da ich keine Tochter hinterlassen werde.“

Er sagte die letzten Worte mit leiser werdender Stimme, die zuletzt ganz tonlos zum Seufzer ward. Der Jüngling, anfangs durch den Antrag überrascht, flammte plötzlich in allen Strahlen der Freude auf, und rief: „Addrich, das ist's, was ich selber dir sagen wollte. Heut' oder morgen wollt' ich ihre Hand von dir fordern."

— Du kennst die kleine Thörin. Sie wird sich sträuben ... fuhr Addrich ruhig fort.

„Nein, glaub' es nicht!" rief Fabian: „Sie hat gelobt, keines Andern Weib zu werden, wenn nicht das meinige."

— Desto besser! — sagte der Alte: Freilich diese Tage haben das Ansehen, mehr Wittwen, als Bräute, zu machen. Doch Leonoren muß die letzte Freude werden. Also bleibt's dabei! Aber, Fabian, unter uns Beiden muß zuvor noch eins abgethan sein. Reiche mir die Hand, und versprich zu erfüllen, was ich verlange.

„Rede erst, Addrich. Ich gebe meine Hand nicht, ohne zu sehen, wohin?"

— Wie, Bursch, du möchtest gewinnen, aber nichts auf die Karten setzen? Wie hoch gilt dir meine Nichte?

„Mehr, als das Leben, Addrich."

— So hoch ist der Preis nicht, den ich für sie anschlage. Hand her! Schlag ein!

„Nein, thu' den Sack vorher auf und laß mich hineinschauen, eh' ich die Waare kaufe."

— Nun denn: Du versprichst mir, Epiphanien nicht zu zwingen oder zu beschwatzen, mein Haus zu verlassen, so lange Leonore am Leben ist.

„Hier, Addrich, die Hand! Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort!" Fabian schlug in Addrichs Hand die seinige.

— Gut! sagte Addrich: Ich halte sie fest für ein zweites Wort.

„Sie hilft dir nicht, eh' ich das zweite Wort gegeben; laß hören." Fabian zog die Hand wieder zurück.

— Du mußt mir treu in gegenwärtigen Zeiten zur Seite bleiben, Fabian; ich bedarf vielleicht deiner. Du hast Wissenschaft und kannst die Feder besser, als mancher Pfarrer und Landschreiber, führen. Auch bist du Arzt und Wundarzt. Es wird nächstens Manchem der Magen verdorben werden, wenn sich Herren und Bauern mit blauen Bohnen gastiren. Du weichst nicht von mir, bis die Sache des Volks entschieden ist.

„Nein, Addrich, ich helfe der Obrigkeit nicht das Volk unterdrücken; aber ich helfe deinen wilden Bauern nicht gegen die Obrigkeit anbellen.“

— Bursch, vergiß nicht, du bist ehrlicher Bauern Kind, und hier heißt's: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Bursch, vergiß nicht, es steht dir eine Braut und stattliche Aussteuer auf dem Spiel. Der Tanz mit den Städten wird bald abgethan sein, und vor Pfingsten, hoff' ich, machen wir mit ihnen den Kehraus. Jakob diente vierzehn Jahre um Rahel; ich verlange von dir keine vierzehn Wochen!

„Nicht der Lohn macht den Unterschied, aber die Arbeit.“

— Was begehr' ich, Bursch? Es gilt die gerechteste Sache; es gilt, daß der Schweizername keine Lüge, und der Tell mit dem Apfel kein Helgeli sei *), was die Herren den Bauern ins Psalmbuch legen, um aus langer Weile die Augen daran zu ergötzen. Man soll den armen Leuten in diesen Bergen nur gnädigst erlauben, Menschen zu sein; mehr nicht.

„Die Menschwerdung macht bei euch unmenschlichen Anfang. Nein, Addrich, nein, dazu biet' ich keine Fingerspitze.“

— Und wenn es Faneli von dir fordert?

„Nein, Addrich.“

— Bursch, und du wolltest vorhin das Leben für das arme Mädchen daran setzen?

„Ja, mein Leben wohl, aber nicht mein Gewissen . . .“

— Tropf, ich merke, woran ich mit dir bin. Du kömmst vom Pfarrer und Dorfschulmeister; aber hast noch nicht die Hochschule des Schicksals besucht. Verstehst meisterlich deinen Heidelberger **) herzusagen, aber von den Fragen des Menschenherzens an die Welt hast du nichts vernommen. Du sprichst Bernerdeutsch, ich Schweizerdeutsch; wir verstehen einander nicht!

Addrich ging mit hastigen Schritten einigemal schweigend das Zimmer auf und ab, und kehrte endlich langsam gegen Fabian mit den Worten zurück: „Du thust mir leid, Fabian. Es hilft dir Alles nicht. Freund oder Feind, hart oder lind mußt du sein. Was nicht zu den Scheerenklingen gehört, wird zwischen beiden zerschnitten. Ich schlage dir ein Anderes vor, deines eigenen Heils willen. Ich gebe

*) Helgeli heißen in der Schweiz kleine bunte Heiligenbilder.

**) So nennen die reformirten Landleute der Schweiz den pfälzischen Katechismus, den 1562 Ursinus zu Heidelberg geschrieben hatte.

dir meine Nichte: du aber begleitest mich morgen nach Hutwyl zur Landsgemeinde aller Bundesgenossen. Da sollst du hören, was das gesammte Volk begehrt, und ob es Recht oder Unrecht will? Nachher entscheide dich. — Von da begleitest du mich, und weichst bis Austrag des Handels nicht von meiner Seite.«

Fabian blieb eine Weile nachdenkend und sagte: »Warum das?«

— Wie du willst, deiner oder meiner Sicherheit willen.

»Der deinigen willen, Addrich, möcht' ich's wohl.«

— Auch, als Arzt kannst du Dienste leisten, ohne dein Katechismusgewissen in Gefahr zu stürzen, denn du kannst mit deinen Pflastern Juden und Samaritern beispringen.

»Auch das kann ich!«

— Mehr verlang' ich nicht, als dein Wund- und Scheermesser. Der Degen und Spieße haben wir genug, ohne dich. Allenfalls deine Feder nimm mit dir. Es gibt zu schreiben.

»Nein, Addrich, für diesen tollen Aufruhr verspritz' ich weder Blut noch Tinte. Schwert und Feder haben ungleiches Gewicht; wisse jedoch: ein Schwertstreich kann wohl Fleisch und Knochen spalten, ein Federstrich aber scheidet Länder und Völker. Ich gehe, wohin du willst, Addrich, als dein Schutzengel. Allein die Feder bleibt daheim!«

— Mag's gelten! Hand her! Du weichst nicht von mir! Das Andere wird sich finden.

»Hier die Hand, Addrich. Das Andere aber suche nicht, denn du wirst's nie finden.«

Fabian gab ihm die Hand, welche der Alte kräftig, doch nicht ohne Lächeln, schüttelte, worin etwas Schalkheit verborgen lag. Addrich führte ihn darauf mit der Lampe in eine anstoßende Kammer und sagte: »Du wirst ermüdet sein, Fabian. Hier steht dein Bett. Morgen sprechen wir weiter. Epiphania ist bei meinem Kinde. Störe die Töchter nicht mehr. Gute Nacht!«

Damit entfernte sich der Alte rasch. Fabian trat zum Fenster. Es war noch nicht spät Abends. Die Thalschlucht schwamm im bleichen Mondlicht. Wie ein unferner Strom scholl das Getöse der Tannen im Windzug. Da wankte eine menschliche Gestalt unter Fabians Fenster vorüber. Es war Addrich, der, in seinem Mantel gewickelt, mit Hut und Degen noch eine geheimnißvolle Nachtreise antrat. Er verschwand bald in die nahen Waldschatten.

37.

Unerwartete Erfüllung.

Fabian, in aller Harmlosigkeit, überließ sich seinem gesunden Schlaf und kam, da es schon eine Stunde Tag war, der Letzte, zur Morgensuppe. Auch Addrich, reisefertig, leistete Gesellschaft; sprach viel und lebhaft und mit großen Erwartungen von der nahen Volksversammlung zu Hutwyl, der feierlichen Beschwörung des Landesbundes und den daraus nothwendig hervorspringenden Entscheidungen über das Schicksal der gesammten Eidsgenossenschaft. „Die Töchter wissen," fuhr er fort, „daß du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein; und kennen beide auch den Preis dafür. Geh', nimm deinen Abschied von der armen Leonore und weide dich an der letzten Freude, die aus ihrem sterbenden Auge lächelt." Der Jüngling gehorchte; der Alte folgte nach.

Beide traten leise in das Gemach der Leidenden, über welches die vorgezogenen Umhänge des Fensters nur dämmerndes Licht zu bringen gestatteten. Epiphanie stand am Bett der Freundin und reichte dem schüchtern herantretenden Liebling schweigend die Hand zum Morgengruß. Er wagte kein Wort. Leonore aber, an erhöhten Hauptkissen in halbsitzender Lage, streckte ihm mit himmlischem Lächeln den Arm entgegen, und indem der Wiederglanz innerer Freude die blassen Wangen der verschämten Kranken, wie der letzte Abendstrahl der Mai-Sonne über den Wolken den reinen Schnee der Alpenfirnen, röthete, sagte sie mit matter Stimme: „O Fabi, lieber Fabi, du findest mich noch. Gottlob, daß dich mein Auge noch einmal sehen darf, eh' es bricht. Gib mir deine Hand, Faneli!"

Epiphanie reichte ihre Hand. Leonore legte sie in die des Jünglings, sah mit neuem Erröthen und lächelnd zu beiden empor und sagte: „Meine Seele segnet euch! Vor Gott betet sie für euer Heil. Ich werde oft bei euch sein."

Fabian und Epiphanie standen stumm und mit thränengefüllten Augen da. Eleonore bemerkte es, lächelte zärtlich das Paar an und sagte: „Ich weine nicht mehr. Ihr habt noch Thränen. Die Freude weint auch; die Seligkeit nicht. Das Leben ist schön, doch nur Schatten, — Schatten des Ueberirdischen."

Sie sprach mit leiser, aber fester Stimme. Es war die Stimme eines Engels über seinem Leichnam. Ihr Haupt schien von Heiligen-

glanz umflossen; ihre Miene hatte den Ausdruck jener innern Wonne, die man in den Zügen der Verstorbenen, wenige Stunden nach ihrem Ausathmen, wahrzunehmen pflegt. Epiphanie und Fabian, gleichzeitig wie von unsichtbarer Macht genöthigt, knieten vor Eleonorens Bett nieder und küßten die kalte, blasse Hand der schönen Sterbenden. Addrichs Herz bei diesem Anblick brach. Er floh stilljammernd aus dem Gemach in eine Einsamkeit.

Es waltete langes Schweigen. Die Knieenden wagten nicht einmal laut zu seufzen. Endlich sagte Eleonore: „Nimm mir die harten Ringe wieder von den Fingern, Faneli. — Dir den einen; dir, Fabi, den andern! Traget sie zu meinem Gedächtniß.“ — Und nachdem der rührende Befehl erfüllt war, lächelte die Selige und sagte: „Geht! es ist Zeit! es ist Zeit! Ich bete für euch.“

Epiphanie und Fabian standen auf. Beide küßten die blassen Lippen der Jungfrau, die nur mit stilllächelndem Blick antwortete. Dann verließen beide das Zimmer leise, in welches, zur Pflege der Dulderin, eine der Mägde eintrat. Epiphanie führte aber ihren Freund in ihr Gemach und sagte: „Fabi, also mußt du schon wieder von hinnen mit dem Oheim? Er hat mir Alles gesagt und mir erlaubt, dich und ihn bis Kulm hinab zu begleiten. Fabi, du gehst ohne Gewehr, und es ist böse Zeit, unsichere Straße. Wache über dein Leben, denn es ist ja auch mein Leben, und kehre bald wieder.“

Nach diesen Worten sprang sie zu einer beinahe fünf Schuh langen, mit rothem Tuch und schwarzem Leder zierlich beschlagenen Kiste, wie dergleichen damals in reichen Bürgerhäusern zum Nutzen und Schmuck der Gemächer standen. Dicht aneinander in Streifen oder blumenartigen Windungen zusammengereihte Messingknöpfe zahlloser Nägel des Deckels oder der Seiten, bildeten daran den vornehmsten Prachttheil. Epiphanie öffnete mit dem Schlüssel den Kasten, und nahm daraus ein breites Schwert, dessen Handgriff mit Silber ausgelegt, so wie das Gehenk mit Silber gestickt war. „Sieh, Fabi,“ sagte sie, indem sie ihm das Degengehenk über die Achsel warf, „ich will dich rüsten. Ich gebe dir das Einzige, was mir aus dem Erbtheil meines unglückseligen Vaters geblieben ist, dessen ewiger Grabstein der hohe Rawyl geworden.“ Sie drückte bei diesen Worten den Griff des Schwertes an ihren Mund und fuhr fort: „Diese Stelle ist durch seine Handberührung heilig.“

— Und mir durch deine Lippen! sagte Fabian: Ich werde es für keine ungerechte Sache entblößen.

„Weh' dir, Fabi, wenn du das könntest! Ich weiß vom Oheim, daß mein Vater, er soll heftigen Gemüths gewesen sein, einst im Irrthum fehlte, und einen Mann mit Unrecht erbitterte. Da riß ihm dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn damit zu durchbohren. Fabi, ich erzähle dir's nicht vergebens. Seitdem ich die Geschichte gehört hatte, blieb in mir ein Glaube, an diesem Schwerte hänge eine geheime Bestimmung.“

— Und welche?

„Es sei seinem eigenen Besitzer gefährlich, wenn er sündiget. Ich selbst bin schon von der Schärfe der Klinge einmal verwundet worden; es schien zwar damals, wie bloßer Zufall; — aber, Fabi, ich wußte wohl, wie ich mich vorher schwer an Gott und Menschen vergangen hatte. Fabi, traue meiner Ahnung. Es gibt keinen Zufall, weil ein Gott ist. Und glaub' es, Fabi, in der Menschenbrust klingt und weissagt, wenn er aufhorcht, zuweilen eine Stimme, die nicht seine Stimme ist.“

Sie plauderte dies und mehr noch so ernst und festgläubig, und sah dabei mit den Himmelsaugen so flehentlich und zärtlich zum Jüngling auf, daß dieser gegen die Schwesterstimme aus Epiphaniens Brust nicht das Mindeste erwiedern konnte und wollte. Er reichte ihr die Hand und sagte an die Waffe schlagend: „Dem Unrecht Trutz, dem Rechte Schutz!“

In dieser Unterredung wurden sie durch Aenneli's Eintritt gestört, welches ihnen ankündete, daß Addrich mit Ungeduld vor der Hausthür harre. Aenneli selbst deutete schweigend durch ihr sonn- und festtägliches Kleid an, daß sie der Gesellschaft folgen werde, um Epiphanien wieder ins Moos zurück zu begleiten. Man ging hinab und trat sogleich den Weg niederwärts durchs Thal an. Addrich schritt stumm mit weiten Schritten voran. Hand in Hand, im ununterbrochenen Gespräch, eilten ihm Fabian und Epiphanie durch Gebüsch und Wiesen nach. Bescheiden blieb Aenneli eine Strecke zurück, und vertändelte die lange Weile mit Sammeln bunter Feldblumen, die sie rechts und links am Wege pflückte und in kleine Sträuße band. Veilchen und Mayglöckchen bestimmte sie Epiphanien; Waldanemonen und duftige Traubenhiacynthen dem schönen Jüngling; einen Pfirsichblüthenen Zilandstängel dem Addrich, sie wußte,

den liebte er; sich selbst heftete sie die blaßgoldigen zarten Primeln vor den Busen, die, wie manchmal auch sie, das Köpfchen hingen.

Nur zu schnell für die Plaudernden war man an den Ruinen der Trostburg, und an den Teufenthaler Strohhütten vorüber, am Fuße des Steinbergs von Kulm. Addrich stand still in der Ferne bei den ersten Häusern, der Nachkommenden wartend. Epiphanie hatte Halmen gepflückt; Fabian mußte sie halten, während sie die Enden derselben zum wahrsagenden Ringe verknüpfen wollte. „Aber, Fabi," rief sie, indem beide still standen und sie die prophetische Arbeit begann: „denke indessen keinen andern Gedanken, als unser baldiges Wiedersehen. Hörst du? Sind alle Halmen zuletzt ein ganzer Ring, so werden wir bald wieder vereinigt sein; hängt aber im größern Ring, wie zwei Kettenglieder, ein kleiner: so sehen wir uns lang, lange nicht. Ach, Fabi, es drückt mich ein banges Gefühl, und das wird wohl so sein! Denn du mußt den Addrich zu wilden Dingen begleiten. Man spricht ja noch immer von Krieg. Aber wenn gar zwei getrennte Ringe werden, — — dann steht uns Schweres bevor!"

Sie knüpfte mit den kleinen Fingern die Halmenenden; beide schwiegen. Es trippelte um beide Aenneli herum, den Ausgang ängstlich erwartend. Dann ließ Epiphanie das Verknüpfte auseinander. Es entwickelte sich ein großer Halmenring. „Ach!" schrie Aenneli laut. Es war ein kleinerer, einzelner zur Erde gefallen. — „Was?" stammelte Epiphanie erschrocken: „Trennung? Immer? Du nicht wieder heimkehren zu mir? — O Fabi, was deutet es? Dich nicht wiedersehen?"

Wenn gleich das Zur-Erde-Fallen des kleinen Halmenringes dem Jüngling unangenehmen Eindruck verursacht hatte, wollt' er doch Alles kindischen Aberglauben nennen. Er lachte und spottete; sie aber schüttelte mit trüben Augen, ohne ein Wort zu erwiedern, den Kopf und seufzte endlich: „Du wirst's erfahren, Fabi! Es wartet unser beider großes Unglück. Fabi, geh' nicht mit Addrich! Fabi, geh' nicht! Er zieht dich in ein schweres Verderben hinab."

In diesem Augenblick erklangen vom Dorfthurm die Glocken des freitägigen Gottesdienstes. Addrich, schon weit voraus, kehrte hastig gegen die Zögernden zurück, und ermahnte zur Eile. Indem sie den Weg fortsetzten, schalt Addrich, da er vom Halmen-Orakel vernahm, die Thorheit seiner Nichte, und sprach: „Ich will dir, Mägdlein, auf der Stelle das Gegentheil aller deiner Kinderträumerei geben."

„So geh' allein deinen gefährlichen Gang, Oheim,“ sagte Epiphanie, „und laß den Fabi im Moos!“

„Possen!“ rief der Alte unwillig: „Sollen verständige Männer ihren Rath vom blinden Finger eines Mädchens abnehmen? Kommt ins Dorf.“

Indem sie gingen, vertheilte Aenneli ihre Sträußer. „Warum thust du das, und gibst ihm die bleichen Todtenblümchen und die Blumen da mit dem Modergeruch?“ rief Epiphanie. Sie nahm Fabians Strauß mit geschwinder Hand fort und gab ihm die Veilchen.

Wie sie unter den lauthallenden Glocken der Kirche waren, kehrte sich Addrich mit eigenthümlichem, boshaftem Lächeln zu ihnen und sagte: „Dieweil wir doch, wie Faneli meint, einen gefährlichen Gang thun, so laßt uns ein Vaterunser lang in die Kirche treten.“

„Spotte nicht, Addrich, spotte nicht!“ sagte die Jungfrau ernst und mit dem Zeigefinger warnend: „Du machst das Wirthshaus zu deinem Gotteshaus; laß Gottes Haus einmal dein Wirthshaus werden! Ja, kommet! kommet hinein! Lasset uns, eh' denn wir scheiden, zusammen beten. Uns ist Segen Gottes vonnöthen!“

„Dir und Fabian nämlich!“ erwiederte Addrich. „Der Pfarrer ist bereit, eure Trauung zu verrichten; ich hab's gestern noch spät Abends mit ihm abgethan. Zu anderer Zeit hätt' er mir die Thür gewiesen, wie ein Landvogt; jetzt ist er geschmeidig wie ein Ohrwurm. Tretet hinein!“

Epiphanie erblaßte. Sie wollte reden, aber die Worte starben auf ihren Lippen. Fabian betrachtete verlegen bald den Alten, der ein Kränzlein von künstlichen Myrthen aus einer kleinen Truhe hervorzog und es dem bestürzten Aenneli mit dem Befehl reichte, dasselbe auf Epiphaniens Haupt zu heften.

„Nein!“ rief Epiphanie: „Welches Spiel treibst du mit uns?“

Addrich suchte sie mit Ernst und Güte zu beruhigen: „Willst du Fabianen verschmähen, den du lieb hast und den ich dir für immer gebe, weil es der letzte Wille Leonorens ist? Dieser Kranz, du kennst ihn wohl, er ist der Brautkranz ihrer Mutter! Loreli gab ihn mir mit den Worten gestern: Er soll erst auf Epiphaniens Scheitel, dann auf meinem Sarge liegen. Gehorche der sterbenden Schwester. Sie reichte euch ihre Silberringe nicht eitler Weise.“

Epiphanie stand bleich, bebend und wortlos da. Der Kranz war

schon auf ihrem Haupt. Sie warf einen klagenden Blick zum Himmel und faltete die Hände stumm zusammen.

„Du hast uns überraschen wollen in deiner Art, Addrich,“ sagte der Jüngling, „aber du hast uns betäubt. Nein, Faneli, zittere nicht! Nimm den Kranz aus den Haaren, und geh' frei ins Moos heim. Ich will dich von dir allein, nicht durch Willen eines Lebenden oder Sterbenden, nicht durch List oder Gewalt. Geh' frei zurück! Addrichs roher Streich gegen unsere Herzen hat mich erschüttert, wie dich. Aber in meinem Schrecken wachte eine Freude auf; in deinem nur Verzweiflung. Ich binde dich los von dem Gelübde, das du mir auf der Wampf gegeben. Sei jedes Andern, wenn du schaudern mußt, ewig allein mir zu gehören.“

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blick, in welchem ein Vorwurf lag, als wollte sie sagen: Wie kannst du also reden, Fabi?

„Kehr' heim, Faneli,“ fuhr er fort: „Du bist frei. Ohne deinen Frieden hab' ich keine Seligkeit. Ich will dich nie anklagen. Du wurdest auf grausame Weise durch Addrichs Einfall überstürmt. Wir kennen den Oheim! Er scherzt mit dem Heiligsten in roher Art; er sieht dort nur Mauer und Thurm, wo wir die Kirche und die Ewigkeit vor uns sehen. Du kannst mir deine Hand nicht geben; dein Erzittern und Erblassen haben dich losgesprochen.“

Er sagte dies mit bebendem Tone und bleicher werdendem Antlitz. Epiphanie warf einen stummen Schmerzensblick auf ihn, ergriff aber seine Hand und ging langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, den Blick zur Erde gewandt, vorwärts mit ihm zum Kirchhof, zwischen frischen Gräbern hin; dann in die kleine, schmucklose Kirche.

„Epiphanie!“ rief Fabian leise, indem er unter der Kirchenpforte stehen blieb und seine Führerin mit einem zweifelhaften Blick voller Bangigkeit und Freude ansah.

„Fabi!“ sagte sie gefaßt: „tritt mit mir vor Gottes Angesicht!“

Sie schritten durch den mittlern Gang, zwischen den zierdelosen, grob aus Holz gezimmerten, vom Alter und Gebrauch glänzend gebräunten Bänken, zum Taufstein. Addrich und Aenneli folgten; jener trat mit Fabian zur Rechten, diese mit Epiphanien zur Linken. In den Sitzen der Kirche hatte die Andacht nur wenige alte Leute versammelt, die nun Zeugen einer unerwarteten Feierlichkeit wurden. Der Pfarrer erschien; die Glocken verstummten. Die Trauungsgebete ertönten. Die Ringe und das Jawort wurden gewechselt. Man ging

zu den Sitzen der Zuhörer zurück, um noch das Gebet des Geistlichen auf der Kanzel anzuhören, mit dem die heilige Handlung geschlossen ward. Epiphanie, auf den Knien, in sich selbst zusammengesunken, verloren in der Inbrunst des Redens zu Gott, vernahm weder das Heilige Wort, noch das Schweigen des Mannes auf der Kanzel. Das Geräusch derer, welche die Kirche verließen, störte sie nicht. Lange harrten ihre Begleiter schweigend oder flüsternd neben dem Geistlichen, der sich zu denselben begeben hatte. Endlich erhob sie sich, und trat zu den Wartenden mit einer Miene, welche verrieth, daß sich ihr Geist noch nicht ganz in das Gegenwärtige zurückgefunden habe.

38.

Trennung.

Schweigend, nachdem die Neuvermählten noch die frommen Glückwünsche des Geistlichen empfangen hatten, gingen sie mit einander durchs Dorf zurück und über die Wiesen rechts zum Steinberg, den Fußweg, den sie gekommen waren. Jeder hing eigenen Gedanken nach. Addrich, düster voran, minder mit der Gegenwart als Zukunft rechnend, murmelte zuweilen einzelne, unverständliche Worte vor sich. Fabian blickte von Zeit zu Zeit still beobachtend auf Epiphanie. Was seit einer Viertelstunde vor dem Taufstein der Dorfkirche verhandelt worden war, hatte seinen Gemüthszustand unverändert gelassen, wie er gewesen, und schien an den alten Verhältnissen zu der Jugendgespielin nichts geändert zu haben. Der Abend auf der Bampf war für ihn mit weit höherer Feierlichkeit geschmückt gewesen; die kirchliche Trauung hatte ihm nur die Gestalt einer trockenen Förmlichkeit und Uebung oder einer bürgerlichen Anerkennung dessen gehabt, was sich schon von selbst zwischen beiden Herzen gethan.

Ganz anders aber stand das Geschehene in Epiphaniens Seele. Ihr hatte nicht der Pfarrer, sondern der ewige Gott gesprochen für die Ewigkeit; das Jawort war kein öffentliches Geständniß, sondern der furchtbarste Eid gewesen, den sie vor dem Throne des Allerhöchsten abgelegt; das Wechseln der Ringe das Auswechseln der Seelen, das Ende des Sichselbstgehörens. Sie hatte Fabian geliebt. Die Liebe war geblieben, aber, vom Irdischen ins Ueberirdische gehoben, nun Gottessache geworden. Sie selber begriff nicht, woher sie Kraft empfangen, Majestät und Gewalt eines Augenblicks zu ertragen,

der, ihr ganzes Schicksal drehend, erhabener als ihr gesammtes Leben prangte. Sie mußte Einzelnheiten der ganzen Begebenheit in ihrem Gedächtniß wiederholen, um deren Wirklichkeit zu glauben.

Während dessen trippelte Aenneli dem jungen Ehepaar nach, mit sehr weltlichen Gedanken beschäftigt. Diese Vermählung, Knall und Fall, ohne Vorbereitung, ohne Nachgeschmack, ohne Kranz und Tanz, diese Hochzeit ohne Hochzeit, diese Brautleute in Haus- und Reisekleidern, — dies Alles hatte anfangs nur ihre Verwunderung, nachher völlige Mißbilligung, zuletzt die Ueberzeugung bewirkt, das sei Winkelheirath, vor Gott und Menschen ohne Gültigkeit. Wenn sie ihren eigenen alten Sonntagsrock, ihr abgetragenes Wamms betrachtete, mußte sie nothwendig über die unerwartete Ehre derselben lächeln, Brautjungfernschmuck geworden zu sein.

Als man zur Waldspitze am Fuß des Steinberges gekommen war, von wo der schmale Pfad sich in den Matten zum Fahrweg gen Dürrenäsch schlängelte, hielt Addrich still und mahnte an die Trennung. „Ich hoffe,“ sagte er, „ihr werdet mit mir zufrieden sein. Alles ist abgethan nach Wunsch; kurz und gut!“

Fabian entgegnete: „Ich weiß nicht, ob gut, aber kurz gewiß! Gethan ist's, wie es der Platzregen auf durstigem Felde endet, der, was nicht verdorrt ist, zu Boden schlägt. Dich plagt ein eigenes Geschick. Selbst das Almosen, welches du gibst, überschimmelt zwischen deinen Fingern sogleich mit giftigem Grünspan; und die Freude, die du bringst, kömmt mit keinem Lächeln, sondern mit Entsetzen und Schrecken, wie Unglück, daher.“

„Mag sein, Bursch!“ sagte der Alte düster: „Aber ich wünschte wenigstens, du verständest, mir besser zu danken.“

„Zürne nicht!“ rief der Jüngling gerührt und reuig, indem er die Hand des Alten ergriff und an seine Brust drückte: „Ich danke dir dennoch. Du hast mich zu deinem Neffen gemacht, ich aber will dich zu meinem Vater machen. Ich werde dir folgen, wohin du winkst. Leb' wohl, Faneli; gedenke seiner und meiner in Liebe und Gebet. Ich gehe mit dem Oheim.“

Epiphanie, als hätte sie sich aus den Ereignissen dieser Stunde noch nicht ganz wiedergewonnen, betrachtete den Oheim und den ihr vermählten Jüngling mit träumerischem Nachdenken und sagte: „Was treibet ihr beide mir mir? Wohin wollet ihr, ohne mich? Was beginnet ihr?“

Addrich erwiederte sanft: „Wir wandern gen Hutwyl. Geh' heim, Kind, bewache das Haus und pflege deiner kranken Schwester, wie du mir's angelobt hast.“

„Was denn? Wie redest du, Addrich?“ rief Epiphanie: „Bin ich nicht das Weib dieses Jünglings, dessen Schwester ich noch am Morgen war? Wie willst du scheiden, was Gott verbunden hat? Ich habe einen Schwur gethan vor dem Himmel, der alle Eide löset, und ein Gelübde, neben dem kein anderes mehr gilt. Und hätt' ich Vater und Mutter auf Erden, ich müßte Vater und Mutter verlassen, dieses Mannes willen.“

Der Alte schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Schweig, Thörin, und versäume uns nicht durch deine Grillen. Wir thun einen Gang, den kein Weib gehen darf.“

„Das sei Gott geklagt!“ schrie Epiphanie, mit schmerzvoll zum Himmel gerichtetem Blick und auf die Brust gedrückten Händen: „Ich kenne deinen Gang, es ist der Gang in den Abgrund! Du schleppst den Schuldlosen mit dir hinunter und führst ihn aus der Hölle nicht wieder zurück. Ich bin einem Todten vermählt worden, keinem lebendigen Manne; Braut, Eheweib und Wittwe bin ich in der nämlichen Unglücksstunde geworden. Du hast ihn und mich betrogen, Addrich; wie wirst du dein frevelvolles Spiel vor dem Angesicht dessen verantworten, vor dem du mich in dieser Stunde ihm geweiht hast?“

Fabian schloß mitleidig die Hand der Wehklagenden in seine Hände und suchte sie durch einige Trostworte zu beruhigen. Addrich schien die Geduld zu verlieren, lief einige Schritte davon und wieder zurück und sagte ärgerlich: „Mit weichherzigen Weibern und hartmäuligen Rossen bringt's keiner zum Ziel. Fort, Fabian, und Wolle in die Ohren! Sie wird sich wieder trösten, wenn wir hundert Schritte von ihr sind. Ich kenne die Weiber; sie lachen die nämlichen Thränen, die sie weinen, und drehen, wie den Rücken, ihren Sinn.“

Unwillig erwiederte Fabian: „Du bist ein feiner Maler, Addrich; wenn dir die Engel nicht gerathen, machst du Teufel daraus. — Faneli, fasse dich. Wir kehren bald zurück. Ich beschwöre dich, brich mir das Herz nicht durch deinen Jammerblick. Nur noch ein einziges Lächeln gib mir zum Valet.“

„Wie soll ich neben deiner Leiche lächeln, Fabian?“ seufzte sie: „Du kehrst nicht wieder, glaube mir, nimmer kehrst du wieder. Denkst du nicht mehr an die verhängnißvollen Kränze, die aus-

einander fielen, eh' wir zur Trauung traten? O Loreli's weissagender Gesang!«

»Kindereien!« fiel ihr Addrich in die Rede: »Schäme dich; eine junge Frau muß nicht alten Weibertrödel feil haben. Es geht im Leben nicht Alles nach Wunsch, auch wenn's zum Besten geht. Du mußt dich ans Unglück gewöhnen, denn es gewöhnt sich an dich. Du weißt wohl, man rutscht nicht auf Sammetkissen ins Himmelreich hinein. Also, gehab dich wohl; grüße meine kranke Heilige. Ich führe dir dein Männlein über ein Kleines wieder zu.«

Epiphanie verneinte mit einer Bewegung ihres Hauptes, ohne zu antworten. »Was gilt die Wette,« rief der Alte, »ich bring' ihn dir, wenn du uns am wenigsten erwartest, und ich richt' euch eine Hochzeit aus, wie sie noch kein Berner Landvogt prächtiger gehabt!«

»Du bringst ihn nie wieder, Addrich; du nicht!« seufzte die Neuvermählte: »Es ist sein Loos gefallen, und das meinige mit dem seinen. O rede nicht vom alten Weibertrödel! Hast du den Gesang vergessen, den unsere Seherin zu meinem Geburtstage sang?« — Mit warnender Stimme fuhr sie fort:

„Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein.“

Addrichs Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten auf schreckhafte Weise, indem er den Kopf zur Brust niederhängen ließ. Endlich fuhr er rasch in die Höhe und rief: »Hat's der Satan aufs Quälen angelegt, muß ihm der Engel selbst die Pechpfanne füllen. Fort, fort, ich brauche meinen Verstand noch ein paar Tage oder Wochen; dann will ich wahnsinnig werden! — Ade, Faneli, ade!« Bei diesen Worten küßte er die Stirn der Jungfrau, drückte ihre Hand, ging davon und rief: »Mir nach, Fabian!«

Der Jüngling wollte seiner Freundin das Lebewohl sagen. Er konnte nicht reden. Beider Hände lagen fest in einander. Er lehnte seine Stirn an die ihrige. So standen sie lange schweigend da,

zitternd, thränenlos. Aenneli warf sich unter einer alten Eiche nieder, verbarg ihr Gesicht auf dem Erdboden im Grase und weinte überlaut. Sie hörten beide nichts vom mitleidigen Jammer des Mädchens.

„Laß Gott walten und die Welt unter uns vergehen!“ sagte Fabian: „Wenn dich auch mein Auge nicht sieht, bin ich doch allezeit mit dir beisammen. Uns kann nichts mehr von einander scheiden, nicht Welt, nicht Grab, nicht Gewalt der Hölle, nicht Ewigkeit. Der Allmächtige ist unser Vater, und seine Liebe hält uns mit gleichem Arm umfangen. Sei standhaft, du Tochter Gottes! Dein Schmerz ist ein Zweifel an seiner Weisheit.“

— Nein, o nein, kein Zweifel, Fabi, sondern der Wiederklang seiner unendlichen Liebe in meiner Brust, mit der ich lieben muß. Nur das Irdische in mir will verzagen; aber hat Er uns nicht das Herz gegeben, daß es blute, und das Auge, daß es weine? Laß mich bluten und weinen, denn ich stehe an deinem Sterbebett; ich bin nicht deine Schwester, deine Braut, dein Weib, sondern deine Wittwe. Fabi, ich bin betrübt bis in den Tod; wie reich muß der göttliche Freudenhimmel sein, wenn er die Bitterkeit dieses Augenblicks vergelten will!

„Leb' wohl, Fani!“ rief er vom Schmerze übermannt: „Foltern wir uns nicht länger. Bleib' Gott und mir getreu. Leb' wohl!“

— O Fabi, sage lieber, stirb: Im Sarge ist mein Wohlleben; nicht über der Erde. Fahre wohl, du theures Licht meiner Seele; nun wird es ewige Nacht. Ich bin noch nicht gestorben, und doch ist Alles schon Grab, und der Himmel nur Schutt über mir. — Wie Gott will, Fabi! Wer kann widerstreben? Seine Liebe ist unaussprechlich; aber wie kann das Vaterherz mir so unaussprechliches Wehe anthun? Ach, ich könnt' es nicht, auch dem größten der Sünder nicht könnt' ich's!

Nach einiger Zeit fuhr sie leise fort mit Ton und Geberde frommer Ergebung und Verzichtung: „Fahre wohl, Engel, hin zu den Engeln des Himmels; du siehst mich bald unter ihnen. Flieg' du mir, der Erste, droben entgegen an den Schwellen des Paradieses!“

Er küßte sie stumm. Sie wandte sich von ihm. Er ging oder taumelte einige Schritte ihr nach. Dann wandte auch er sich wieder zurück, um den entfernten Addrich zu suchen. Aber ihre Stimme rief wieder, und er blieb auf den ersten Laut festgebannt. Sie kam und schlug ihren Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn fest und sagte:

„Soll ich dich sterben lassen ohne den Abschiedskuß? Gib mir deine Augen, daß ich sie mit meinen Lippen zudrücke, ehe denn sie brechen. Und noch einmal will ich meinen tiefsten Seufzer auf diese deine rothen Wangen hauchen, ehe sie im Tode erbleichen wollen. Und sollt' ich undankbar dieses Mundes vergessen, aus dem mein Brudergeist athmete? — Armer Fabi! Lieber Fabi, weine nicht. Und wenn dich dein Himmel vergißt, Epiphanie vergißt dein nicht.“

Jede Stelle seines Gesichts ward küssend von ihr berührt. Dann betrachtete sie ihn noch einmal voll Zärtlichkeit und Verzweiflung, und nun erst ergoß sich ihr Jammer in einen Strom von Thränen. Schluchzend lag sie lange an seiner Brust. Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich; drehte sich, ohne ihn anzusehen, von ihm hinweg und ging, ohne einen Rückblick, in die Gebüsche zum Thalgrund nieder. Fabian, in gedankenloser Betäubung, wankte nach entgegengesetzter Richtung.

39.

Der Landtag zu Hutwyl.

In der Ferne stand Addrich wartend. Als der Jüngling zu ihm heran kam, erschrack er fast über dessen blasse und verstörte Miene; aber er empfing ihn ohne Anrede und ging schweigend mit ihm durchs Dorf, das heitere Kulmerthal hinauf. Erst da sie, nach einigen Stunden, jenseits der zerstreuten Hütten von Reinach und Menzikon, die felsige Anhöhe erstiegen hatten, wo sich im Vorgrund eine anmuthige Landschaft von niedrigen Thälern und umbüschten Hügeln ausfaltete und das Riesenbild der Alpenkette im Hintergrund vor ihnen aufsprang, hielt Fabian im Lauf an und sagte: „Ich bin zermalmt in meinen Gebeinen, und die Zunge ist wie ein trockener Scherben.“

Addrich antwortete: „Hinter den Baumwipfeln, drunten vor uns, siehst du die Thürme des Stiftes Beromünster. Da soll dich ein gutes Mittagsmahl erquicken.“

„Das ist's nicht, was erquickt!“ erwiederte Fabian und setzte sich vor einer einsamen Bergkapelle, neben der sie standen, auf die Steinbank an der Pforte derselben: „Warum Beromünster, Addrich? Wollten wir nicht über St. Urban, den Abt zu sehen?“

»Ich behalt' ihn für den Rückweg vor!« versetzte Addrich: »Jetzt will ich horchen, welches Lied hier zu Lande die Vögel pfeifen im Luzernergebiet. Fehlt's dem Christen Schybi, so ist Alles gefehlt; schlägt der Hagel in die Küche, schlägt er ins ganze Haus. — Bist du ermüdet, ruhe aus und folge mir bald. Ich geh' indessen voran in den Flecken und bestelle das Mittagsbrod.« Da Fabian nichts erwiederte, stieg der Alte den Berg hinab.

Fabian blieb auf der Bank und warf den Blick auf die Hochgebirge, welche über der vorliegenden Hügelwelt in der Luft zu schweben schienen; rechts die majestätische Pyramide des Pilatus, finster, wie eine breite Wetterwolke über den schwarzen Wäldern der Tiefe, links der Bergkönig Rigi, von dessen kahlem Rücken die Felslager schräg und streifig herabflossen, wie ein farbiger Talar, den er nachschleppt; inmitten beider die ätherische Silberstraße der Gletscher am fernen Himmel von Uri. Dies, und zu seinen Füßen die in leichten Hügeln und Thalungen wallende Landschaft, deren tiefes Grün der Nähe, je mehr es sich entfernte, in matte Perlenbläue zerrann, mahnte ihn an die ähnliche Fernsicht auf der Wampf, an die Augenblicke des höchsten Leidens und Entzückens, die ihm dort der Engel seines Lebens gegeben hatte. Diese Erinnerungen erweichten sein vom Schmerz erstarrtes Herz. Er rief Epiphaniens Namen und fand Thränen. Er überließ sich ohne Hemmung dem Ausbruch seines ganzen Jammers bis zur Erschöpfung; und fand erst in dieser wieder Ruhe, Stärke und die alte Entschlossenheit. Aber seine Ruhe glich der Stille einer Wüste, durch welche der Wanderer mit Verzichtung auf das Leben fortschreitet.

Der Südwind kühlte und heilte wehend seine brennenden Augenlieder. So ging er hinab zum Flecken Münster, dessen bescheidene Gebäude sich vor dem alterthümlichen, reichen Stift hinlagerten, wie Knechte vor ihrem Herrn, den sie mit Frohndiensten begütern. Addrich stand auf der übrigens menschenleeren Gasse, von einem Haufen horchender Bauern umringt, denen er mit heiserer Stimme die Nähe großer Ereignisse verkündete und Muth zu den äußersten Wagstücken predigte, damit Schweizerfreiheit siegreich in allen Gauen zwischen Alpen und Jura werde. Sobald er aber seines Reisegefährten ansichtig ward, brach er ab, und führte diesen ins Wirthshaus zur Mahlzeit. Das dunkle Zimmer füllte sich bald mit horch- und trinklustigen Gästen, die anfangs nur schweigend oder flüsternd die

beiden Fremden beobachteten, bald nach und nach lauter wurden, und, durch einzelne Flüche über das fette Kollegiatstift, Addrichs Aufmerksamkeit an sich zu locken suchten. Fabian beobachtete die Schreier wenig; er stürzte einen Becher Weins um den andern hinunter, sich zu betäuben. Addrich beachtete sie um so schärfer, er trank nur Wasser.

Auch bei Fortsetzung der Reise kümmerte sich Fabian wenig um das, was geschah. Addrich hingegen war von sechs bis acht rüstigen Männern begleitet, mit denen er abwechselnd Unterredung pflog. Ihre seltsamen, verschiedenen Trachten verriethen, daß sie aus sehr verschiedenen Gegenden des Landes gekommen waren. Die einen trugen kurze Wämmse, weite Fältelhosen, die andern große runde Filzhüte, lange rothe Röcke, rothe Westen, deren Schöße bis zu den Knien reichten, und die Schuhbändel mit breitem, rothgefärbtem Umschlagleder bedeckt; wieder Andere hatten den kleinen Strohhut mit rothen, grünen, gelben Bändern, die Näthe des Jäckchens mit bunten Schnüren verziert. Und, wie die Trachten, bezeichneten auch die Mundarten das Herstammen aus verschiedenen Thälern.

Der Weg ging über den Berg nach Sursee hinab und ohne Rast bis in die Nacht am kleinen, schilfigen Mauensee entlang, von Thal zu Thal über die Berge, bis zum Städtlein Willisau. Von Zeit zu Zeit zwar hatte Addrich bald diesen, bald jenen seiner Begleiter mit geheimen Aufträgen nach allerlei Richtungen versandt; aber mehr noch, als er verschickte, stießen unterwegs von verschiedenen Seiten wieder zu ihm. „Gelobt sei Jesus Christ!“ und „Grüß euch Gott, ihr Mannen!“ schollen die Grüße katholisch und reformirt durch einander. Der laute Handschlag erfolgte darauf von Mann zu Mann und die Losung Aller ward Hutwyl und Bundesversammlung. Addrich und Fabian fanden im engen Städtlein Willisau kaum Nachtherberge; so groß war das Gedränge der Leute, die aus allerlei Gegenden zum ausgeschriebenen Landtag herbeiströmten.

Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens war Addrich schon wach, und rüttelte er Fabian aus dem Schlafe. Den Alten hatte die Gegenwart des verhängnißvollen Tages, die Nähe entscheidender Schicksale, um einige Jahrzehnde verjüngt; den Jüngling hinwieder die Gewalt der Erfahrungen, die in den letzten Tagen sein Gemüth erschüttert, um einige Jahrzehnde ernster gemacht.

So schritten sie, in entgegengesetzten Stimmungen, durch die

schlafenden Gassen der Stadt und durch das gethürmte Thor hinaus. Ein Waldkranz von Bergen und Hügeln umfing sie, deren Fuß die Wellen der eilenden Wigger netzten. Links leuchteten goldbraun die Tannen auf der Spitze des finstern Williberges; rechts im ersten Sonnenstrahl, vom schroffen Schloßhügel herab, die Trümmer der alten Zwingherrnburg Castelen, deren hohes, viereckies Gemäuer röthlich aus dem Schoose eines hohen Buchenhains hervorstieg. Der Weg schlängelte sich durch stille Waldthäler zwischen schattigen Hügeln. Das Auge endeckte nur selten, an den Abhängen der Anhöhen, eine einsame Bauernhütte, mit Schindeln bedeckt, von rohbehauenen Tannenstämmen erbaut, denen Luft und Wetter die graue Farbe der Demuth, als Zeichen innen wohnender Dürftigkeit, gegeben hatte. Schon das Aeußere verkündete, daß dem Vieh und dessen Futtervorrath der größere Raum des Gebäudes angehörte, während der menschlichen Familie ein enges Gemach mit Bett und Ofen, als Schlafkammer, Küche und Wohnung zugleich, genügen mußte.

Nach einigen Stunden endlich traten die Wanderer aus den Wäldern hervor in eine weite sonnige Ebene, in die Almend des Städtleins Hutwyl, welches sich im Hintergrund, wie ein grauer, verwitterter Schutthaufen, erhob; links und rechts schwoll die Thalung, welche vielleicht in der Urzeit Bodenfläche eines kleinen Landsees gewesen, zu anmuthigen Hügeln auf. Einzelne Schwärme von Bauern standen zerstreut in den Wiesen umher; andere kamen aus Hutwyl hervor, andere zogen aus verschiedenen Richtungen erst dahin. Wenn man aber aus der Tiefe, wo sich der wilde Langletenbach in die Sandfelsen eingegraben hat, zu den wenigen Gassen und hölzernen Häusern des Städtchens hinanstieg, fehlte es der Menschenmenge fast an Raum, sich zu bewegen. Wohl nie, seit Erbauung des Ortes, war eine so große Zahl Volks aus allen Gegenden der Eidsgenossenschaft hier gesehen worden, und Fabian fürchtete nicht ohne Grund den allgemeinen Zusammensturz der Gebäude. Denn diese, von auf einander liegenden Baumstämmen errichtet, ruhten mit ihrem Stockwerke und dem Schindeldache nur auf hölzernen Pfeilern gegen die Straße. Zwischen dem Erdgeschoß mit der Hausthür, und den Pfeilern, bildete der Raum eine Art Halle oder niedriger Laube.

In eines dieser Gebäude, welches sich, als Gemeindehaus, nur durch seine Größe von den übrigen unterschied, wurde Addrich von einem seiner Bekannten geführt, dem er zufällig begegnet. Vor dem

Hause hielten sechs Hellebardirer Wacht. Erst nach besonderer Meldung, auf welche ein wohlgekleideter Landmann aus dem Hause erschien, ward der Eintritt für Addrich gestattet, aber Fabian zurückgewiesen.

In einem langen, niedrigen Saale, aus dessen Mitte ein hölzerner Pfeiler die Decke unterstützen half, sah Addrich mehrere wohlbekannte und fremde Gesichter um einen wohlgekleideten Herrn versammelt, der in gebrochenem Deutsch zu ihnen sprach. Addrichs Ankunft unterbrach einige Augenblicke das Gespräch; denn Klaus Leuenberg, Adam Zeltner, der Untervogt, der greise Ulli Galli, auch Christen Schybi von Escholzmatt und sein Gefährte Stürmli aus dem Entlibuch traten dem Kommenden mit Gruß und Handschlag entgegen, und verdeuteten, mit einiger Wichtigkeit in der Miene, daß man eben mit dem Geheimschreiber des französischen Botschafters, Herrn de la Barde, Marquis de Marolles, im Verhandeln begriffen sei.

Sobald die Stille hergestellt war, nahm der Franzose, der sich indessen die breite mit den feinsten Spitzen umsäumte Halskrause über die Achseln gezupft hatte, den Faden der Rede wieder auf, und sagte: „Meine Herren, ich habe eure Resolution vernommen. Sie scheint mir sehr loyal, aber mit eurer Erlaubniß, nicht politisch zu sein. Ihr begreifet leicht, daß bei allem Wohlwollen des Herrn Ambassadeurs für euch, er, in seiner offiziellen Note, unmöglich der Tagsatzung der dreizehn Orte Dementi geben konnte. Ihr werdet nicht zweifeln, ich kenne den Inhalt der Depesche, die ich überbringe. Der Herr Marquis räth darin ostensibel von aller Gewalt und Revolte ab, und er ermahnt, wie er in seiner Position muß, zu einem billigen Vergleich mit euern Herren und Obern. Wollet ihr nun erst den Brief vor den tausend Leuten erbrechen, die ich hier im Städtlein zusammenlaufen sehe, so wird die Vorlesung den übelsten Effekt produciren. Man wird am guten Willen des Herrn de la Barde zweifeln, und ihr macht euch, wie ihm, den Weg zur Intervention und Mediation Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, unmöglich.“

Leuenberg, nach einer höflichen doch leichten Verbeugung, erwiederte: „Die großmüthigen Absichten und Gesinnungen des Herrn Ambassadoren, wie Ihr sie uns eröffnet, sind der höchsten Ehren werth. Jedennoch sind wir pro tempore nur Sprecher des Volks, nicht dessen Häupter. Wir dürfen und sollen vor demselben keinerlei Geheimniß halten; können ohne dessen Willen auch nichts verrichten, noch ohne dessen Vollmacht etwas verfügen.“

„Mais pourtant, Messieurs!" fiel ihm der Gesandtschaftsschreiber in die Rede: „Ihr seid hier zu Lande wunderliche Leute. Seid ihr die Sprecher, so seid ihr die Häupter; denn in aller Welt ist der Mund immer am Kopf. Kurz, meine Herren, reflektirt über die Sache. Es ist eure Affaire, und nicht die des Ambassadeurs."

Hier nahm Schybi das Wort und sagte: „Es ist auch nicht unsere, sondern des Volkes Sache, darum muß die Gemeinde entscheiden. Im Uebrigen aber scheint der Herr Ambassador doch, wenn ich Euch ganz verstanden habe, einzugestehen, daß das Recht auf unserer Seite sei?"

„Und gesetzt nun, es wäre?" entgegnete der Gesandtsschaftsschreiber etwas verdrießlich: „Das ist schon besprochen. Ihr repetirt kontinuirlich das alte Lied, und die Diskussion erreicht kein Ende. Wenn das Recht immerdar siegte, wären keine Armeen, keine Flotten, keine Festungen nöthig auf Erden."

„Ihr wollt' sagen," fiel Leuenberg ein, „das Recht muß Speer und Schild führen, und an seiner Seite die Stärke sehen. Wohlan, zweifelt nicht, der Arm unseres Volkes ist gewaltig genug, sein Recht zu behaupten."

„Tout doucement!" rief der Unterhändler: „Wenn Recht und Stärke Alles wären, würde kein Stier mehr zur Schlachtbank geführt werden. Der Stier hat heiliges Recht zum Leben und größere Stärke, als der Mensch. Klugheit aber wirft ihm das Seil um die Hörner. Versteht ihr mich?"

Der Untervogt von Buchsiten erhob nun die Stimme und sagte: „Ihr Herren, der Fall ist einfach und klar. Wir sollen uns den Rücken sichern, es laufe ab, wie es wolle. An der Gerechtigkeit unserer Beschwerden zweifelt der Herr Ambassador nicht; aber, als königlichem Botschafter an die Eidsgenossenschaft steht ihm nicht zu, dies offiziell zu erklären. Dürfen wir auf seine und seines Königs mächtige Verwendung für uns rechnen: ich frage euch, warum sollen wir sie muthwillig oder stolz zurückstoßen? Warum nicht morgen vor dem versammelten Volk darauf antragen, daß man Ausschüsse nach Solothurn zum Herrn de la Barde schicke, seine Dazwischenkunft zu erbitten? Meinst du nicht, Mooser?"

Bisher hatte Addrich den französischen Gesandtschaftsschreiber mit unverwandten Blicken beobachtet, der in seiner glänzenden, zierlichen Hofkleidung neben den Schweizerbauern so sehr, als von ihrem ehrbarsteifen Wesen durch seine Beweglichkeit abstach. Bald schnellte er

mit den Fingern ein Stäubchen vom knappen, schwarzseidenen Wamms, auf dessen glänzendem Grund man große Blumen, Ranken und andere Gestalten eingewebt sah; bald fuhr er mit der Hand spielend über die dichte Reihe der kleinen, goldenen Knöpfe des Gewandes nieder; bald drehte er an den Brillantringen der Finger, bald am silbernen Degengriff von durchbrochener und getriebener Arbeit; bald schlug er die über die Finger gefallenen köstlichen Spitzen der Handkrausen über den Untertheil des Aermels zurück. Eben so beweglich war sein lauersamer Fuchsblick und das Geberdenspiel seines falben zusammengeschrumpften Gesichts, über welches in einer Reihe von Jahren so viel Leidenschaften ihren Weg genommen zu haben schienen, daß man in den zurückgelassenen Fußstapfen derselben keine einzige mehr mit Bestimmtheit unterschied.

„Fragst du mich?“ sagte Addrich zu Adam Zeltner gewandt: „Dir ist's schon um den Kopf bange, daß du ihn in Sicherheit bringen und unter den Mantel des Ambassadoren verstecken willst. Wer im Hausstreit den Fremdling zum Vermittler anruft, macht den Fremden zum Herrn im Hause und verkündet seine Furcht und Schwäche. Die alten Eidsgenossen, wenn es Freiheit galt, hatten keine Vermittler bei Morgarten und Sempach, als ihren Gott und ihr Schwert. Thor, meinst du, wenn Völker mit Obrigkeiten rechten, die Könige werden ihres Handwerks vergessen und den eigenen Unterthanen und Sklaven mit den Laternen voranzünden, wo sie Freiheit suchen sollen? Oder glaubst du, der König und sein Botschafter haben nicht schon den Herren zu Bern und Luzern, Solothurn und Basel, eben so höflich, als uns, die Hand zur Vermittelung angeboten? Fürwahr, keiner verkauft schlechte Waare theurer, als ein Fürst. Der König von Frankreich will zwischen Herren und Bauern vermitteln, um über beide die Hand zu schlagen. Den Herren legt er güldene Ketten und Ordensbänder um den Hals, uns ein hänfenes Seil; dann hat er vermittelt und singt ein Te Deum über das verrathene und betrogene Schweizerland.“

Der Geheimschreiber des französischen Botschafters horchte kopfnickend und Beifall lächelnd der Rede des heisern Alten und sagte: „Parbleu, Messieurs, dieser alte, gute Mann hat nicht übel gesprochen und meint es redlich. Nur in einer seiner Prämissen ging er irre. Die wahre Politik der Herren Schweizer ...“

„Mit Erlaubniß,“ unterbrach ihn Addrich höflich: „die Politik

der Schweizer besteht allein im schlichten Muth, Recht zu thun und dann Niemanden zu scheuen. Wir haben zu grobe Fäuste für die spinnenfeinen Gewebe der politischen Arglist. Hier ist unser Vaterland, da wollen wir uns frei betten und so gut wir's vermögen, und hat uns Niemand einzureden, er trage eine Kappe oder eine Krone. Wer anders thut und fremde Macht anruft, treibt Hochverrath.«

»Richtig! Par Dieu, was sag' ich anders?« antwortete der Geheimschreiber: »Nur beliebt eines Umstandes nicht zu vergessen. Frankreich ist der erste Bundesgenoß der hochlöblichen Eidsgenossenschaft, und diese hat, im Fall der Noth, das Recht, den Beistand des Königs, meines Herrn, anzurufen. Gesetzt, der Beistand würde gefordert; der König ließe seine Truppen in die Schweiz einrücken; ihr hättet versäumt, euch mit dem Marquis de Marolles in Einverständniß zu setzen, um von dieser Seite eure Rechte zu sichern; gesetzt . . .«

»Alles gesetzt,« rief Addrich, »so ist Hochverrath gesetzt, und dessen sind die Städte noch heut' so fähig, wie vor zweihundert Jahren, da Zürich die Oesterreicher und Franzosen ins Land rief.«

Der Franzose lächelte und nickte ihm wieder Beifall, zog dann aber bedenklich die Augenbraunen weit in die Höhe, und sagte: »Man muß jede Möglichkeit in Rechnung bringen. Wie nun aber, wenn? Zum Exempel, wenn Frankreich sechszigtausend Mann an eure Grenzen schickt, was wird dann das Ende sein?«

Addrich sagte mit seinem hämischen Grinsen: »Frage der Herr doch in St. Jakob nach; oder vielleicht wird er selbst am besten wissen, wo seine Landsleute dort begraben liegen.«

Der Abgeordnete des Herrn de la Barde machte mit komischem Anstande eine Verbeugung ringsum; hob sich dann plötzlich, warf sich stolz in die Brust und sagte mit warnender Hoheit: »Ihr Herren, ich geb' euch Bedenkzeit bis morgen. Bleibt ihr bei euerm Sinn, so wird das Schreiben des königlichen Ambassadeurs vor dem ganzen Volke verlesen. Ich wasche meine Hände in Unschuld.«

Damit schritt er durch die Versammlung und verließ, nach kurzem, trockenem Umhergrüßen, den Saal. Adam Zeltner und einige Andere sprangen ihm nach, ihm mit Höflichkeit das Geleit zum Wirthshause zu geben.

Der ganze Morgen verstrich unter lärmenden und fruchtlosen

Berathungen über die Anträge der französischen Gesandtschaft. Nachmittags wurden Gesandte der Stadt und Republik Bern angemeldet und vor dem Ausschuß des Landvolks angehört; doch hatten sie eben so wenigen Erfolg von ihrer Beredsamkeit, als der Bote des Marquis de Marolles. Diejenigen von den wortführenden Landleuten, welche vielleicht aus Klugheit oder Furcht am aufrichtigsten im Herzen eine Versöhnung mit den Regierungen wollten, schwiegen, um nicht vor dem Volke als feige Männer oder selbstsüchtige Verräther der großen Sache zu erscheinen. Eins hätte ihnen, wie das andere, lebensgefährlich werden können. Die Uebrigen sprachen gegen alle Vorschläge zur Aussöhnung desto lauter, entweder weil sie von der Gerechtigkeit der allgemein in den Landschaften geführten Beschwerden überzeugt waren, und den süßen Verheißungen der Städter mißtrauten; oder weil es ihrem Ehrgeiz behaglich war, als Sprecher des Volks ihren bisherigen Gebietern mit einer Art Gleichheit des Ranges gegenüber zu stehen und, statt ehemaliger Geringschätzung, Achtungsbezeugungen und Höflichkeiten zu erfahren.

Die abgeordneten Patrizier des bernischen Senats hinwieder konnten sich um so weniger überwinden, selbst nur im Aeußerlichen das Mindeste von der Rolle geborner gnädiger Herren und Obern fahren zu lassen, da man ihnen eben das Recht dazu streitig machen wollte. Auch mocht' es ihrer Klugheit unangemessen dünken, die Würde einer oberherrlichen Stadt durch eine Art furchtsam-traulicher Annäherung gegen Unterthanen, oder gar durch schmeichelnde Worte gegen Rebellen bloszustellen. Ihr vornehmes Sichherablassen beleidigte nun aber das stolze Selbstgefühl der Landleute weit empfindlicher, als die sonst übliche väterliche Sprache der Herren; und die Drohworte eines Senats, der inner seinen Stadtmauern nur die eigene Vertheidigung rüstete, mußte wenig Eindruck auf Leute machen, die sich vom Arm und Muth vieler Tausende ihres Gleichen geschützt sahen.

So geschah sehr natürlich, daß die Unterhandlung, welche den Bruch zwischen Obrigkeit und Unterthanen ausgleichen sollte, ihn nur erweitern konnte. Kleinliche Privatschwächen, unbedeutende Nebenrücksichten und armselige Vorurtheile derer, die über Völkerschicksale verhandeln, entscheiden gar gewöhnlich weit mehr zum Unheil und Verderben, als die Hauptsache, um die es zu thun ist.

Niklaus Leuenberg führte das Wort mit größerer Gewandtheit

und Würde, denn die bernischen Abgeordneten von einem Manne seines Standes erwartet hatten. Sowohl die Gemeinden des Landes, als auch der Senat der Stadt, betrachteten ihn, wie das Haupt der gesammten, großen Bewegung. Auch war er es selbst gewesen, der in einem Schreiben die Regierung ersucht hatte, Gesandte zum Landtag nach Hutwyl zu schicken, um lieblich mit ihnen das Friedenswerk zu berathen. Ja, er hatte dazu sogar die Männer bezeichnet, welche dem Volke besonders angenehm sein würden, und neben denselben auch zwei Geistliche der Stadt. Aber die steif-fromme Beredsamkeit der Gottesgelahrten, welche die Sünde der Empörung mit Bibelstellen zu beweisen und in ihrer schweren Verdammlichkeit zu schildern bemüht waren, verfing bei den Trotzköpfen so wenig, als die gebietende Sprache der weltlichen Herren, die keine andere Vollmacht zu haben schienen, als Gnade und Verzeihung anzubieten.

Mit höflich-scheuem Achselzucken und bedauerndem Tone erklärte ihnen Leuenberg zuletzt, einen Antrag, wie diesen, müßten die Herren des Raths und der wohlehrwürdigen Geistlichkeit den versammelten Ausschüssen des ganzen Volks selbst thun. Der Aufstand sei nicht Sache und Werk einiger Personen, sondern eines großen Theils der Nation. Weder er, als Obmann, noch einer der im Saale Anwesenden, hätten das Recht, im Namen der Tausende Begnadigung zu verlangen oder anzunehmen, noch Macht, das Volk zur Sinnesänderung zu zwingen. Man müsse das öffentlich im freien Felde verhandeln.

Einer der bernischen Rathsherren konnte sich, bei dieser Erwiederung, des aufwallenden Zorns nicht erwehren, drückte das Baret tiefer über die Stirn und sagte: „Nun denn, in Gottes Namen, so muß die Sache im freien Felde abgethan werden; aber nicht, wie ihr meint, mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte. Warum habet ihr uns frecherweise hierher gelockt, wenn ihr keine Vollmacht hattet, Namens eürer rebellischen Spießgesellen mit uns zu handeln? Warum stellet ihr euch vor unser Angesicht, wenn ihr ohne Auftrag dastehet? Was haben wir mit einem aus allen Winkeln zusammengelaufenen Volk zu schaffen, darunter auch die Angehörigen Solothurns, Basels und Luzerns sind, denen wir nichts anzubieten und die nichts von uns zu begehren haben? Stadt und Republik Bern will und kann großmüthig nur ihren eigenen meuterischen Unterthanen, nicht jenen fremden, Gnade für Recht widerfahren

lassen. Ja, Gnade für Recht! Euer Aufruhr besudelt den Schweizernamen mit ewiger Schmach. Und wenden wir euch den Rücken, so wendet die Barmherzigkeit selbst ihn auf immer.«

Die Landleute blieben nach dieser donnernden Anrede still und etwas betreten; selbst Leuenberg. Nur Addrich lächelte bitter und sagte: »Wohlgethan! Wendet den Rücken; wir verlangen diese Barmherzigkeit nicht, die uns zur Verzweiflung getrieben hat. Wir begehren, versteht es wohl, berichtet es euern Herren wohl, wir begehren keine Gnade! Ihr aber wollet lieber gnädige Herren sein, als gerechte Herren, weil ihr bei der Gerechtigkeit den Kürzern zöget, aber bei der Gnade willkürlich fahren könnet. Gott sei dem Volke gnädig, das ein paar Hundert gnädige Herren füttern muß!«

»Schamloser Gesell, wer bist denn du?« schnob ihn der Rathsherr mit zornrothem Gesicht an.

Addrich erwiederte ganz kalt: »Ein Schweizer, wenn auch nicht von der Berner Falschmünzerei, dennoch vom alten Schrot und Korn.«

»Pack dich, eisgrauer Lügner!« schrie der Rathsherr: »Du Strolch hast nie ein Vaterland gehabt!«

»Wer trägt die Schuld,« entgegnete Addrich, »wenn, außer in den Urkantonen und Hauptstädten, die übrigen Schweizer alle ohne Vaterland sind? Ihr, gnädige Herren, ihr habt sie heimtückisch darum betrogen, und ihnen in eurer Gnade nichts, als Obdach, Aecker und Geräth gelassen, für euch frohnen zu können. Soviel mußtet ihr natürlich auch dem Vieh im Stalle lassen, von dem ihr Milch verlanget. Die Schweizer fordern ihr Vaterland wieder, das ihr in euern Stadtbann zusammengeschnürt habt. Ihr ließet uns nur ein Geburtsland, das der Sklav in Algier auch hat, der unter der Geißel des Guardians ohne Recht, ohne Willen, seinem gnädigen Herrn mit Zittern das Feld baut. Wir verlangen Vaterland und Vaterlandsrecht, nicht eure Barmherzigkeit und eure Gnade.«

»Will's Gott,« rief der Rathsherr, »seh' ich dich nach dieser Gnade noch auf den Knien wimmern.«

Addrich drehte ihm stolz den Rücken hin und sagte mit lauter Stimme, über die Achseln zurückblickend: »Es wünscht Mancher wohl Herrgott zu werden, eh' er ins Irrenhaus kömmt.«

Nicht minder durch diese blutige Beleidigung, als durch das halbverbissene Lachen der anwesenden Bauern empört, brach die Gesandtschaft schnell auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern,

und ohne Gruß. Leuenberg sprang den Davoneilenden zur Thür nach, um sie zu besänftigen. „Lasset euch," sagte er, „durch das lose Maul dieses Alten nicht vom heilsamen Friedenswerk abwendig machen. Er ist ein Igel, und sticht, wo man ihn anrührt."

„Wir haben mit euch nicht länger zu verkehren!" ward ihm zur Antwort: „Setzen wir den Fuß in den Steigbügel, wird eure Unterwerfung zu spät."

Kaum hatten die Berner Gesandten Hutwyl verlassen, wurde dem Ausschusse des Landvolks im Rathhause die Ankunft eines Boten der eidsgenössischen Tagsatzung verkündet, welche zu Baden im Aargau wegen der obwaliendem Unruhen versammelt saß. Es war der Untervogt von Baden. Er trat mit sichtbarer Aengstlichkeit und kleinstädtischer Höflichkeit in den Saal, wo Leuenberg ihn mit noch etwas stolzerer Haltung, als zuvor die Herren von Bern, empfing. Der Untervogt überreichte unter tiefer Verbeugung das Patent der eidsgenössischen Tagherren.

„Morgen mag das Schreiben an versammeltem Landtag verlesen werden," sprach Leuenberg, „und Ihr werdet Antwort empfangen. Unterdessen, Herr Untervogt, soll Euch geziemende Nachtherberge und Verpflegung angewiesen werden. Ich hoffe, Ihr sollet nicht zu klagen haben."

Mit diesem kurzen Bescheid ward der Untervogt entlassen, welcher unter Rebellen kaum eines so milden Empfangs gewärtig gewesen sein mochte.

40.

Des Landtags Ende.

Addrich beschloß sein Tagewerk mit rastloser Thätigkeit erst nach Mitternacht. Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Ungeduld wieder und das Getöse der im Städtlein umherwogenden Volksmenge. Schwer erhob sich Fabian neben ihm vom Lager und verwunderte sich über die seltsame Heiterkeit des Alten und das Fröhlich-Leichte in dessen Bewegungen.

„O, du sollst mich noch anders sehen!" erwiederte Addrich: „Ich bin, wie die Seemöve, welche verbannt zwischen den Klippen des Meerufers hausen muß: ihr Element ist der Sturm. Laß mich

ungestört meine Flügel zwischen Wolken und Wogen schlagen, im Aufruhr der Dinge.«

»Nur allzugut gesagt!« entgegnete Fabian: »Vergiß nicht, daß die beweglichen Wogen das Volk sind, heut' wüthend, morgen lachend; daß die Obrigkeit, wie die Wolke, Blitze trägt.«

»Und wenn nun das!« sagte der Alte, indem er das Fensterlein gegen die Straße öffnete und mit Lust in das Getümmel der Leute hinab sah: »Was steht zu fürchten? Der Mensch kennt das Ziel seiner Tage nicht, aber das Ziel seines Willens. Ich möchte Ketten brechen; ich möchte Unsinn entthronen; ich möchte Rechte und gesunde Vernunft in die thiergewordenen Ebenbilder Gottes heimbringen. Ist das nicht Etwas, des Sterbens oder Lebens werth?«

»Brechen wir ab davon!« sagte der Jüngling: »Wir werden uns nie verstehen. Auch bin ich ohne Willen hier, weil ich Laban um Rahel diene. Für mich bleibt Alles bloßes Schaugericht.«

»Und du wirfst mir damit kein Katzenhaar in die Suppe!« entgegnete ihm Addrich: »Die Karte schlage mir zuletzt ein, oder nicht, Bursch, das Spiel selbst macht die wahre Lust aus. Wenn ich mir die Seligkeit des Schöpfers denke, so seh' ich sie bloß in der allwirkenden Gewalt, die eine Welt baut. Ich will eine neue Welt bauen; darum muß Zerstörung des alten Wracks vorangehen. Mich belustigt die thurmhohe Klugheit des Leuenbergers und seiner vielweisen Rathgeber, welche an den Schleusen des breiten Stroms vorsichtig zupfen, um ihre kleinen, dürren Matten ein wenig zu wässern. Durchs Maulwurfsloch aber bricht die Ueberschwemmung herein. Jetzt ist das Dämmen zu spät! — Komm, Fabian, erst zum Imbiß, dann zum Acker. Heute soll die Saat eingeegt werden. Verliere mich nicht aus den Augen, denn mir stehen Geschäfte vollauf bevor; ich kann mich nicht um dich bekümmern.«

Sie gingen, und nach flüchtig genommenem Morgenessen eilten beide hinaus, und verloren sich im Gewühl.

Es war früh um fünf Uhr. Alles strömte fort in die weite Almend, sobald die Sonne hinter den buschigen Höhen hervorblitzte. Unzählige Volksmenge war aus den Thälern der benachbarten Kantone gekommen, Zeugen des Schauspiels zu werden. Sie lagerte im weiten Halbkreis am Hügelrain. Tiefer im Wiesengrunde sammelten sich die Volksausschüße von den Landschaften, die längs der Aare, von deren Ursprung bis zur Ausmündung in den Rhein, längs den Ufern der

Emmen und Reuß gelegen sind, oder die in den Hochgebirgen des bernischen Oberlandes in der Nähe der Eisberge wohnen. Es waren dieser Abgeordneten zur großen Landsgemeinde nicht weniger als dreitausend Männer, abweichend in Mundart, Sprache, Sitte, Landestracht und Kirchenglauben; aber insgesammt von starkem, kräftigem Schlag und trotzigem Ansehen. Der Anblick dieser zahlreichen Haufen erhöhte Muth und Stolz jedes Einzelnen. Sie grüßten untereinander brüderlich, ohne einander zu kennen, mit Ruf und Handschlag; fragten um die Lage ihrer gegenseitigen Heimathen und deren besondere Beschwerden und Lasten. Alle hatte verschiedenartiger Druck ihrer Vögte und Regierungen, und einerlei Begierde nach Freiheit durch gemeinsamen Beistand, zusammengeführt.

Endlich sah man vom Städtlein daher einen neuen Zug langsam gegen die Almend rücken. Es war Niklaus Leuenberg, welchen man, seit dem Tage von Summiswald, den Bundesobmann, so wie die Ausschüsse der Landschaften Bundesgenossen hieß. Er erschien in einem rothen Kleide, stattlich und mit höherer Sorgfalt angethan. Vor ihm her schritten sechs Trabanten, mit Hellebarden; ihm nach zog ein Gefolge ausgewählter Sprecher der Kantone. Das feierliche und Ernste seiner Haltung schien den Landleuten keineswegs mißfällig, wiewohl er nur ihres Gleichen war. „Meinst du nicht,“ sagte ein Entlibucher zu einem vom Läberberg, als der Obmann vorüberging und die Reihen der Männer ihr Haupt ehrerbietig entblößten: „Gelt, man kann wohl aus Bauernteig einen so guten Schultheißen von Luzern oder Solothurn kneten, als aus Junkernteig der Städte, und ist dannzumal doch hausbacken und Landesgewächs.“

Leuenberg bestieg eine erhabene Erdbühne, die oben abgeplattet, und für ihn und sein Gefolge mit Stühlen und einem schwarz behangenen Tisch versehen war. Er selbst nahm den obersten Platz ein; ihm zur Rechten und Linken saßen vier Schreiber. Die Hellebardenträger umringten seinen Stuhl. Dicht neben diesem ward ein hoher Spieß aufgepflanzt, an welchem, statt des Schmucks, zwei jener bei Wangen erbeuteten Granaten aufgehangen waren, die von Bern ins Schloß Lenzburg hatten geschickt werden sollen. „Schaut her!“ rief einer der Trabanten mit gewaltiger Stimme; und im weiten, beweglichen Kreise der Tausende, die den Hügel umringten, ward Todesstille: „Schaut da! Das ist der süße Wein, den man uns hat einschenken wollen!“

Dumpfes Gemurmel, Hohngelächter, dann verworrenes Geschrei scholl aus dem Ring der Landsgemeinde herauf: „Es wären ja nur die leeren Becher; man müsse sie mit siedendem Pech füllen; die Landvögte und Junker sollten sich daran satt saufen genug bekommen; mehr, als genug!“

Dreimal rief der Herold den nämlichen Spruch und eben so oft machte das Jauchzen der Versammlung den Wiederhall. Nachdem es still geworden, erhob sich der Obmann von seinem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, begrüßte in feierlicher Anrede die Versammlung der „edeln, mannhaften, treuen, lieben Bundesgenossen“, und schilderte die Wichtigkeit dieses Tages, der für des gesammten Vaterlandes „Freiheit, Ehre und Wohlfahrt“ den spätesten Enkeln heilig bleiben würde. Dann sprach er, mit Anführung vieler biblischen Stellen, vom Widerstand und Hochmuth der Städte und von der Arglist ihrer Verheißungen, womit er den Uebergang zu den Geschäften des Tages machte. Diese begann er, indem er durch seinen Schreiber Brömer eine beträchtliche Anzahl aufgefangener Briefe laut und öffentlich ablesen ließ. Man vernahm daraus einerseits von der furchtsamen Verlegenheit der regierenden Städte, anderseits von ihrer unwiderstehlichen Lust, eine schwere Rache an den rebellischen Bauern zu üben. Hier war den Landvögten, besonders in gemeinen Herrschaften und freien Aemtern, befohlen, glimpflich und hold mit den Landleuten zu fahren; dort, sich jedes Verdächtigen auf alle Weise, durch List und Gewalt, Recht und Unrecht zu obrigkeitlichen Handen zu bemächtigen. Hier ward von kriegerischen Rüstungen zur Unterjochung des Volks, dort von Mitteln zu Versöhnung desselben gesprochen. Man erfuhr selbst Näheres von Entwürfen der Tagsatzung zu Baden, den großen Aufstand durch Waffengewalt aller Eidsgenossen zu dämpfen; und von allen Richtungen zugleich in die empörten Gegenden einzudringen. General Zweyer von Uri sollte mit Urnern, Unterwaldnern und Kriegsvölkern des Abts von St. Gallen die Stadt Luzern, die Bergpässe zwischen Entlibuch und Unterwalden, ferner mit Schwyzern und Zugern die Stadt Sursee und die Päſſe des obern Frei-Amts besetzen; General Wertmüller von Zürich das untere Frei-Amt mit Glarnern und Appenzellern decken, an der Spitze der Schlachthaufen von Zürich, Schaffhausen und St. Gallen aber in den untern Aargau eindringen; die Mühlhauser und Basler sollten über den Jura heranziehen, während von Abend her General Erlach von

Bern mit den Waadtländern, Wallisern, Freiburgern und Solothurnern gegen den obern Aargau vorrücken sollte.

Doch schon in diesen vorgelesenen Briefen ward, neben dem alten, reichsstädtischen Stolz, die Unbehilflichkeit der schweizerischen Herren und Obern, das Unzusammenhängende ihrer Maßregeln, die gegenseitige Scheelsucht und Gehässigkeit sichtbar, und wie bei Allen nur der Vorsatz im Hintergrund lag, sich selber mit den eigenen Unterthanen, so gut es gehe, abzufinden, und für andere Orte und Städte so wenig als möglich zu leisten.

Daher thaten die Briefe, als sie das Volk hörte, vollkommen die Wirkung bei demselben, welche Leuenberg vermuthlich beabsichtigt hatte. Man spottete, lachte und sah das große Spiel durch Zwietracht und Schwäche der Gegner schon halb gewonnen. Um die Wirkung zu verstärken, erzählte Leuenberg mit lauter Stimme, wie die Tagherren zu Baden ihre Rechnung ohne Wirth gemacht hätten; wie das freie Volk in den Bergen Graubündens schon erklärt habe, man werde wohl zur Befreiung, nie aber zur Unterjochung des Landmanns Hand bieten; wie die Stadt Basel in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr Meisterin sei; wie dem Rath von Solothurn die Lust zu kriegen vergangen wäre, als er rings um die Stadt und in allen Ämteien die wieder ihn drohenden Volkshaufen erblickt hätte; wie die Herren zu Freiburg zweitausend Mann aufgeboten und wieder entlassen hätten, vielleicht weil ihnen recht wäre, den Stolz der Herren zu Bern ein wenig gedemüthigt zu wissen; wie Schaffhausen und St. Gallen zwar Alles versprächen, aber nicht geneigt wären, etwas mehr, denn eidgenössische Redensarten auf Papier zu liefern.

Nach dieser Vorbereitung ward der Summiswalder Landesbund dem versammelten Volk abgelesen. Es herrschte die tiefste Stille. Die Urkunde begann unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit und gab dann zu erkennen: Es solle der alte Bund der ersten Eidgenossen verjüngt werden, zu Abthuung aller Ungerechtigkeit, also daß zwar den Herren und Obrigkeiten, aber auch den Bauern und Unterthanen verbleiben solle, was jedem gebühre. Der Bundesleute Recht sei zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut, doch ohne Nachtheil der Religion. Die Angehörigen jedes eidsgenössischen Standes hätten für sich selbst mit ihren Obrigkeiten zu handeln; entständ' aber Streit mit diesen, sollen die Unterthanen nicht durch Eigenmacht ihr Recht verschaffen, sondern der Volksbund müsse entscheiden. Würden die Obrig-

keiten hingegen fremdes oder einheimisches Kriegsvolk zur Unterdrückung des Bundes herbeiführen, solle man einander tröstlich mit aller Macht gegen die Unterjocher beispringen; desgleichen auch, sobald nur ein einzelner Angehöriger des Bundes, und zwar des Bundes wegen, an Leib, Gut und Leben geschädigt werden würde. Kein Theil der Bundesgenossen könne sich, ohne Einstimmung Aller, mit seiner Regierung aussöhnen und Frieden schließen. Würde aber ein Bundesgenoß vermessen genug sein, wider den Bundesschwur zu reden oder zu handeln, solle man den Frevler als meineidigen, ehrlosen Verräther abstrafen. Alle zehn Jahre werde der Bund mit dem Schwur erneuert.

Nach diesem wurden in einem langen Verzeichniß diejenigen Aemter und Herrschaften der verschiedenen Kantone namhaft gemacht, welche dem festen Bunde schon beigetreten waren.

Während dessen lächelte Addrich, der hinter des Obmanns Stuhle stand, etwas tückisch vor sich hin. Er hatte, wie schon bei der Berathung im Moos, auch bei der Berathung in Summiswald gegen die abenteuerliche Ausgestaltung des Bundes gearbeitet, welche vorzüglich aus Leuenbergs Gehirn hervorgetreten war. Er hatte mit scharfem und richtigem Blick die Unhaltbarkeit eines Vertrages durchschaut, der die Unterthanen zu Aufsehern und Richtern ihrer Obrigkeiten erheben wollte, beide Theile in ewigen Widerspruch und Krieg stürzte, und nothwendig entweder mit Unterwerfung des Volks und Auflösung des Bundes oder mit Umsturz und Verbannung der Regierungen enden mußte. Doch was er nicht hatte hindern können, ließ er, voll Spottes über die Kurzsichtigkeit der Volksführer, geschehen, überzeugt, nichts werde bleiben, von Allem, was beschlossen sei, sondern früh oder spät das Wahre zwischen Stadt und Land auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert bestimmt werden. Erst dann werde der Sieger so weit schreiten, wie seine Gewalt. Darauf gefaßt, war sein ganzes Trachten nur allgemeine Bewaffnung und kriegerische Besetzung der vornehmsten Päße gegen Bern und Zürich. Die große Feierlichkeit auf der Almend von Hutwyl blieb in seinen Augen ein, wenn auch kein überflüssiges, doch lächerliches Kinderspiel.

Indessen ward er selbst bald, wider seinen Willen, von der Größe des Schauspiels ergriffen, als der Obmann des festen Bundes das versammelte Volk zur Leistung des Schwurs aufforderte; als die

Tausende mit entblößten Häuptern zur Erde unter freiem Himmel niederknieten, und die Hände zum Eide emporstreckten. Der Geheimschreiber des Bundes las mit lauter Stimme die Formel: „Allen diesen Worten, wie die Schrift ausweiset, will ich nachgehen und dieselben vollbringen und halten in guten Treuen. Wenn ich das halte, daß mir Gott wolle gnädig sein an meinem End. Wenn ich aber das nicht halte, daß mir Gott nicht wolle gnädig sein. So wahr mir Gott helfe! Alle Gefährde vermieden! Gott gebe Gnad' und behüte uns vor Falsch und Untreu!“

Satzweis las der Schreiber die Worte ab; satzweis sauseten sie dumpf vom Munde der Landsgemeinde zurück, wie Murmeln fernen Donners. Die religiöse Handlung erschütterte die Gemüther. Leuenberg sah mit nassen Augen auf den Ring der knienden Menge nieder und sprach: „Im Grütli haben einst drei Männer geschworen; heut' schwören dreitausend! Es gilt Freiheit und Gerechtigkeit! Bundesgenossen, es gilt das Heil unserer Kinder! Blut und Leben soll gering werden für das edle Kleinod, welches wir den Nachkommenden erwerben wollen!“

Er war zu bewegt, um mehr zu sagen, oder beim Zittern seiner Stimme von Vielen verstanden werden zu können. Dennoch jauchzte das Volk laut auf, welches, sobald er sein Haupt bedeckte, sich wieder von der Erde erhob.

Geraume Zeit mußte vergehen, ehe die Wellen dieses aufgeregten Menschenmeeres ruhiger wurden; ehe das Tosen der Stimmen leiser ward, die bald auseinander fließenden, bald sich zusammendrängenden Haufen zum Stillstand gelangten und die Tagesgeschäfte fortgesetzt werden konnten.

Dann wurde die Zuschrift des französischen Botschafters de la Barde abgelesen, welcher zur Eintracht und Versöhnung mit den Regierungen ermahnte; an das Verderben erinnerte, welches durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege über das königliche Frankreich gekommen sei; vor Oesterreich, dem Erzfeinde der Eidsgenossenschaft, warnte, dieweil Erzherzog Leopold wirklich schon in der Nähe der Schweizergrenzen befindlich wäre, um die allgemeine Verwirrung durch seine Ausgesandten zu vermehren, oder Vorwand zu gewinnen, ein Kriegsherr ins Innere des Landes zu führen. Dieses Schreiben endete mit dem dringenden Wunsch und Rath des allerchristlichsten Königs, man solle den Obrigkeiten zu billigem Vergleich Hand bieten.

Den schriftlichen Ermahnungen fügte der Schreiber der französischen Gesandtschaft noch Einiges mündlich bei.

Obgleich er seinen Vortrag, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, im Geschmack damaliger Zeit mit den besten Blumen geistlicher Beredsamkeit verzierte, verfehlte er nichts desto weniger das Ziel. Herr de la Barde zu Solothurn hatte das Schicksal der Staatsmänner, die Alles geheim halten können, nur ihre Feinheit nicht. Daher mußte er sich gefallen lassen, daß er im Felde von Hutwyl keinen größern Glauben fand, als bei den in Baden versammelten Eidsgenossen. Nachdem über den Antrag der französischen Gesandtschaft einzelne Volksredner ihre Stimmen erhoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landesgemeinde durch Handmehr*) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ohngefähr in folgenden Worten gegen den Boten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkür, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworne Bundeseid, den ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeiten billiger Vergleich gedeihen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mithelfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren seines Hofes rechtfertigen, sintemal uns nicht unbewußt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreit und mit Unwahrheit verlästert.“

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandten Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der Bote des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Barde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidsgenössischen Tagherren zu Baden

---

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen berathender Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf ward eine Abschrift des beschwornen Bundesbriefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben.“ Auch ließ man noch für das Volk der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landessiegel vom Entlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufruhrs.

„Nun haben wir ihnen den Knoten stark genug geknüpft!“ sagte Addrich voller Triumph des Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiederte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und ihr insgesammt werdet's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Addrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weit davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgehauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe für des Leuenbergs Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schieben, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland. Bern muß fallen, so oder so!“

„Davon ist aber keine Rede in euern Bundesartikeln!“ entgegnete Fabian: „Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.“

„Allerdings,“ versetzte Addrich, „wenn sie den Hutwyler Landsbund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen, und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich — das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir eilen morgen beide ins Oberland. Das Volk ist diesen Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Die Städte sind unter sich zwieträchtig. Ehe sie einander verstehen, haben wir sie im

Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.“

Wirklich reisete Addrich folgendes Morgens ins Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verdächtig wurde, wo von einem Auflauf gehört ward, — überall sah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit schmiegt' er sich den entgegengesetztesten Denkarten und den einander widersprechendsten Entwürfen an, um sie in sich selber zu zerstören, wenn sie ihm mißfielen, oder sie seinem Hauptplan dienstbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller städtischen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuschbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, sobald es unabhängig handeln konnte, sich nicht nur von Kanton zu Kanton, sondern von Landschaft zu Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorstehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinen Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten aus dem Dürrenäscher Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er glich vielmehr bloß einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischenträger. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlauen Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Fall des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem Gedanken erheben und

die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordneten Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Adbrichs Kreuz- und Querzüge durch die empörten Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufruhr von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht unberührt bleiben.

Der Tag bei Hutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Linder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrissene Zaum des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder Leidenschaft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verstümmelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennutz, der kalte Ehrgeiz, der tückische Privathaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verlumptes Bettelvolk wollte Plünderung der Reichen, bestraftes Gesindel Rache an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Päsße mit starken Wachten; hielten die gewöhnlichen Boten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entließen sie selten ganz ungerupft.

Es war in den ersten Maiwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man schaarte sich tausendweis zusammen und lebte auf Unkosten der Gegenden, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Liestal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schybi mit den Entlibuchern und dem Volk der übrigen Aemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einäscherung. Zeitig genug rückten noch die Landesfahnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; doch Schwyzer, Zuger und Unterwaldner hatten es kein Hehl: sie wollten die Stadt schirmen, aber nicht zur Unter-

drückung des Landmanns fechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Urnern that, die Empörten zurück und entriß ihnen den Paß an der Emma. Er verlor dabei einige Gefangene und Todte; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht inner den Mauern der Stadt Luzern selbst lähmte eine Zeit lang ihre Unternehmungen. Die Bürgerschaft haderte dort mit dem Patriziat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeiten, in Besetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kraftloser noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesammeltes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Fahrs von Windisch über die Reuß bemeistert; vierhundert Mann der Ihrigen standen als Vorwacht in Königsfelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiämtern hielten die Stadt Mellingen besetzt, während noch die Reußbrücken von Sins, Gisikon und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber die übrigen Städte des Aargau's in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlösser, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Besatzung einzunehmen; Brugg, inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Amtleute Schirm fanden, rüstete guten Wehrstand; dasselbe that Zofingen, von deren Bürgerschaft Niklaus Leuenberg vergebens schweres Geschütz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk berannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draußen lag, ward verödet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Beredsamkeit des greisen Dekans Nüsperli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgesandt worden und Gefahr der Mißhandlungen und selbst des Lebens be-

standen hatte: schwor die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt, ihre morschen Ringmauern mit ihren Leibern zu decken und Gegenwehr bis auf den letzten Mann zu leisten. Zum Glück ward nach einigen Tagen das Blutvergießen durch die Botschaft verhindert, daß Bern (am 17. Mai) auf dem Murifelde mit dem Obmann des Bundes endlich Vergleich und Friede geschlossen habe.

Wirklich hatte der Rath zu Bern, auch nach dem Landtag zu Hutwyl, die Unterhandlungen mit Leuenberg fortgesetzt, der zuletzt an der Spitze von 6000 Oberländern und einigem schweren Geschütz gegen die Hauptstadt vorgerückt war. Er lagerte nur noch einige Stunden von ihr entfernt, bei Ostermundingen, während das wenige Kriegsvolk der Stadt bei der Schloßhalde in guten Verschanzungen stand. Bern wollte Zeit gewinnen, die verheißenen Hilfsvölker aus Welschland, Freiburg und dem Fürstenthum Neuenburg an sich zu ziehen. Um diesen Preis sah es gelassen rings umher die Verwüstung der Stadtgüter, die Plünderung der Landhäuser. Endlich bemerkte der Obmann des Bundes, daß er von den Bernern mit Absicht hingehalten und überlistet worden sei. Boten brachten Nachricht, es rücke ein beträchtlicher Heerhaufen von Murten gegen den Paß von Gümminen und den Saanestrom, der Stadt zu Hilfe; neuenburgische Schlachthaufen zögen gegen Aarberg. Nun beschleunigte Leuenberg dringend, mit Androhung plötzlichen Angriffs, den Ausgang der Unterhandlungen. Er wollte sich mit Allem begnügen, wenn nur die Hauptsätze des zu Hutwyl geschwornen Bundes unangefochten blieben und die Stadt an sein Volk 50,000 Pfund Goldes, als Entschädigung der Kriegskosten, zahlen würde.

Bern, nicht ohne alle Furcht, gegen Uebermacht und Verzweiflung empörter Unterthanen ungleichen Kampf eingehen zu müssen; ohne Kunde von den Hilfsvölkern, die es erwartete, weil alle Boten durch Wachsamkeit der Bauern aufgefangen wurden, entschloß sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter günstiger Wendung der Umstände vielleicht doch ohne Erfüllung bleiben konnte. Einzig noch war es bedacht, in dieser Lage zu retten, was für den Augenblick zu retten war, — hoheitliche Ehre. Es bewilligte also die 50,000 Pfund, nicht aber für Kriegskosten, oder als Ersatz für den herabgesetzten Werth der Münze, sondern, „aus väterlicher Huld wegen der Klagen des Volks über Armuth.“ Die Summe sollte auch erst nach gänzlichem Rückzug der Landleute in ihre Heimathen, nach Auslieferung

des Bundesbriefes und nach der neuen Huldigung entrichtet werden, welche die Unterthanen zu leisten hätten.

Leuenberg willigte plötzlich in Alles, ohne es damit ernstlich zu meinen, um nur von dieser Seite frei und sicher zu werden. Denn er hatte Meldung, Seckelmeister Konrad Wertmüller von Zürich rücke mit mehr denn 6000 Mann zu Fuß und Pferd und zahlreichem Geschütz gegen den Heitersberg und die Reuß an; von der andern Seite komme der Urner Feldherr Zweier mit 5000 Mann, von Luzern her, gegen das Amt Lenzburg. Wertmüller hatte außer den Zürichern auch Schaffhauser, Thurgauer und Appenzeller unter seinen Fahnen. Die Tage der Entscheidung traten ein. Leuenberg, sobald er Bern zufrieden gestellt zu haben glaubte, ließ den Ruf zum allgemeinen kriegerischen Aufbruch durch alle Thäler und Gebirge ergehen, und Alles die Richtung in den Aargau und gegen die Reuß nehmen. Er selber eilte dahin mit schlagendem Herzen, sich Glück wünschend, wenigstens Bern hinter sich einsweilen unschädlich gemacht zu haben.

Dem Obmann waren Stolz und Muth bei allen bösen Kundschaften, welche über die Rüstungen der Eidsgenossen ihm unterwegs zugetragen wurden, bedeutend verschwunden. Wenn seine Eitelkeit auch nicht erlaubte, öffentlich Verlegenheit zu zeigen, konnt' er sich selber doch nicht läugnen, daß er dem ins Ungeheure hinausgewachsenen Unternehmen auf keine Art gewachsen sei. Die Menge der Fragen, welche er Kommenden und Gehenden stündlich zu beantworten, die Menge der Befehle und Weisungen, welche er nach allen Seiten hin zu ertheilen hatte, brachte ihn in volle Verwirrung, daß sein Geist im Chaos von tausend Dingen unterging und die Uebersicht des Ganzen verlor. Eben so deutlich verspürte er in sich den Mangel jeder Feldherrngabe: Geistesgegenwart, treffenden Blick, Würdigung des Augenblicks und Festigkeit des Willens. Und doch trieb ihn die Macht der Verhältnisse, das blinde Vertrauen des Volks, der Ruf, der ihm geworden, die Rolle des Feldobersten unter seinen Bundesgenossen zu übernehmen.

Erst als er, in der Nähe des aargauischen Schlosses Wildegg vorübergekommen, mit seiner zahlreichen Begleitung in die Ebene eintrat, welche Lager und Sammelplatz des aufständischen Heeres war, richtete sich sein schwer erschüttertes Selbstvertrauen wieder auf. Er erblickte hier schon bei 10,000 Mann beisammengelagert, deren

Zahl sich beständig durch frisch anrückende Haufen verstärkte. Alle erschienen dabei wohlbewaffnet, und nach ihren Waffenarten in Schlachthaufen getheilt; meistens unter dem Befehl von Hauptleuten, welche schon als gemeine Soldaten in ausländischen oder einheimischen Kriegen gedient hatten. Auch waren allesammt gewissermaßen gleichförmig gekleidet, um sich in Gefechten oder schon in der Ferne auf Märschen zu erkennen. Ihr Kriegsgewand bestand in einem rothen Wollenhemd, welches jeder über seine Kleider trug. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte an das Dorf Mägenwyl und an die schroffen Felswände neben demselben; der linke an die waldige Halde des Berges, von welchem Gemäuer und Thurm des alten halbverfallenen Schlosses Brunegg durch die benachbarten Landschaften weit umher schaute. Das Ganze unterschied sich in vier Abtheilungen mit eben so vielen fliegenden Fahnen nach den Kantonen Bern, Luzern, Basel und Solothurn, von wannen die Streitrotten stammten.

Alles das hatte Christen Schybi geordnet und vorbereitet, der vielleicht unter allen Befehlenden der kriegserfahrenste Mann sein mochte. Er hatte für Vorwacht und Nachhut gesorgt, und für reichliche Zufuhr von Lebensmitteln, welche die umliegenden Dorfschaften mit freiwilliger Thätigkeit, doch gewöhnlich auf Unkosten derer herbeischafften, die im Verdacht standen, Linde zu sein. Halbe Dörfer wurden unter diesem Vorwand ihrer Heerden und aufgespeicherten Vorräthe gewaltsam beraubt.

Hingegen an Mannszucht, Regelmäßigkeit der Bewegung und Geschicklichkeit im Waffengebrauch, zumal des Schießgewehrs, fehlte es dem Kriegsvolk desto mehr. Doch diese Eigenschaften mangelten nicht nur den zügellosen Banden der empörten Landleute, sondern selbst den eidsgenössischen Truppen damaliger Zeit. Dieselbe Nation, welche ihrem kriegerischen Geist und ihrer Waffengewandtheit theilweise Freiheit im Innern und Gesammtunabhängigkeit vom Auslande zu danken gehabt hatte, stand damals allen Nachbarstaaten in der Kunst des Heerwesens weit nach. Daher ward man jetzt auch, gleich beim Auszug der Eidsgenossen unter Wertmüllers Befehl, die heilloseste Verwirrung in den Reihen derselben gewahr. Man sah ganze Rotten vom Heer laufen, um in abgelegenen Höfen und Weilern zu plündern, zu brennen und Unzucht zu treiben. Man zählte schon Verwundete und Todte, ehe man noch mit dem Feinde zusam-

mengetroffen war, bloß durch unverständiges Handhaben des Gewehrs oder der Spieße.*)

Dieser allgemeine Verfall des Kriegswesens war zum Theil durch unkluge Haushalterei und Sparsucht der eidsgenössischen Regierungen, mehr noch durch peinliche Furcht derselben vor ihren Unterthanen bewirkt, deren Zufriedenheit freilich, bei immer geschmälerten Rechten und Freiheiten, nicht im Steigen sein konnte. Die größer werdende Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten in spätern Zeiten, und die schlaffe Sicherheit der Oberherren bei langem Frieden mit dem Auslande, vermehrte die gefährliche Verachtung der Kriegskunst in solchem Maße, daß die Schweiz anderthalb hundert Jahre später beinahe wehrlos unterging, als sie durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Staatsklugheit feindlich überrascht ward.

42.

Im Feldlager.

An demselben Tage, da Leuenberg den Oberbefehl seines Bundesheeres übernahm, waren auch Adrich und Fabian in dem Lager angekommen. Aus dem Haßlilande, am Fuße der Schneeberge, hatte sich der Mooser über den Brünig in die wildschönen Thäler ob dem Kernwald begeben, hier die Stimmung der freien Unterwaldner behorcht und von ihnen überall tröstliche Verheißungen mitgenommen, dann sich, durch den Kanton Luzern, gegen die freien Aemter hinab zum Ufer der Reuß gewandt, und überall die waffenfähige Mannschaft zum Aufbruch bereit oder schon auf den Landstraßen schaarenweise im Anzug gefunden. Er sammelte und reihete und begeisterte durch sein Wort die verworrenen, einzelnen Banden und führte sie in einem langen Zuge, ihrer fast 2000 Mann, durch die sumpfigen Gefilde von Othmarsingen dem allgemeinen Lagerplatz zu.

Hier begrüßte die frischen Ankömmlinge der wilde Freudenruf der schon gelagerten Tausende. Leuenberg, Schybi, Zeltner und die übrigen Befehlshaber, welche den heranziehenden Haufen entgegen

---

*) Wie z. B. ein Reiter in den vollen Haufen seines Geschwaders hineinschoß. — So kam nachher selbst der Sohn des Züricher Feldherrn Wertmüller, ein Jüngling von zwanzig Jahren, in Zofingen durch unvorsichtigen Schuß ums Leben.

geritten waren, um sie zu mustern und in das Gesammtheer einzugliedern, erkannten nicht sobald den Addrich an der Spitze dieser Schaaren, als sie ihm entgegen sprengten und ihr fröhliches Willkommen jauchzten.

„Teufel, von welchen Bergen und Thälern hast du das Volk noch zusammengewischt, du alter Kriegsbesen?“ rief Christen Schybi und schüttelte des Moosers Hand: „Das ist eine wackere Nachhut.“

„Nachhut!“ erwiederte Addrich lachend: „ich meine, es sei Vorhut einer neuen Armee, die sich mit uns vereinigen wird, sobald ihr sie ruft. Die Völker von Obwalden und Nidwalden, sag' ich euch, von Zug, Uri und Schwyz und den Bündnerbergen, sind schlagfertig. Sie erwarten alle nur das Zeichen zum Aufbruch.“

„He, wann, wie, wo sollen wir's geben?“ schrie Leuenberg entzückt: „Morgen, heut', den Augenblick!“

„Auf dem Schlachtfelde, auf dem Siegesfelde müßt ihr's geben, wenn sie es hören sollen!“ antwortete Addrich: „Kein Blitz leuchtet schneller und weiter, als, nach gewonnener Schlacht, Kanonenblitz des Siegers im Nacken des flüchtigen Feindes. Ich sag' euch, führen wir den ersten großen Schwertstreich glücklich, ist Alles entschieden; so stürzen die Rathsherrenstühle um; so erhebt sich alles Volk des Schweizerlandes in Berg und Boden für unsere Freiheitssache. Also nicht gezaudert, auch nichts übereilt! Wo steht der Feind?“

„Auf der Schlierer Almend an der Zürcher Grenze, wie wir von den Kundschaftern genau wissen!“ sagte Adam Zeltner: „Dem General Wertmüller ist nicht gar wohl zu Muth; er traut seinen Leuten nicht, die ihre Spieße lieber gegen die Stadt kehren mögen, zumal die Leute vom See. Er will sich daher noch mit zwei Appenzeller Fähnlein von Außer-Rhoden verstärken, die unterwegs sind.“

„Vorwärts,“ rief Addrich: „ihm entgegen! Warum lagern wir, wie Tagdiebe, hinter der Reuß? Warum nicht gegen die Limmat, und hinüber vor Zürich?“

„Addrich, laß die Hand von meinem Plan!“ versetzte Schybi: „Ich habe mehr Pulver gerochen, als du. Hier haben wir feste Stellung, die Reuß vor uns, Mellingen und Bremgarten besetzt. Erst muß uns Wertmüller den Uebergang über die Reuß theuer bezahlen, dann stehen wir vor ihm auf den Höhen, und er steht drunten, mit dem Strom im Rücken. Geht's nach Wunsch, so sprengen wir sie alle ins Wasser und lehren sie schwimmen. Es muß eine Haupt-

niederlage geben. Wer nicht ins Gras beißt, muß sich zu Tode saufen."

"Ihr Herren, davon zu Nacht mehr im Hauptquartier!" sagte der Bundesobmann: "Die tapfere Mannschaft, welche uns der Mooser herbeigeführt hat, wird der Ruhe bedürfen. Herr Kommandant Schybi, weiset ihr in der Lagerordnung den Platz an! Herr Untervogt, forget, als Oberproviantmeister, für ihre Verpflegung, daß den braven Vaterlandsmännern nichts abgehe! Nach vollzogenem Geschäft verfüget ihr euch zu mir ins Hauptquartier. Ich gehe mit dem Mooser und seinem Adjutanten" — er deutete dabei auf Fabian — "voraus. Es ist noch Vieles abzuthun!"

Alle gehorchten ohne Widerrede dem gebieterisch ausgesprochenen Befehl des Kriegsobersten. Der dichte Haufen der Bauern, welcher sich neugierig um die hier versammelten Anführer zusammengedrängt hatte, trennte sich, um den Weggehenden Platz zu machen. Addrich und Fabian empfingen ihre Herberge für die Nacht in einem einzelnen großen Landhause, wo sich auch das Hauptgelager des Obmanns und seiner untern Befehlshaber befand. Links und rechts war das Haus durch daneben gelagerte Truppen gedeckt, die ihre Gewehre und Spieße in Bündel zusammengestellt hatten und bei vielen einzelnen Feuern ihr Nachtmahl bereiteten. Vor dem Eingang des Gebäudes wanderten Schildwachen hin und her.

Fabian fand in dem wilden, kriegerischen Treiben die beste Zerstreuung seines Trübsinns. Selbst für ihn hatte das ungewohnte Schauspiel begeisterter, und für Freiheit bewaffneter Volksmengen etwas Erhebendes. Die allgemeine Entschlossenheit zu jedem Opfer, die Ausdauer und Freudigkeit aller Einzelnen in Mühseligkeiten und Entbehrungen, der blinde Gehorsam, mit welchem Leuenbergs Befehle vollstreckt wurden, konnte allerdings einen glücklichen Ausgang des großen Unternehmens weissagen. Fabian bezweifelte denselben um so weniger, da bis spät in die Nacht Boten um Boten Nachrichten von neu anrückenden Hilfsvölkern des Bundes brachten, indessen Wertmüller auf der Almend von Schlieren kaum 7000 Mann beisammen hatte, die er gegen Leuenberg ins Feld führen wollte. Dennoch blieb Fabian seinen Grundsätzen treu, sich nicht in das Geschäft zu mischen, sondern, als Addrichs Wächter, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auch Addrich hielt Wort und muthete dem Jüngling nichts zu, denn die Ausübung seiner wohlthätigen Kunst, als Wund-

arzt, wenn es noth thun würde. In der That hatten die neugeschaffenen Feldherren wohl an Schlachten und Siege, aber nicht an Wunden, noch weniger an ärztliche Hilfe gedacht. Daher behandelten sie den jungen Mann mit größter Auszeichnung, und der Obmann ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Feldarzt des gesammten Bundesheers, der jederzeit in der Nähe des Hauptquartiers sein müsse. Noch spät Nachts sandte Leuenberg Befehle in die benachbarten Städte aus, um Leinwand, Salben, Spezereien, Heilmittel verschiedener Gattung und wundärztliche Werkzeuge herbeizuschaffen, wie sie Fabian aufgezeichnet hatte; desgleichen gebot er allen Aerzten, Wundärzten und Scherern der ganzen Nachbarschaft, unter Androhung der Todsstrafe, ins Lager zu kommen.

Folgendes Morgens war es wiederum Addrich, welcher, wie gewöhnlich, zuerst vom Bett sprang und den schlummernden Jüngling aus seinem Traume von Epiphanien weckte.

„Auf, auf!“ rief er: „der Mann des Kriegs soll wachen und gar nicht, oder nur mit halboffenen Augen schlafen. Es ist noch viel an Schiff und Geschirr zu flicken, eh' wir hinaus ans Aernten können. Kömm', Bursche, laß uns das Feldlager durchlaufen, und nachschauen, wie es um uns stände, wenn der Feind schon binnen vierundzwanzig Stunden Besuch abstatten würde. Zwar ist der Kommandant Christen Schybi ein ganzer Mann, allzeit auf den Beinen und mit dem Maul voran. Aber er enthält auch mehr Kupfer als Silber, lebt und treibt's, wie der Schuldenbote, kann laufen und nicht müde werden, saufen und nicht voll werden, lügen und nicht roth werden.“

„Hättest du mir lieber noch den Schlaf gelassen!“ sagte Fabian, indem er sich ankleidete, etwas mürrisch: „Es ist unrecht von dir, daß du mir nimmst, was du mir nie geben kannst.“

„Hm, Kamerad!“ brummte Addrich: „bist du so ernstlich deines jungen Lebens satt? Geduld, dein Weib im Moose soll dich bald entschädigen. Aber es kann dir nicht schaden. Was man erfahren hat, das hat man gelernt. Sieh', das eben ist das Elend des Lebens, daß es eitel Bruchstück bleibt; ein täglich Hin- und Herfallen zwischen Dasein und Nichtsein. Ein Ganzes wäre mir auch lieber; entweder nie gelebt, oder nie gestorben!“

„Wie kömmst du nun wieder darauf?“ entgegnete der Jüngling: „Was willst du mit deiner wunderlichen Rede?“

„Entweder nie gelebt oder nie gestorben,“ wiederholte sich der

Alte: das wäre auf jeden Fall Unsterblichkeit; denn wer nie gelebt hat, kann so wenig sterben, als einer, der nie zu leben aufhört. Schlaf ist Tod, Erwachen Geburt. Es gibt Tage, Wochen, Monate, da möcht' ich ohne Erwachen schlafen, und ich verwünsche die Grausamkeit der Natur, welche mir nicht einmal das Almosen der Bewußtlosigkeit gönnt; jetzt würde ich ewiges Wachen vorziehen, und muß nun jede Nacht, wider Willen, den Faden alles Thuns abreißen, den ich lieber ohn' Unterbrechen fortspänne ...«

Fabian betrachtete ihn lächelnd von der Seite mit einiger Verwunderung, indem er sagte: »Zum ersten Male seh' ich dich lebenslustig, Addrich; aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll.«

»Freue dich nur,« erwiederte der Alte: »denn im stürmischen Meer von Geschichten und Geschäften dieser Art geh' ich wieder zu wahrer Selbstvergessung unter. Mehr begehr' ich nicht. Ich allein fühle mich stark genug, die alten Eisenpforten des Weltkerkers aus den verrosteten Angeln zu lüpfen, und ein ganzes Volk aus der stinkenden Gruft in den Sonnenschein der Freiheit vorwärts zu drängen. Zeltner, Leuenberg, Brönner, Schybi, alle erkennen und fühlen sie das, und gestern in der Nacht schworen sie mir zu, ohne meinen Rath keinen Schritt mehr zu thun. Sie hießen mich den Meister. Darum, Fabian, laß uns aufbrechen und das Kriegsvolk und die Stellungen mustern. Ich will die Karten nicht nur mischen und geben, ich muß auch Allen ins Spiel sehen, damit nicht einer seinen Trumpf verwerfe.«

Fabian, der sich das Degengehenk über die Achsel warf, versetzte mit voriger Verwunderung: »Ich bin fertig, Addrich. Du aber bist wahrhaftig deinem Ende nahe, oder auf dem Wege der Genesung von der schweren Krankheit, die dich plagt. Denn es ist in dir große Aenderung vorgegangen. Du fühlst dich wieder im Fleisch und Blut selber, da du bisher durch und durch taub und starr warst. Eigenliebe kann dich kitzeln und dir Lust zum Leben geben, da dich bisher nichts mehr schmerzte, nichts mehr kitzelte. Komm', widersprich mir nicht! Du bist auf guten Wegen; ich hoffe, das Bessere soll folgen.«

Addrich, wie von der Wahrheit des jungen Menschen überrascht, lächelte über sich selber und wollte Einrede thun. Fabian aber mochte nichts hören, lachte und zog ihn fort. Der Anblick des Lagers, als sie ins Freie hinaustraten, gab ihrem Gespräch bald andere Wendung.

43

Böse Zusammenkunft.

Sie gingen durch die langen Reihen des Lagers bis zum Adlersberg, auf dessen östlichem Flügel die alte Burg von Brunegg hing. Es war ein trüber Morgen. Ein schwermüthiges, einförmiges Grau des Himmels hing über der blühenden Frühlingslandschaft. Dort und hier stiegen Rauchsäulen auf von frisch angezündeten Feuern, bei denen die in Krieger verwandelten Landleute ihr Morgenessen kochten. Man erblickte nur wenige Zelte. Die Nacht war von den meisten auf einem Bündel Heu oder Stroh, ohne Obdach, zugebracht. Hin und wieder sah man wohl, statt der Gezelte, an einander gelehnte Bretter und Thüren, die man den Häusern, Scheuern und Ställen benachbarter Ortschaften entführt hatte; oder Leinlachen, große Tücher von Frachtwagen und zerschnittene Säcke über aufgesteckte Stangen ausgespannt.

Doch herrschte nicht minder allgemeine Fröhlichkeit im Volke. Das Ungewohnte der Lebensart und wie man aus der Noth eine Tugend, aus Mangel neue Erfindungen machen, bald über die glücklichen Einfälle des Einen, bald über die klägliche Unbeholfenheit des Andern lachen mußte, belustigte Alle. Addrich und sein Begleiter gefielen sich in dem bunten Getümmel. Sie theilten mit einem der heitern Haufen das kräftige Frühstück und die kräftigen Späße. Dann begaben sie sich beide weiter, um auch die Vorwachten des Lagers zu besuchen, welche längs der Reuß und vor der Stadt Mellingen aufgestellt sein sollten.

Nach einer starken Viertelstunde Weges über die Wiesen gelangten sie zum Gebüsch, welches die Halden der Höhe bekleidete, die längs dem schmalen und ebenen Reußthale hinzieht. Vor ihnen in geringer Entfernung lag das Städtlein Mellingen, am dunkeln Strom der Reuß, nach alter Art und Kunst mit Ringmauer und Graben umgeben. Dahinter erhob sich, allmälig emporschwellend, wild und waldig das Gebirg, und der Heilersberg, über welchen ein rauher Weg gen Zürich führt.

„Laß uns hinab ins Städtlein gehen, die Freiämtler halten es besetzt," sagte Addrich: „denn wir sind auf den Wiesen zu weit links gegangen. Die Vorhut steht in der Nähe von Wohlenschwyl

auf der Höhe, an der Straße von Lenzburg. Verfolgen wir diesen Fußpfad; er führt rechts, ohne Zweifel ins Dorf.«

Wie sie eine Strecke fortgewandert waren, hörten sie durch's Gebüsch schon aus geringer Ferne das Rufen, Lachen und Lärmen der ländlichen Krieger tönen. Bald führte sie ihr Pfad zu einer einsam gelegenen Hütte, welche auf freiem Platz, am Abhang der Höhe, ungehemmte Aussicht über Thal, Strom und Gebirg darbot. Eine uralte Eiche, die ihre schwarzen Arme über das Strohdach streckte, schien mitleidig der Unzulänglichkeit desselben gegen die Unbill der Witterung abhelfen zu wollen; und der Hintertheil des Baues schien seine Haltbarkeit weniger der eigenen Stärke, als der Stütze von einem jener ungeheuern Granitblöcke danken zu müssen, welche, durch Fluten der Urwelt aus den Alpen hiehergewälzt, noch zur Hälfte aus dem Erdboden ragen.

»Ich wette,« sagte Addrich, indem er auf ein kleines hölzernes Kreuz wies, das den Obertheil des Giebels schmückte, »hier ist das Nest eines heiligen Tagediebs. Wir wollen dem Waldbruder Besuch abstatten. Man kann von solchen Leuten etwas erfahren.«

Die Thür stand offen. Sie traten in den engen Raum, wo sich auf dem Tischlein zur Seite ein paar große, halbleere Weinflaschen, Brodstücke und geräuchertes Fleisch, als Ueberbleibsel eines Frühstücks, oder des gestrigen Nachtschmauses, zeigten. Rechts erblickten sie auf einem Laubsack am Boden, statt des Waldbruders, einen jungen, schlanken Kriegsmann in tiefem Schlaf.

Addrich, der vorausgegangen war, fuhr bei diesem Anblick zurück, sah sich finster nach Fabian um und sagte: »Seh' ich recht, so ist's ein Schurke, der sein Loth Blei durch den Schädel mehr, als verdient hat. Ich gebe dem Aase einen Fußtritt, und damit gehen wir.«

Fabian erkannte im Schlafenden jetzt den Hauptmann Gideon Renold. Sein Herz zog sich zusammen. Er wandte sich rasch ab und rief: »Fort von der Pestilenz! Was hab' ich mit diesem Bösewicht?« Die Heftigkeit, mit welcher er die Worte ausstieß, weckte den Schläfer. Derselbe fuhr mit halbem Leibe jählings vom Lager auf und starrte, ungewisses, rathendes Blicks, die vor ihm schwebenden Gestalten an. Je deutlicher diese wurden, je starrer dehnten sich seine Mienen und Augen, wie die eines Menschen, der voller Entsetzen Gespenster wahrnimmt. Sein erblaßtes Antlitz war durch die tod-

tenhafte Veilchenbläue schauerlich, die sich um seine Augen und Lippen legte.

Addrich, der ihn jetzt in der That für krank hielt, fühlte bei dem Anblick eine Art Anwandelung des Mitleidens, und sprach mit sanfter Stimme und erzwungenem Scherz: „Du hier, Gideon? Was treibst du, Faulpelz? Zum Müßiggänger gehören entweder große Zinsen oder hohe Galgen.“

„Was? Galgen?“ sagte halblaut und unverständlich, wie aus trockener Kehle die Töne drängend, der Hauptmann, ohne seine Stellung zu ändern. Dann aber schrie er nach einigem Besinnen plötzlich laut und wiederholt: „Mörder! Wacht! Schildwache! Hilfe!“

„Menschenkind, rasest du?“ sprach Addrich: „Kennst du mich nicht?“

„Und warum überfallet ihr mich im Schlafe?“ entgegnete Gideon, indem er aufsprang, beide mißtrauisch beobachtete und links und rechts mit den Augen umherfuhr: „Weh dem, der Hand an mich legt! Wisset, ich bin der Vorpostenkommandant, und jedes Haar meines Hauptes ist bewacht, wenn ich schon den Augenblick wehrlos bin.“

Er bewegte sich während dieser und ähnlicher Reden, ohne von beiden je mit den Augen zu lassen, rückwärts, und gar allmälig, wie wenn jene es nicht merken sollten, gegen einen Hüttenwinkel im Hintergrund; bückte sich da rasch seitwärts, raffte ein am Boden liegendes Schwert auf, warf dessen Gehenk über die Schulter, bedeckte sich das Haupt mit seinem daneben gelegenen Hut, und drückte denselben tief in die Stirn nieder.

„Jetzt, ihr Herren,“ sprach er mit jener stolzen Haltung und Festigkeit der Stimme, worin sich das Gefühl seiner Sicherheit verkündete: „jetzt will ich euch wohlgemeint invitiren, auf der Stelle das Feld zu räumen und mich nicht länger zu inkommodiren, widrigenfalls Einem wie dem Andern, wegen des schnöden Attentates, üble Rekompens bevorsteht.“

„Hör' an,“ sagte Addrich: „du arger Gesell, ich vermuthe, du hast dein Quintlein Verstand beim Mordbrand am Thunersee verloren; und, wahrhaftig, das würde dir allein noch zur größten Ehre gereichen. Denn sonst wäre keine ehrenwerthe Faser an dir. Man müßte dich dann nicht henken, sondern nur bedauern. Aber auf jeden Fall hat der das Roß hinter den Wagen gespannt, der dich hierher stellte, als Kommandant der Vorposten. Ein Narr muß bewacht

werden, aber nicht Wacht halten; und ein Bösewicht gehört nicht unter ehrliche Leute.«

»Schweig mit deinen Insultaten, du meineidiger Betrüger,« versetzte Gideon: »oder ich operire dir die Zunge im Halse, daß sie nie wieder falsch schwören soll. Ich darf allezeit mit gutem Gewissen vor honnetten Personnagen stehen, aber du ...«

»O ja!« unterbrach ihn der Alte mit bitterm Lächeln: »du darfst dich sehen lassen, wenn's finster ist, und darfst mit deinem Gewissen prahlen, denn es ist groß genug, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren könnte. Aber die Leute riechen dir den Brand an.«

»Den Brand!« schrie der Hauptmann auffahrend: »Daß dich hunderttausend Teufel zerrissen, denen du deine arme Sünderseele längst verpfändest hast! Was Brand? Und wenn man dir einen rothen Hahn über die Barake im Moos schickt, hast du Besseres meritirt? Meinst du, ich lasse mir von des Satans Gaukelsack, wie du einer bist, Nasen drehen und mir pochen? Hast du mir nicht Epiphanien verheißen, und das Weibsbild dem Schnapphahn dort angehenkt? Gottes Marter, Wunden und Blut! Retirire, oder ich jage dir die Klinge durch die Gedärme!«

Addrich schüttelte den Kopf und erwiederte gelassen: »Vor deinen schwedischen Flüchen ergreift unser einer das Hasenpanier nicht. Aber Antwort will ich dir geben. Meine Nichte ist dieses Ehrenmannes Weib worden, weil es der letzte Wunsch meiner sterbenden Tochter, und der Wille Epiphaniens war. Ich hatte dir nichts wider Epiphaniens Willen verheißen; sie aber haßte dich von ganzem Herzen. Und wär' Alles nicht gewesen, ich hätte meines Bruders Kind eher einem Steckenknecht und Sauhirten an den Hals geworfen, als einem Mordbrenner um Tonnen Goldes gegeben; und der bist du!«

»Gut, gut!« erwiederte Gideon böhnisch: »Triamphiret, banketiret, ihr sollet euern Hochzeitschmaus mit Teufelsdreck geschmalzen finden, Nesseln im Bett und vielfüßige Landknechtsthierlein auf der Weide haben. Du sollst wissen, was es heißt, einem tapfern Offiziere nicht Parole halten. Ich habe andere Majestäten gesehen!«

»Ich deren auch!« versetzte Addrich: »Ich bin weit in der Welt umhergefahren, aber diesseits und jenseits des Meeres sah ich keinen verdorbenern Buschklepper und Taugenichts, auf Ehre, als dich!«

»Mit Gunst, laß die Ehre aus dem Spiel!« schrie Gideon bitter lachend: »Es fährt heutzutage manche Ehre über das Meer und er-

fäuft nicht, weil sie strangulirt sein will. Und jetzt macht euch aus dem Staube, — oder ich — hier zog er den Degen — auf Kavalierparole, ich schicke euch in des Teufels Rachen hinab.«

Er hatte die Worte noch nicht vollendet, als Fabian, der bisher schweigend unter der Thür dem Wortwechsel zugehört hatte, mit gezuckter Klinge vorsprang, den Alten hinter sich zurückwarf und rief: »Du Molch! stelle dich denn zur Wehr!«

»O mit nichten!« erwiederte Gideon verächtlich: »dich menagire ich, denn du bist zum Hahnrei geboren und sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe.«

Addrich riß den Jüngling zurück und hielt ihm den Arm, indem er rief: »Fabian, beflecke dein Schwert nicht an diesem räudigen Hund!«

Während sie noch unter einander stritten, hörte man draußen Geschrei nach dem Hauptmann. Ein Haufe bewaffneter Bauern eilte herbei und drängte zur Thür und rief: »Kommet! Hauptmann, heraus! Der Feind ist im Anzug! der Feind!«

44.

Das Gefecht bei Mellingen.

Diese unerwartete Dazwischenkunft veränderte plötzlich die Gestalt der Dinge zwischen den drei Männern in der Waldbruderhütte. Zwar wetterte der Hauptmann noch gegen Addrich und Fabian; er befahl, man solle ihnen die Degen entreißen, und beide als Gefangene fortführen; zwar wüthete er noch lange mit allen Flüchen, die er in deutschen Kriegen gesammelt, über schlechte Disziplin seiner Soldateska, über strafbare Entweichung seiner Schildwacht, die man vierundzwanzig Stunden lang, bei Wasser und Brod, krumm schließen müsse; allein es hörte Niemand auf ihn. Einer überschrie den Andern, der Feind ziehe gegen Mellingen; die Stadt sei überrumpelt; man müsse ihr zu Hilfe laufen. — Menge und Gedränge vor der Hütte mehrten sich. Es kamen neue Bauernhaufen mit neuem Geschrei: »Hauptmann heraus! Mellingen ist über! Wir sind verrathen! Hört nur, hört, in der Stadt wird geschossen! Alles ist an die Zürcher verrathen und verkauft!«

Botschaften der Art waren allerdings ganz geeignet, den Zorn des Hauptmanns schnell zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere

Richtung zu geben, zumal einige Stimmen aus dem Getümmel Drohungen gegen den saumseligen Kommandanten ausstießen: „Will er nicht heraus, so machen wir einen andern Hauptmann. Nun es heißt: Vogel friß oder stirb! verschlüpft er sich in den Hag. Hat er vielleicht auch schon Hand- und Haftgeld von den Zürchern genommen? Er soll heraus! Heraus!“

Gideon stieß den Schwall der in die Hütte Gedrungenen hastig zurück, und auch Addrich und Fabian gelangten mit dem Strom, der zur Thür hinaus ging, ins Freie. Gideon stellte sich dem Haufen entgegen und befahl wiederholt, zu schweigen. „Was ist das für eine Mannszucht?“ schrie er: „Wisset ihr nicht einmal, wie ihr die Charge des Befehlshabers zu respektiren habt, daß ihr ohne Geheiß des Offiziers alle vom Lager und vom Posten laufet? Bei solcher Libertinage und unziemlicher Lizenz hat der Feind im ersten Renkontre und Scharmützel die Oberhand. Euch Gesellen muß man noch besser zu Gehorsam, Courage und Kriegsmanier gewöhnen.“

„Aber, Kommandant!“ rief Einer aus dem Haufen: „Das Maul zu und sperr' die Augen auf, dann siehst du selbst von hier den Feind schon hinter der Mellinger Reußbrücke!“

„Schweig, Lotterbub', mit deiner Insolenz!“ schrie Gideon, über den neuen Mangel der Achtung ergrimmt: „Wer noch einmal muckset, dem sollen zehntausend Millionen Schock Donnerwetter...“

„Gott sei bei uns!“ unterbrach ihn ein Kerl, der voran stand: „Wir haben einen frommen Kriegshelden zum Hauptmann verlangt, aber keinen gotteslästerlichen Flucher und Schwörer deines Gleichen. Ich rathe dir wohlmeinend, bring' uns deine Höllenkomplimente nicht wieder. Wir wollen gottesfürchtige Christen sein und bleiben. Der Himmel soll uns deinetwillen nicht strafen. Man muß vor dir bald ein Kreuz in die Diele machen.“

Diese Worte schienen aber die Stimmung des gesammten kriegerischen Haufens ziemlich treu auszusprechen. Denn ihrer viele murmelten halblaut und mißvergnügt unter sich; andere schüttelten die Köpfe; andere traten verdrossen auseinander. Gideon spürte Ungutes. Er änderte deswillen sogleich den Ton und sagte: „He, was hier, was da? Soldaten sind generaliter schlechte Pfaffen; das wißt ihr wohl. Ihr bauet auch gern die Kirche mitten ins Dorf, aber hört lieber mit Bechern zusammenläuten, als mit Glocken. Vorwärts, ihr tapfern Landsleute, laßt uns dem Feind zeigen, was wir

prästiren. Wir spielen Karnöffelspiel *); der Wenzel sticht Kaiser und Papst, Landvogt und Schultheiß. Vorwärts, marsch!«

Der Haufe setzte sich sogleich in Bewegung nach der Richtung, von wannen er gekommen war. Als Gideon ihm nacheilte, schoß er zuvor noch einen mörderischen Blick auf Fabian und Addrich zurück, indem er rief: »Eure Kastigation und Züchtigung reservir' ich mir für nächste Occasion.« Damit entfernte er sich nebst den Uebrigen im Buschwerk, welches den Weg zum nahen Dorf bedeckte.

Fabian steckte den Degen ein, indem er dem Hauptmann bloß mit verächtlichem Achselzucken antwortete. »Fürwahr,« sagte er, »ich weiß dir Dank, Addrich, daß ich diese heilige Klinge nicht mit dem Blut des schändlichen Gauchs befleckte. Man sieht's, der Mensch ist ganz wider seinen Willen ein Mensch, und ärgert sich über das letzte, was ihm noch Gutes in einem Winkel seines Herzens behangen blieb, über die Scham vor seiner eigenen Verworfenheit. Er möchte an seinem Gewissen Verräther werden und es an den Nagel hängen. Aber es verräth ihn und bringt ihn über kurz oder lang an den Nagel. Unser Anblick nahm ihm durch das erste Entsetzen den Verstand; er fürchtete unsere vergelterische Rache, der Mordbrenner! Sahst du nicht den feigen Hund, wie er anfangs zitterte, und unserer Faust entschleichen wollte, bis er den Degen gefunden und den Rücken sicher hatte? Dann blöckte er wieder mit den Zähnen.«

Addrich, der auf einem bemooseten Stein am Abhang des Berges Platz genommen hatte, und da, mit Hand und Kinn auf den Knopf des vor ihm hingestützten Degens ruhend, unverwandt nach Mellingen hinübersah, erwiederte kurz: »Laß ihn fahren! Gedanken sind wohlfeile Waare; aber für den da ist mir der kleinste zu köstlich. Laß ihn!«

»Es wunderte mich längst, Addrich, daß du ihn in deinem Umgange, unter deinem Dache duldetest.«

»Man duldet wohl vieles, was die Natur duldet, und man braucht's, wie sie. Sie hat Adler und Aasmaden. Hätt' ich Manches früher gewußt! Mocht' ihn doch auch Epiphanie lange Zeit wohl leiden.«

---

*) Ein noch im siebenzehnten Jahrhundert gemeines Kartenspiel, in welchem die niedrigsten Karten die höchsten stachen. Der Wenzel, oder Unter, war der Karnöffel.

„Den Gleisner! Ihr Innerstes verabscheute ihn.“

„Leonore, die arme Leonore, eben so! Sie hatte Neigung für ihn, bis sie den höllischen Gast erkannte. Da brach es ihr Herz. Sie gestand es Epiphanien erst unlängst. Nun erklär' ich mir Manches.“

„Das fromme, stille, heilige Loreli? Das ist widernatürlich!“

„Hm, eben darum in der Ordnung. Die Einfälle der Natur sind nicht immer die natürlichsten. Sie verkuppelt am liebsten, was sich am tödtlichsten widerstreitet. Das Licht schleppt Schatten nach sich, der Sommer den Fluch der Hagelwetter; der Waizenacker das Unkraut. — Pest! das sind die Züricher! Die Freiämterische Besatzung hat sich ohne Flintenschuß ergeben. Was schlagen unsere Tölpel links und rechts ihre Kalbfelle, statt vorzueilen und die Hand voll Züricher zu klopfen?“

Man sah, während auf beiden Seiten in den Ortschaften Büblikon und Wohlenschwyl die Trommeln der Aufständischen gerührt wurden, aus dem offenen Thor des Städtleins Mellingen einige Kompagnien der Eidsgenossen in die Ebene hervorgehen, denen auch schweres Geschütz und Reiterei folgte. Bald entwickelten sich auf der Fläche einige Schlachthaufen in ziemlicher Ordnung. Als Addrich, der die feindlichen Bewegungen in der Tiefe mit keinem Auge verließ, von ungefähr aufwärts sah, erblickte er links, auf der Straße von Baden hinter der Stadt, den langen Zug des eidsgenössischen Kriegsheers, und selbst rechts von den Höhen des Heitersberges hernieder auf einzelnen lichten Stellen zwischen dortigen Wäldern, Waffen blitzen, Fahnen flattern.

Beide Zuschauer vor der Waldbruderhütte betrachteten in großer Stille das ernste Schauspiel. Aus dem Mellinger Thore quollen immer neue Schaaren in die Ebene hervor, die sich dann unweit einer alten Kapelle in lange Schlachtreihen auseinander rollten.

„Was denkst du jetzt zu dem Handel?“ fragte Fabian endlich.

„Er geht, wie er soll!“ erwiderte Addrich, ohne wegzusehen: „Was liegt an Mellingen? Die Herrenknechte müssen herüber, damit wir sie fassen, drücken und hinter sich ins Wasser stürzen können. Wertmüller vermeint, daß wir schwach sind. Er wird bald stutzen.“

„Sieh hinauf, Addrich!“ rief Fabian: „sieh, die Züricher bringen den Geier mit; so sicher scheinen sie zu sein, ihm einen guten Schmaus zu rüsten.“

Wirklich schwebte diesen Augenblick ein großer Raubvogel hoch in der Luft über dem Städtlein und dem Heere.

„Dergleichen Thiere sollen feine Witterung haben," erwiederte Addrich, „die Zürcher in Angst dünsten ohne Zweifel schon Leichengeruch aus." Als er dies mit tückischem Lächeln sprach, richtete er die Augen in die Höhe und erblickte den Raubvogel, hoch über den eidsgenössischen Bannern. Da fielen plötzlich die heitern Falten seines Gesichts düster und starr zusammen, denn es kam ihm unwillkürlich einer von den Versen zu Sinn, den die kranke Eleonore einst um Mitternacht im Wahnsinn ihrer Träume gesungen hatte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel blau und weiß;
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.
Nun schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst der Aar.
Er kreis't in großen Ringen;
Aar sucht die Leichenschaar.

„Deine Geberde, Addrich, bekennt keine so freudige Zuversicht, als deine Zunge!" sagte Fabian, der die plötzliche Verfinsterung des Alten wahrnahm.

„Hm!" brummte jener ärgerlich, und wischte mit der Hand über die Augen hin: „wüste Gespensterei, wenn der Menschenverstand auf dem Gipfel seiner Höhe gerade den Aberglauben wieder zum ersten Nachbar hat, oder wenn der alberne Zufall ein Gesicht macht, wie die Vorsehung auf dem Stuhl des Schicksals. Still! — Etwas anderes! — Schau rechts unsere Mannschaft auf dem Mellinger Feld längs dem Waldhügel. Erkennst du den Gideon, wie er immer zwanzig Schritte vor dem Haufen einhergeht? Herz hat der Teufel! Er ist Soldat mit Haut und Haar. Laß seh'n, Kerl, was du ausrichtest!"

Addrichs und Fabians Aufmerksamkeit wurde aufs höchste gespannt, als sie einige kleine Rotten, in allem kaum über hundert Mann, keck gegen die Züricher vor der Kapelle anrücken sahen. Gideon Renold in seinem eigenthümlichen, stolzen Gang und seiner schwedischen Tracht, war unverkennbar. Er ließ Halt machen und stellte seine Leute. Diese schrien den Zürichern Hohnreden zu, oder winkten ihnen mit geschwungenen Hüten, oder drückten ihren Trotz durch andere, minder ehrbare Geberden aus, wie sie der Pöbel am

liebsten anwendet und am leichtesten versteht. Unterdessen lösete sich aus den Schlachtreihen der Eidsgenossen eine mäßige Schaar ab, die den Aufständischen unter Trommelschlag entgegen zog. Ehe man sich noch gegenseitig mit Kugeln erreichen konnte, wurden schon Schüsse gewechselt. Renolds Schützen standen in den vordern Reihen; hinter denselben die Speerträger mit niedergehaltenen Spießen. Sie schienen den Feind festen Fußes erwarten zu wollen.

Als die Züricher auf halber Schußweite Stillstand machten, wirbelten die Trommeln der Aufständischen; man hörte Gideons Befehlgeschrei. Mit lautem Gebrüll stürzten die Bauern, ihr Feuer verdoppelnd, wider die Gegner an; die langen Spieße der Hinterreihe streckten sich, gleich den Zähnen eines Kammes, zwischen die Glieder der Vorderreihe weit hinaus gegen die feindliche Linie. Die schwankte, zersprang, floh und zerflatterte aufgelöset.

„Viktoria!“ schrie Addrich aufspringend vom Sitz. Sein Gesicht schimmerte glühend in der Freude. Seine Gestalt schien größer geworden, so sehr streckten sich alle Glieder seines Leibes auf. Aber bald sanken sie wieder zusammen und sein Viktoria verlor sich in einen dumpfen Fluch, als die nachjagenden Sieger jählings umwandten und in zügelloser Verwirrung zurück nach den Waldhöhen eilten. Denn die Züricher hatten mehrere ihrer Feldstücke vorführen lassen, und mit dem mörderischen Donner derselben die wilden Banden ihrer Feinde begrüßt. Als diese zurückprallten und flohen, zog ihnen, wie ein finsterer Wolkenschatten über die Wiesen, die Reiterei in getheilten Haufen verfolgend nach. Viele der Flüchtlinge wurden gefangen, viele verwundet, andere getödtet. Schlachthaufen um Schlachthaufen der Eidsgenossen löseten sich von der Heerlinie vor Mellingen, und bewegten sich auf der Straße von Lenzburg vorwärts. Von Zeit zu Zeit drang ein weißgrauer Nebelstreif abgeschossener Flinten wolkig aus ihren Reihen und verkündete der Blitz der Feuerschlünde den nacheilenden Donner.

Addrich schüttelte den Kopf und sprach: „Fabian, es ist Zeit für uns, den Rückweg ins Lager unter die Sohlen zu nehmen. Hier heißt's, wohlgeflohen, wohlgefochten! Den Gideon sollte man in eine Karthaune laden und verschießen. Wenn er nicht starken Rückhalt hatte, mußte er mit keiner Handvoll Menschen die ganze feindliche Kriegsmacht necken wollen, der Großprahler. Wir wollen dem Leuenberg treuen Bericht geben.“

»Höre mich, Addrich,« erwiederte Fabian: »Laß uns den Rückweg ins Moos nehmen, und, was uns daheim lieb ist, retten. Der schlimme Anfang deutet auf schlimmen Ausgang.«

»Oho, das heißt zu früh verzagt!« rief Addrich: »Das Ende liegt nicht im Anfang; sonst gäb's elende Musik, wenn's beim Geigenstimmen bliebe. Wir werden in wenigen Tagen Anderes erleben; der Letzte hat noch nicht geschossen. Du mußt den Schybi nicht mit dem Gideon, diesem dummdreisten Beller, in Reih' und Glied stellen, oder diesen Vorposten mit unserer Armee vergleichen. Die Kugel wirft nicht nur einmal, es wird wohl noch Kegel geben!«

In Fortsetzung dieses Gesprächs begaben sich beide eilfertiger, als sie gekommen waren, zum Lager.

45.

Das Treffen bei Wohlenschwyl.

Hier waren bei ihrer Ankunft schon die bösen Botschaften vom Uebergang Mellingens an Wertmüllers Kriegsvolk und von der Vertreibung der Vorwachten aus Büblikon und Wohlenschwyl ruchbar. Die Bauern standen berathend in großen Haufen beisammen auf den Feldern. In allen Gesichtern las man Bestürzung und Sorge.

Selbst im Hauptquartier herrschte Verlegenheit; Leuenberg sprach kleinlaut, obwohl fort und fort Nachrichten vom Anwachsen seines Heeres durch frische Zuzüge einliefen. Nur Christen Schybi, lebhaft von Addrich unterstützt, hielt im Kriegsrath den erschütterten Muth der Uebrigen aufrecht, und man beschloß, vertrauensvoll auf Verzweiflung und Uebermacht des Volks, den Kampf zu bestehen.

Man fürchtete, den Feind schon in der Nacht vor dem Lager erscheinen zu sehen. Alles blieb wach und unter Waffen. Als die Nacht aber ruhig verstrich und auch der folgende Tag — es war ein Sonntag — vorüber ging, ohne daß ein Schuß fiel, genas Alles vom ersten Schrecken; der zusammengesunkene Muth schwoll von neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Ausschüsse an Leuenberg, er solle sie gegen den Feind führen. Christen Schybi bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidsgenossen den Augenschein genommen, und es zum Theil hinter

aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefällten Bäumen und zwölf Stücken groben Geschützes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Karthaunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höhen von Häglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Rigelweid und Tegerig das Feindeslager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohlenschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachten Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Jählings stand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen schaarten sich zusammen. Leuenberg zählte eine Heeresmacht von sechszehn- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann, welche unter Anführung des Obersten Wertmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Züricher, vorgesandt waren, Stellung und Stärke der Empörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberg, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten, gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtlinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds. Dieser lud im Namen seines Obersten, um Blutvergießen zu hindern, zu Unterhandlungen ein, ehe die Feindseligkeiten begännen.

„Nichts, kein längeres Federlesen!“ rief Addrich im Kriegsrath, den Leuenberg alsbald in einiger Entfernung hinter den Truppen hielt: „Vorwärts, umzingelt diese wenigen Tausend Mann, erdrückt sie, reibt sie auf. Das schwächt den Feind fast um die Hälfte seiner Streitkräfte, wirft Bestürzung und Schrecken in die Andern, die im Lager vor Mellingen zurückblieben, und gibt unsern Leuten Siegesmuth.“

„Nein!“ rief Schybi, dem das unerwartete Erscheinen eines Feindes alle Pläne zu vereiteln drohte: „Nein, nur Geduld! nur vierundzwanzig Stunden gebt mir Frist, und ich liefere Wertmüller morgen mit seinem ganzen Lager in eure Gewalt. Ich hab' ihn schon so gut als im Garn. Seid ihr zu voreilig, entschlüpft der

Vogel und sieht sich besser vor. Macht ihn sicher, unterhandelt, versprecht goldene Berge, Friede, Unterwerfung, alles, was ihr wollt; nur schaffet, daß ich Frist habe bis Morgens acht Uhr.«

Addrich verschwendete seine Beredsamkeit vergebens für ungesäumten Angriff. Schybi, welcher als Kriegskundiger allgemeines Vertrauen genoß, drang durch, und Addrich selbst, nebst einem andern aus dem Kriegsrath, empfing Auftrag, mit dem feindlichen Anführer Waffenstillstand bis zum folgenden Tag zu unterhandeln. Die Abgeordneten hatten leichtes Spiel, diesen Waffenstillstand zu bewirken. Oberst Wertmüller von Zürich und der Schaffhauser Oberst Rühums, die ihnen schon von weitem entgegengeritten waren, bewilligten, was sie forderten, mit großer Freundlichkeit; ermahnten eifrig zum Frieden und zur Ablegung der Waffen, und verhießen dagegen unbedingte Verzeihung für alles schon angerichtete Unglück. Sie zogen darauf wirklich ihre Truppen zurück; auch das Bundesheer des Landvolks kehrte wieder zum verlassenen Lager heim.

Hier aber herrschte nun die größte Thätigkeit, Schybi's Entwürfe auszuführen: Wertmüllers linken Flügel zu umgehen, dessen Heermitte in der Stirnseite über Büblikon und Wohlenschwyl zu ergreifen und das Ganze gegen die reißenden Fluthen der Reuß zu werfen. Gleichzeitig sollten weiter aufwärts die bei Villmergen versammelten Schaaren des Aufstandes das Städtlein Bremgarten anfallen und dort die Reußbrücke, wie die Stadt selbst, erstürmen.

Lange vor Tagesanbruch ward zum Auszug gerüstet; aber die Sonne strahlte schon hell und warm durch die aufgestiegenen Nebel der Thäler, ehe die verworrenen Banden dieses ungelenken Kriegsvolks auseinander gewickelt und einzeln über ihre Richtungslinien, Angriffspunkte und gegenseitigen Unterstützungsweisen belehrt worden waren. Bei solcher Langsamkeit der Bewegungen hatten die eidsgenössischen Feldherren im Lager vor Mellingen bequeme Zeit, sich gegen Ueberraschung zu bewahren, selbst wenn nicht schon am Abend zuvor Botschaft eingetroffen wäre, daß der Paß von Bremgarten durch anrückende Massen des Aufstandes bedroht sei. Indessen hatten auch sie nicht geringe Arbeit, ihre in Waffen und Wendungen ungeübten Streiter gehörig zu ordnen, um die gesammte Reiterei, die fünfhundert Mann stark sein mochte, dreitausend Fußgänger und acht Feldstücke aus dem Lager zu schieben, dem bedrängten Bremgarten zum Beistand.

Gerade diese Schwerfälligkeit kam dem Oberbefehlshaber hier wohl zu statten. Denn sein Verwandter, Oberst Wertmüller, war kaum mit der Entsendung ausgerückt und seit einer Viertelstunde am linken Ufer des Reußstroms hinauf in Bewegung, stieß er auf die rothen Schaaren des Aufstandes, welche in derselben Zeit nach Schybi's Anleitung daher zogen, das Lager von Mellingen in die Seite zu nehmen. Beide Heere, als sie sich ganz unerwartet erblickten, schienen gleich sehr vor einander zu erstaunen und machten Halt, ohne daß es erst geboten werden mußte. Christen Schybi, in dessen Begleitung auch Addrich mit Fabian war, weil auf dieser Seite besonders das Schicksal des Tages entschieden werden sollte, faßte sich schneller, als sein bestürzter Gegner. Er ließ die beiden Flügel seiner Schlachtreihen ihre Spitzen vorstrecken, während die Mitte still blieb, um so den feindlichen Haufen wie zwischen einer Zange zu fassen, oder ganz zu umklammern und zu erdrücken.

Das Wirbeln der Trommeln, das Rauschen des Gewehrfeuers, der Donner der Feuerschlünde begann, ehe man sich erreichen und schaden konnte. Es schien, als legte man es darauf an, einander durch das Getöse in Furcht zu setzen, welches ringsum den Wiederhall der Berge und Wälder hervorrief. Bald hörte man auch seitwärts hinter den Hügeln, vom Dorfe Wohlenschwyl her, das Knattern der Flintenschüsse. Der träge Zeiger an der Uhr bewegte sich schneller, als das Vorschieben von den Hörnern der Schlachtordnung geschah, die der befehligende Entlibucher an beiden Seiten seines Heeres krümmen ließ. Von der andern Seite machte die Reiterei der Züricher und Schaffhauser seltsame Sprünge, als sie einigemale abgeschickt ward, in die langsam nahenden Flügel des Feindes einzuhauen. Vom Flattern der Fahnen, Gebrüll der Schlachthaufen, Tosen der Schüsse auf allen Seiten wurden die Rosse scheu, welche, dem friedfertigen Gewerbe der Müller, Wirthe, Ackersleute und Fuhrmänner entzogen, des Lärmens ungewohnter, als die Reiter, waren. Die letzten hatten mit der Widerspendigkeit ihrer Thiere weit schwerer, als mit der Tapferkeit ihres Feindes zu schaffen. Daher sah man die Geschwader gewöhnlich schon auf halbem Wege auseinander prallen und, einer erschrockenen Heerde gleich, zurückrennen.

Indessen schien sich in beiden Heeren, mit der Länge des Treffens, der Muth zu vergrößern; besonders, da jeder Theil auf seiner Seite weder Todte noch Verwundete erblickte, aber deren desto mehr in den

gegenüber stehenden Schlachtreihen vermuthete. Schybi's Banden, die durch ihre Kriegstracht in rothen Wollhemden auf dem Grün der Wiesen einen weiten, blutfarbenen Halbzirkel zeichneten, rückten jetzt beherzter an.

„Sieh Schybi's glühende Zange!“ rief Addrich, der mit Fabian seitwärts auf einer Höhe stand, von der er die Bewegung beider Heere überschaute: „Jetzt legt er sie an, und wird die Stadtjunker garstig zusammenklemmen!“

Das Gefecht ward wilder; die Schüsse fielen schneller. Eine weite Dampfwolke, beständig vom Blitz der Feuerrohre und Feldstücke durchzuckt, breitete sich über beide Heere aus und füllte den Raum zwischen ihnen. Während dessen stieg auch seitwärts, in nicht großer Entfernung, ein ungeheurer, braungrauer Rauchschwall zum Himmel. Das Dorf Wohlenschwyl stand in Flammen. Wälder und Berge hallten die Donnerschläge des Geschützes wieder.

Addrich stand in schwerer Erwartung, ohne Bewegung, den Blick starr auf die weißlichen Nebel des Pulverdampfs und die Rotten der Kämpfenden gerichtet, welche von Zeit zu Zeit dazwischen augenblicklich sichtbar wurden und wieder verschwanden. Er empfand in dem gellenden Getöse ein Ohrenklingen, dessen Ton ihn an Eleonorens Stimme mahnte, wenn sie im kranken Traum sang, und unwillkürlich erinnerte er sich mit heimlichen Grausen der Worte:

Sie ziehn den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück;
Vor gehn nun Feuerwogen,
Der Blutstrom geht zurück.

In der That, der Bogen oder die glühende Zange des Entlibuchers war gebrochen und zwar durch Wertmüllers Karthaunen und Feuerschlünde. Schybi's Heerbanden waren durch ihre eigenen Bewegungen in einander verwickelt worden, unterdessen Wertmüllers Schlachtlinie stillstehend unveränderte Ordnung behalten hatte. Die Stückschüsse der Zürcher und Schaffhauser schlugen daher verheerend in die dicken, zusammengestoßenen Haufen der Bauern ein, und diese beim Anblick der Verwüstung und des Todes flohen mit panischem Schrecken auseinander. Als links und rechts die übrigen Schlachthaufen des Aufstandes hinter sich Aecker und Wiesen mit unzähligen Flüchtlingen überstreut sahen, wandten auch sie den Rücken, doch mit geringerer Gefahr, als die Zerstreuten; denn diese wurden von den

feindlichen Reitergeschwadern verfolgt, niedergehauen, gefangen. An beisammen gebliebene Heerbanden wagten sich die einzelnen umherjagenden Reiter nicht, und von der unbehilflichen Masse des Fußvolks ihrer Ueberwinder hatten die Eilfertigen wenig zu fürchten. Auch verfolgte Wertmüller seinen Sieg nicht weit, indem er entweder vor der Schwerfälligkeit seiner Schaaren oder vor einem Hinterhalt des Feindes Scheu trug.

Das Treffen hatte beinahe drei Stunden gedauert. Wohlenschwyl, einzelne Höfe und Wohnungen, wo man sich geschlagen hatte, standen in Flammen. Sieger und Besiegte kehrten in ihre vorigen Lagerstätten zurück.

Indessen Fabian, mit wenigen Gehilfen, seinen menschenfreundlichen Beruf an Verwundeten übte, durchstrich Addrich finster die ganze Strecke des Feldlagers und fand überall Verzagtheit und Schrecken der Bauern. Sie berathschlagten in großen Haufen, was zu thun sei? Viele verzweifelten am Gedeihen des Unternehmens, an der Möglichkeit des Widerstandes. Andere meinten, man müsse die Hände noch nicht in den Schoos legen; der Riß wäre klein und ginge noch nicht bis zum Rothknopf. Doch keiner der Hauptleute wagte mehr zu befehlen; nirgends ward Gehorsam verlangt oder gegeben. Addrich schalt die Feigherzigen; aber seine heisere Stimme ward kaum verstanden. Jeder dachte, wie er sich selber helfen müsse.

Spät Abends kam Addrich zu Leuenberg ins Hauptlager, wo die Häupter des Aufstandes um den Obmann versammelt standen. Alle begrüßten ihn kleinlaut und fragten ihn um seine Meinung.

„Fast ist guter Rath theuer!“ sagte Leuenberg: „Rede, Mooser, du triffst immer den Nagel auf den Kopf.“

„Und gerade jetzt,“ erwiederte Addrich ärgerlich, „kann der Hammer nicht fehl treffen. Entweder vorwärts zum Sieg oder rückwärts zum Galgen! das bleibt eure Wahl. Wir haben das Spiel nicht eher verloren, bis wir's aufgeben. Die Memmen bekommen nur darum Schläge, weil sie den Rücken selbst darbieten.“

„Beim Sanniklaus, Mooser!“ rief Schybi: „du bist der einzige Mann von Herz. Ich sage, wir wollen das Junkernlager vor Mellingen noch diese Nacht mit dem Degen in der Faust erstürmen, und niedermetzeln, was drin lebt.“

Addrich stimmte bei und bewies die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs. Man haderte darüber, ohne einig zu werden, bis tief in

die Nacht. Man beschloß, den folgenden Morgen zu erwarten, da werde auch das Kriegsvolk geruht und frischere Zuversicht gewonnen haben.

Allein am folgenden Tag folgte eine böse Nachricht der andern. Man erfuhr, daß während der Nacht viele Bauern einzeln das Lager verlassen und den Weg in ihre Heimathen unter die Füße genommen hätten. Dann, daß, nach langen Berathungen, ein Ausschuß von vierzig Männern im Namen der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler Landleute früh schon den Pfarrer Hemman aus dem Dorfe Ammerswyl herbeigeholt, und, von ihm begleitet, sich ins Lager der Eidsgenossen begeben hätten, wohin von Zürich auch der Bürgermeister Waser angekommen sei. Der Ausschuß sollte reuige Unterwerfung versprechen, wenn man billige Bedingungen gestatten und künftig auch mit dem geplagten Landvolk so umgehen würde, daß es zu ertragen wäre.

„Da haben wir den Unglückshafen voll!“ rief Addrich erbost, als er zum Obmann und den übrigen Anführern in den Saal trat: „Es ist Alles aufgelöset, und daran ist dein Hasenherz Schuld, Leuenberg. Warum ließest du den Schybi nicht in der Nacht das feindliche Lager überfallen? Jetzt säßen wir zu Mellingen oder im Paradiese am Morgenessen! Nun aber kriechen die feigen Hunde, mit gesenktem Schwanz, zum Kreuz.“

Leuenberg antwortete nicht, sondern ging nachdenkend und ernst im Zimmer auf und nieder.

„So fahrt insgesammt zur Hölle!“ schrie Christen Schybi: „Glückliche Reise! Ich gehe zu meinen Entlibuchern und Luzernergebietern; die bring' ich mit drei Worten herum. Wir kapituliren nicht und ziehen heim.“ Damit entfernte er sich. Leuenberg erblaßte; Addrichs Augen funkelten von innerm Grimm und sein Gesicht glühte im Zornfeuer dunkelroth. Er drückte sich mit geballter Faust den Hut über die Stirn nieder und rief: „He, Obmann des festen Bundes, hast du noch einen Entschluß im Sack, wie er dem Manne geziemt, oder nur breite Worte nach deiner Art im Maul?“

„Wenn einer verderben soll, so muß Alles dazu helfen!“ sagte Leuenberg mit schwacher Stimme.

„So verdirb und stirb!“ schrie Addrich mit Verachtung und Unwillen: „Ich gehe zu meinen Oberländern; sie werden keine Lust haben, sich vor den Thoren von Mellingen aufknüpfen zu lassen. Die

Männer aus Sc:anenland haben Mark in den Knochen!« Damit ging er und schmetterte die Thür hinter sich, daß das Haus bebte.

Mittags kamen die Abgeordneten aus Wertmüllers Lager zurück. Sie sagten: man müsse die Waffen niederlegen, aus einander gehen und die Bundesbriefe ausliefern. Alle Beschwerde solle gütlich abgethan oder an das Recht gesetzt werden. Wer Gehorsam leiste, komme ohne Strafe davon.

Die bewaffneten Haufen, je nach den verschiedenen Gegenden und Kantonen, traten berathend zusammen. Nach langem Geschrei erklärte sich eine Rotte nach der andern zur Unterwerfung geneigt. Nur die aus dem Kanton Luzern verschmähten die angebotene Gnade, stellten sich mit ihrem Gepäck in Reih' und Glied auf, wie zum kriegerischen Abzuge. Eben so sah man die Oberländer auf einer andern Seite, weit entfernt von Unterwerfung, sich zum bewaffneten Zuge nach ihren heimathlichen Gebirgen rüsten.

Noch pflog Leuenberg mit den übrigen Häuptern Rathes, als die Bauern schon vor seinem Quartier die weiße Fahne aufsteckten und durch einige Kanonenschüsse den Eidsgenossen verkündeten, daß die Bedingungen angenommen wären.

46.

Die Nacht auf der Bampf.

»Brich auf! auf!« rief Addrich seinem jungen Freunde zu, als er diesen, nach langem Suchen, in einer großen Scheune hilfthätig zwischen den Reihen auf Stroh gelagerter Verwundeten fand: »Quäle diese armen Sünder nicht länger mit deiner Kunst. Selig sind die Todten!«

Fabian erwiederte, ohne aufzusehen: »Dein Feierabend, Addrich, ist vorhanden; nun beginnt *meine* Arbeit. Ich verlasse diese Unglücklichen nicht, bevor ich den letzten Verband angelegt habe.«

»Gib dir nicht die Mühe, Bursch,« sagte Addrich, »Gottes Ebenbilder ausflicken zu wollen. Du hast im Himmel und auf Erden keinen Dank dafür. Komm, laß ihren armen Seelen die Thore offen, durch die sie zur ewigen Freiheit entrinnen können. Komm, all' unsere Helden laufen davon, und denken: weit vom Geschütz gibt alte Kriegsleute! In wenigen Stunden wirst du mit Raben und

Geiern noch allein bei Todten und Sterbenden sein. Morgen feiert der Henker seinen Ehrentag. Geh' ihm aus dem Weg!«

Der Alte fuhr noch lange fort, den jungen Arzt in diesem Ton zu mahnen, in welchem sich die Verzweiflung über sich selbst belustigen zu wollen schien. Fabian antwortete zuletzt nicht mehr, sondern, von mehrern Gehülfen umringt, setzte er sein menschenfreundliches Geschäft fort, bis der letzte Mann versorgt und die Dämmerung schon eingebrochen war. Dann wandte er sich zum Alten und sagte: »Nun folg' ich dir. Sprich, wohin? Das Schweizerland aber hat keine Freistatt für dich, flüchte über den Rhein.«

»Tropf!« rief Addrich, ergriff ihn beim Arm und riß ihn mit sich fort, zum Dorf hinaus auf die Straße gen Lenzburg: »Ein freier Mann hat überall seine Freistätte. Ich und der Tod fürchten weder Kerker noch Henker; wir sind aller Orten Meister. Ich gehe nicht über den Rhein. Komm mit mir hinaus ins Moos, daß ich meine sterbende Tochter noch einmal sehe. Du bleibst mit deinem Weibe an Loreli's Lager, und pflegest der Leidenden, bis sie ausgerungen hat. Dann geb' ich dir und Epiphanien Recht, bei mir über Haus und Hof nach Gefallen zu schalten. Ich werde nie dahin zurückkehren. Ich scheide von euch; frage Keiner mehr nach mir.«

»Das ist böser Ausgang!« seufzte Fabian und verdoppelte seinen Schritt, denn der Alte ging scharf: »Ich hatt' ihn geweissagt. Warum mußtest du meine Warnung in den Wind schlagen? Es ist Alles verloren! Die Städte werden Rache nehmen und auf ihren Richtplätzen so viel Hemden mit Blut tünchen, als sie auf dem Schlachtfelde bei Mellingen Scharlachhemden sahen.«

»Es ist manchmal eine Sau im Kartenspiel,« versetzte Addrich, »und diesmal war's der Leuenberg, an dem selbst der Name unehrlich ist, weil er lügt. Der Has' kann Männlein machen, und bleibt doch ein Has'. Er hat uns Alles verdorben. Freß' er nun, was er sich einbrockte! Gib Acht, der wird ganz gottesfürchtig zwischen Pfaffen und Scharfrichtern sterben. Ganz recht! Auf dem Wahlfeld eine Kugel durch den Kopf hätte nur eine neue Lüge in die Welt gebracht, und das alte Weib in Hosen zum Freiheitsmärtyrer gestempelt.«

»Wenn du ihn kanntest, Addrich, warum hieltest du mit ihm?«

»Weil man auch mit Koth mauern kann, wo der Kalk theuer ist. Aber vorwärts, wir beide haben Eile. Ich muß mein Wort

lösen und dich deinem jungen Weibe wieder einhändigen. Mägst von Glück reden, daß du nicht schon an einem Mäggenwyler Apfelbaum hängst; Bolzen und Scheibe waren nicht mehr weit von einander. Es verlautet unter den Bauern allgemein, ein Doktor habe dem Wertmüller Schybi's Plan verrathen, und den Anschlag auf Mellingen vereitelt. Schybi nannte geradezu dich, bis ich ihm bewies, daß du mich nie verlassen habest. Ich denke Gideon, der niederträchtige Prahlhans, hat das ausgestreut.«

In diesen Gesprächen eilten beide unter dem Felsen vorüber, auf welchem die Gemäuer des Schlosses Lenzburg ruhen, über Aecker und Matten gen Seon. Die Sonne war längst unter, aber noch glimmte der Saum einiger Wolken vom Abendroth hinter den Solothurner Juragipfeln. Der Himmel war schwarz behangen. Im Westen sah man Wetterleuchten, worin plötzlich die Umrisse der schwarzen Zacken und Zinken des Gebirgs heller hervortraten und verschwanden. Einzelne Windstöße verkündeten den Anzug des Gewitters und durchströmten die Wälder umher, daß sie wie fallende Bergströme brauseten.

Das Gespräch der nächtlichen Wanderer verstummte endlich, als sie hinter Seon den steilen Weg zur Bampf hinaufstiegen. Addrich murmelte zuweilen im düstern Selbstgespräch unverständliche Worte. Fabian war im Geist bei Epiphanien. Es schienen ihm sechs Jahre, nicht sechs Wochen, seit er sie nicht gesehen. So oft er der Trauung in der Kirche von Kulm gedachte, durchdrang ihn ein wunderbarer Schauer. Er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Epiphanie sein anvermähltes Weib geworden. Aber je näher er der Höhe des Berges kam und der Gegend, wo er die schönsten und schrecklichsten Augenblicke seines Lebens gefunden hatte, je ungestümer und bänger ward die Sehnsucht des Jünglings. Er vergaß die trauerreichen Geschichten des Tages; er fühlte die Wildheit des Wetters nicht; seine Seele war bei Epiphanien.

Es herrschte schon so große Finsterniß, daß Addrich selbst den wohlbekannten Weg einige Male verlor, und seinem Begleiter von Zeit zu Zeit zurufen mußte, damit sie beide nicht von einander getrennt wurden. Blendende Blitzstrahlen, in deren falbem Schein unter ihren Füßen das weite Thalland mit Dörfern, Hügeln, Seen, Wäldern jählings aus der Tiefe der Nacht, wie ein Traumgedanke auftauchte, vermehrten das Dunkel. Sturm und Schlagregen fuhren ihnen immer heftiger ins Gesicht, je höher sie zur Bampf gelangten.

„Ist's doch, als wollten alle Elemente den Weg ins Moos verrammeln, oder uns zurückjagen!“ sagte Addrich.

Fabian erwiederte: „Mir wird bänger ums Herz, je näher wir der Heimath kommen. Ich bin nicht abergläubig, aber was kann in so vielen Wochen geschehen sein, da wir in der Ferne umhergezogen sind? Addrich, ich fühle mich schwer beklommen. Himmel und Erde stehen wider uns, als wollten sie wehren oder warnen.“

„Vielleicht ist sie schon zur ewigen Ruh!“ seufzte Addrich.

„Wie?“ schrie Fabian erschrocken und blieb stehen; „warum sagst du mir das? Weil der Halmenkranz vor der Kulmerkirche auseinander fiel? Weil Epiphanie daraus Böses deutete? Epiphanie gestorben? Warum redest du so abscheuliche Dinge, wenn sie dir nicht ernst sind?“

„Komm!“ rief Addrichs Stimme in einiger Entfernu

„Ich habe dich verloren! wo gehst du?“ fragte Fabian.

„Ueberall den Weg zum Tode!“ war die Antwort.

Indem fuhr knatternd, sprühend, betäubend ein Blitzstrahl vom Himmel in die Tiefe. Alles war Feuer; dann plötzlich alles schwarze Nacht. Die Erde bebte im Donner, als wäre die ewige Feste des Himmels zusammengebrochen.

„Hollah!“ rief Fabian: „Das traf schier zu nahe!“ Er wollte seinen Weg verfolgen, als er mit Entsetzen seitwärts ein ängstliches Stöhnen vernahm. Im ersten Augenblick glaubt' er, Addrich sei erschlagen. Er fühlte, die Haare seines Hauptes regten sich im Entsetzen aufwärts. Dies Entsetzen wuchs, als er in dem Stöhnen und Wimmern eine weibliche Stimme zu erkennen glaubte, und sie klang ihm, wie Epiphaniens Stimme. Er ging tappend durch die Gebüsche der Bampf dem Tone nach. Neues Wetterlicht. Unter einem alten Ahorn saß mit gefalteten Händen betend und weinend ein Weib, welches vor der Erscheinung des gewaffneten Jünglings im Blitzglanz erschrockener noch, als vor dem Blitz selbst, zurückprallte und einen Schrei ausstieß.

„Ist dir Unglück widerfahren?“ fragte Fabian bekümmert.

„Unglück?“ seufzte das Weib: „O meine Kinder, o die armen Würmer! Des Herrgotts Gerichte sind erschrecklich. Nun hab' ich den Tag seines Zorns erlebt. Ich will ja Buße thun mein Leben lang, wenn dies Stündlein nicht das letzte der Welt und seine Gnadenpforte nicht ewiglich verschlossen ist.“

„Fürchte nichts, Weib, das Wetter zieht vorüber!“ tröstete Fabian.

„Ja, es zieht vorüber, verheerend, zerstörend, wie der Würgengel, der die Erstgeburt Aegyptens schlug. O meine Kinder, die armen Würmer! Unsere Männer sind bei Mellingen erschlagen; wir haben von den Bergen Rauch und Flammen der Dörfer gesehen. Morgen kommen die Feinde. Die Züricher schonen des Kindes nicht im Mutterleib. Herr, mein Gott, Schlag auf Schlag, vertilg' uns nicht in deinem Zorn! — Die armen Würmer sind unschuldig. Die Alten haben sich gegen die gnädige Obrigkeit empört, und wußten doch, daß alle Obrigkeit ist an Gottes Statt. Die armen Würmer sind unschuldig.“ So sprach das Weib und weinte laut.

Fabian fühlte Mitleiden. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß die Furcht den Verstand des Weibes zerrüttet habe, und sagte: „Weib, komm mit unter ein Obdach.“

Sie aber fuhr fort: „Wir brauchen eine Obrigkeit, wie das liebe Brod. Wir begehrten ja nur, daß man mit uns armen Leuten umgehe, daß es zu ertragen sei. Aber der Herr Pfarrer drohte mit den Strafgerichten Gottes, und die Männer hätten es besser verstehen sollen, als wir einfältigen Weiber. Nun ist das Unglück da; wer kann der Rache Gottes entfliehen? Er geißelt die sündliche Welt mit den Flammen des Himmels. Er sendet seine Heerschaaren mit Schwert und Feuer über uns; Hunger und Pestilenz über unsere Dörfer! Jesus, die Welt geht unter!“

Es fuhr in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitzstrahl über die Höhen der Bampf; der Himmel schien, als ungeheure, einzige Flamme, zur Erde zu sinken. Vom Donner dröhnte der Berg. Wie ein Wolkenbruch flutheten, mit wiederkehrender Finsterniß, die Regengüsse nieder. Das Weib heulte laut durch den Sturm. Fabian stand betäubt.

„Fabian, was verweilest du?“ sagte Addrich, der zurückkam, indem das Geheul des Weibes ihm den Weg zeigte: „Mit wem redest du hier?“

„Es ist eine Verlassene,“ antwortete der Jüngling, „die wahrscheinlich den Weg verloren hat.“

„Richte dich auf, Weib,“ rief Addrich: „wir geleiten dich in eine nahegelegene Hütte.“

„Wohin, um Gottes Barmherzigkeit willen?“ fragte die Frau.

„Zur Hütte Addrichs im Moos,“ erwiederte der Alte.

„Bewahre mich Gott!“ schrie das Weib: „Das Haus des Gottlosen, von der Erde vertilgt, muß eine Stätte des Fluchs und Jammers werden. Meine Augen haben den Gräuel gesehen. Da wird kein Kind mehr geboren. Kein Wassertropfen ward zur Flamme getragen, nicht einmal ein Thränlein fiel auf eine der glühenden Kohlen.“

„Sie redet wahnwitzig!“ sagte der Alte: „Wir können die Unglückliche nicht in dieser Nacht der Schrecken allein auf dem Berge lassen. Hilf mir, Fabian, wir führen sie mit uns hinab. Sprich, Weib, wer bist du? Wo ist dein Heimwesen?“

„Ach, Gott sei's geklagt!“ heulte das Weib: „Wer bin ich, wer kann's wissen, wer er ist? Ich bin vielleicht schon elende Wittfrau mit drei armen Waisen. Kommet ihr aus der Mellinger Schlacht? Ich bin die Käthi Gloor von Seon. Habet ihr nicht den Karli Marti Gloor, Anken-Joggli's, gesehen? der war mein Mann. Wie ich von Aarau heimkehrte, spät Abends, sah ich viel Flüchtende. Da hab' ich gefragt Mann um Mann, und fragte bis in die Nacht. Gott erbarm' sich meiner, keiner wußte von ihm. Er war ein guter Mann, und wir lebten wohl, wenn auch in Noth und Armuth. Aber ein gutes Gewissen ist das beste Wohlleben.“

Ein Wiederschein des Blitzes machte plötzlich Tageshelle um den Ahorn. Das Weib fuhr mit Entsetzen vom Erdboden auf und schrie entfliehend: „Jesus, mein Heiland, das ist der Addrich selber! Hebe dich weg, du Mensch des Fluchs, du Kind des Verderbens, du bist gezeichnet, wie Kain. Kehr' um, flücht' in die Berge und Wüsten; dich wird tödten, wer dich findet. Ich sah dein Haus um Mittag, am Abend die Kohlen. Gott sei deiner armen Seele gnädig!“

Sie entfernte sich mit diesen Worten immer weiter in der Finsterniß. Aber durch Wind und Regen hörte man noch lange ihre Stimme unverständlich schallen, bis sie in größerer Ferne erlosch.

Addrich stand schweigend und bewegungslos unter dem Dach der Ahornzweige, erschüttert von den verworrenen Reden des Weibes, die er mit Bangigkeit erwog. Fabian lehnte nachdenkend Arm und Kopf an den Stamm und fragte endlich halblaut: „Hast du dies Weib verstanden?“

Addrich blieb stumm. Die Wetterwolken blitzten seitwärts. Die schwarze Himmelshülle zerriß und ließ Mondglanz durchschimmern, um Licht genug zu geben, die Einöde des Berges noch grauenhafter zu machen.

„Hast du dies Weib verstanden?“ fragte Fabian ängstlicher und noch leiser. Der Alte stand in-sich gekehrt, stumm.

Fabian richtete die Augen auf ihn, der wie ein schwarzer Menschenschatten in der Luft vor ihm her ging, und keine Bewegung zeigte, als das Flattern des Gewandes im Sturmwind. „Ich fühle die unaussprechlichste Seelenangst, Addrich!“ sagte der Jüngling mit gepreßter Stimme; fuhr dann hastig gegen den Alten, ergriff ihn und schrie: „Komm', komm' hinab! Es hat sich ein Unglück begeben!“

„Laß die Wahnsinnige, wir würden sie vergebens suchen!“ sagte Addrich mit tonloser Stimme. „Gehen wir ins Moos zu den Unsrigen. Fabian, es muß um Mitternacht sein.“

Beide wandelten schweigend über den Berg, der entgegengesetzten Seite zu. Sie gelangten zu Gestrüpp und Gebüsch, und irrten lange umher, bevor sie in der Dunkelheit den Fußweg hinein entdeckten. Dann schritten sie, jenseits des Dickichts, die Wiesen hinab zum Moos, unsichtbare Pfade.

47.

Die letzte Nacht im Moos.

„Alter, wohin rennst du?“ rief Fabian und blieb stehen: „Erblickst du nicht rechts ganz nahe in der Tiefe den Steinhaufen, den man des Selbstmörders Grab heißt? und links am Himmel den Berg- und Waldeinschnitt? Wir müssen dem Hause schon vorüber sein.“

„Die Nacht ist finster!“ erwiederte Addrich, und kehrte um. „Finster ist die Nacht und mein Auge dunkel. Ich bin müde und in Verwirrung, und schaue nach Fensterlicht. Aber sie schlafen alle; selbst Leonorens Lämplein ist erloschen.“ Addrich blieb stehen, als mangelte ihm Odem, und setzte hinzu: „Fabian, ihr Lämplein erloschen!“ Diese Worte sprach er langsam und hauchte sie nur leise vor sich aus. Der Jüngling ergriff ihn mit Heftigkeit und riß ihn ungestüm fort. „Laß uns höher steigen, höher, Addrich; in der Höhe am Waldsaum verfehlen wir das Gebäude nicht!“

„Geduld, Fabian, die Nacht ist dunkel; das Wetterleuchten blendet. Die Hütte will uns nicht entrinnen; aber Hast und Eil' verfehlt auch beim hellen Sonnenschein den Kirchthurm.“

„Addrich! es jagt mich eine Höllenangst, Addrich! Witterst du nichts? Es weht mich an, wie Meilergeruch. Spürst du nichts?“

„Das weht herüber von den qualmenden Motthaufen, Fabian, vom frischen Landaufbruch, wo Baschi Dornen und Graswurzeln brennt.“

„Alter, ich denke immer an des Weibes Reden. Hast du sie verstanden?“

„Was willst du, Fabian?“ Sei still! Sieh hinunter! Ich erblicke Licht.“

„Wir wandern zu hoch, Addrich. Das ist kein Fensterschein! Wie Irrlichter seh' ich's hüpfen.“

„Fabian, du hast helle Stimme. Ruf' an! Es mag meiner Knechte einer sein mit der Hornleuchte, wie er durch den Wald sucht.“

„Halt! halt! Addrich!“ schrie Fabian mit Entsetzen und hielt den Alten: „Schlag' deine Augen auf. Hier ist Waldweg, hier Garten, hier Brunnen. Hier war deine Hütte.“

„Ich gewahre nichts!“ erwiederte Addrich eintönig. Bin ich erblindet? Sind das nicht Funken am Boden? Dampft da nicht Rauch?“ —

Fabian senkte schaudernd das Haupt zwischen beide Hände nieder und stammelte: „Unglückseliger Mann!“

Es entstand langes Schweigen. Beide starrten in einer Art Bewußtlosigkeit auf den finstern Raum hin, von welchem zuweilen dunkelrothe Funken im Windzug aussprühten, oder kleine Stellen licht wurden und wieder unter den fallenden Regentropfen zischend verschwanden. Durch den Bruch der Wolken zog bisweilen Dämmerschein des verhüllten Mondes über die Brandstätte, und zeigte einige über einander gestürzte halbverkohlte Balken. Dann und wann sprang der Gräuel der Verwüstung im Wiederschein fernen Wetterleuchtens aus dem Abgrund der Nacht in die volle Klarheit des Tages auf, um wieder zu verschwinden. So zeigen die tückischen Wellen des Stroms suchenden Freunden von Zeit zu Zeit einen geliebten Leichnam, den sie verschlangen.

Addrich sah zum Himmel auf, zur glimmenden Stätte nieder und streifte mit den Augen längs den dunkeln Rändern der Berghöhen am Himmel, als wollt' er an ihren bekannten Umrissen erkennen, ob er nicht in ein fremdes Thal gerathen sei? Dann ließ er sein widerliches innerliches Lachen hören. „Glaubst du es nun, Bursch?“ sagte er: „Oder denkst du noch immerdar, es sei schwer-

müthige Einbildung, daß das Schuldloseste und Edelste dem unentrinnbaren Verderben geweiht sei, wenn ich es berühre? Hier stand meine arme Hütte. Das Schicksal hat sein Malefizgericht gehalten, und mir den Stab gebrochen und die Stücke zu meinen Füßen geworfen. Was mir angehört, soll von der Erde vertilgt werden. Ich bin auf dieser Brandstätte wieder so arm, als da ich aus Indien kam und mich der Algierer in Ketten geschlagen hatte. Meinst du, Bursch, es schmerze mich? Du irrst; ich lache, und verachte den Koth des Reichthums, der mich nie ergötzt hat, als er noch prangen konnte. Fahr' hin!« — Er spie, indem er es sprach, in die Asche, und Funken knisterten auf.

»Aber warum mir das?« fuhr er wieder, nach einiger Stille, mit schrecklicher Stimme und aufgehobenen Armen, fort: »Auf dem Schutt meiner Habe und meines elenden Lebens bleibt mir das Recht zur Frage: Warum verfolgst du mich, finstere Faust des Verhängnisses, mich, von der Wiege rastlos zur Gruft? Was hab' ich verbrochen? Ist's Verbrechen, daß ich bin? Es ist das deine. Warum schlägst du mich? Ich trag' ein Zeugniß in meiner Brust, in allen meinen Tagen hab' ich nachgejagt dem Heiligen und Wahren, dem Gerechten und Guten. Mein Bewußtsein spricht mich von Verdammung los, warum schlägst du mich? Ich habe, was göttlich heißt, höher gestellt, als das Leben, und bin dem Teufel gleich gestellt. Ich habe Segen gestreut, und mir wuchs Fluch; ich habe Freuden gesäet, und mir wuchs Schmerz daraus; ich habe, was recht ist, geschirmt, und verruchte Willkür zog daraus Triumph; ich half zur Freiheit des niedergetretenen Volkes, und Sklaverei ist fester und blutiger geworden. Wie? bin ich wahnsinnig, so haben die reißenden Bestien Vernunft. Und dieser Wahnsinn ist nicht mein, sondern dein Verbrechen! Warum verfolgst du mich? Du hast mir den Sinn der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie das Licht des Auges, gegeben, warum wüthest du wider mich? Du mir das Herz voll Liebe, warum zerreißest du es? O mein armes Kind! o du Engel inmitten dieser Hölle! Loreli! Loreli!«

Hier verflossen die Worte des Greises in ein schmerzliches Wimmern.

In schwerer Betäubung unbeweglich stand unweit der Jüngling. Es rauschte, wie Strombrausen, durch seine Ohren, und zwischen dem Brausen schollen Klagen und Hader des Alten mit dem Schick-

sal. Das erschütternde, nächtliche Schauspiel des großen Verderbens hatte einen wahren Stillstand alles eigenen Denkens und Empfindens in ihm bewirkt. Aber Adrichs wiederholtes, leises Rufen von Eleonorens Namen schreckte ihn jählings auf. „Und Epiphanie!“ rief er: „Wohin ist sie gerathen? Entflohen? erschlagen? verbrannt?“

Er schwieg, über eine schauerliche Reihe von Möglichkeiten Musterung haltend; stieß einen heftigen Schrei aus, und rannte dann mitten durch die Brandstätte, daß Gluth und Funken unter seinen Fersen hoch aufstoben, gegen die Berghalde aufwärts. Er schrie durch Wald und Nacht Epiphaniens Namen. Er würde am Tage einem Rasenden geglichen haben. Er irrte durch die Wildniß umher bis der Morgenhimmel dämmerte, bis er odemlos und entkräftet eine Hütte an den Dürrenäscher Bergen ersah, wohin er, um Menschen zu finden, die Richtung nahm.

Noch lag in der Hütte, wenn etwas darin lebte, Alles vom Schlaf gebunden. Er wollte die Glücklichen nicht stören, und unter dem vorhangenden Strohdach auf einer Bank den Tag erwarten, indessen er besonnener mit sich zu Rath gehen konnte, was er beginnen müsse? Aber er sank bald in Ermüdung und Bewußtlosigkeit zusammen. Der Schlummer, mit weicher Macht, raubte ihm Erinnerung und Schmerz.

Die Sonne durchdrang schon seine feuchten Kleider mit wohlthätiger Wärme, als er erwachte, und vor seinen Augen das stille Thal von Aesch mit dem Wiesengrunde zwischen waldigen Halden, wie ein blendendes grünes Luftbild schwamm. Und in dem Bilde bewegte sich um einen Holzpfeiler der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Aenneli aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberstarrten Glieder vergessend. Aenneli trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Gruße die Hand reichte.

„Und Epiphanie?“ fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß von Adrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!“ schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlornen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moos Alles, was war; schlug Adrichs Knechte blutrünstig und zündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich rettete

mein Leben in den Wald. Zwei Stunden, und Alles lag grausam zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke stürmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geflüchtet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Walti ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben.«

»Und Epiphanie?« rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte, und das Mädchen mit starren Augen durchforschte.

»Alle Tage war sie hinab gen Kulm zu Loreli's Grab gegangen; am siebenten kam sie nicht wieder!« antwortete Aenneli: »Wißt Ihr, wie der Halmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Faneli's Wort beim Abschiede? O mein Lebtage vergeff' ich der thränenvollen Hochzeit nicht. Begräbnißtage sind fröhlicher. Wär' ich nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut' lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!«

»Und Epiphanie!« rief der junge Mensch heftiger: »Wo ist sie? Rede doch!«

»Das fraget den allwissenden Himmel!« erwiederte das Mädchen: »Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Wäldern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochenlang, und — kein Stäubchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von Niemandem gesehen worden. Niemand hatte sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem Wege von Kulm, Niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wüste Dinge. Faneli war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Addrichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Aeschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, stießen sie mich von ihren Thüren hinweg und riefen: Poch' an das Höllenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garaus gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben

Tage darauf die Kräutersucherin; nach sieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie sie mich aus ihrem Dorfe trieben, schrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Belialsmagd! Hexen-Aenni!“

Der ungeduldige Jüngling wiederholte seine Fragen um Epiphanien vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er schon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrigen Begebenheiten mit den unwichtigsten Nebenumständen erzählte, sich das Herz zu leeren.

Während dieser traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch Mutter Walti, die Eigenthümerin derselben, hervorgetreten. Die alte Frau heulte laut um das Loos ihrer zwei Söhne, welche in die Mellinger Schlacht gezogen und noch nicht zurückgekehrt waren. Indessen vergaß sie über ihr Leid die Sorge der Gastfreundlichkeit nicht, und lud den Jüngling, so wie Addrichs gewesene Magd zur Theilnahme am bereiteten Morgenessen ins Stübchen ein. Hier vernahm er, bei der warmen Milchsuppe und dem rauhen Brode, durch Aenneli's Geplauder, wenn auch nicht das, was ihm das Wichtigste blieb, doch Vieles, was ihm von nicht geringer Bedeutsamkeit war. Er hörte, daß Addrichs Tochter schon seit Jahr und Tag heimlich den Hauptmann Renold geliebt habe; auch dann noch, als sie sein verdorbenes Gemüth erkannt und ihn nie mehr vor sich gelassen hätte. Er hörte, daß sie ihrem Vater, der für das geliebte Kind alles gern that, bei seinem Abschiede zur Pflicht gemacht habe, Fabian nicht mit sich zu nehmen, ohne ihn zuvor mit Epiphanien in der Kirche zu Kulm trauen zu lassen. Sie hatte die Neuvermählte, bei deren Heimkehr von Kulm, mit wahrer Seligkeit empfangen und ihr bekannt, daß die Ueberraschung und Trauung ihr Werk, ihr letzter Wunsch gewesen sei vor dem Sterben. „Ohne diese Ueberraschung,“ hatte sie gesagt, „würdet ihr beide, ich kenne euch, noch lange nicht, vielleicht nimmer, vor Gott verbunden worden sein, und Gideons Ruchlosigkeit hätte Macht über euch beide behalten, vielleicht euch ewig zu trennen.“

Eben so berichtete Aenneli, wie Epiphanie seitdem nie wieder frohes Sinnes geworden, oft heimlich geweint, nie das Haus, bis zum Tode Leonorens, verlassen hätte. Dieser wäre am zwölften Tage nach der Abreise Addrichs erfolgt, ein ruhiges Entschlummern gewesen. Niemand wäre aber, außer den Bewohnern des Mooses, dem Sarge der Verstorbenen zur ewigen Ruhestätte nachgegangen. Selbst als der Leichenzug durchs Dorf gekommen, hätte sich, außer Pfarrer

und Sigrist, Niemand angeschlossen. Jeden Morgen wäre nachdem Epiphanie, in tiefer Trauer, mit frischen Blumen zum Grabe der Schwester hingewallfahrtet, bis sie nicht mehr zurückgekehrt sei.

Fabian, um sich das Verschwinden seiner jungen Gattin zu enträthseln, hatte auch Raub und Entführung geargwohnt; abwechselnd bald seinen Verdacht auf den Mann gerichtet, dem Epiphanie einst auf der Bampf so viel Liebe, Vertrauen und Geheimniß gewähren wollte, bald gegen den Hauptmann Renold, dessen Leidenschaft für Epiphanie, dessen Gewaltthätigkeit er kannte, dessen ausgestoßene Drohungen ihm in frischer Erinnerung lebten, und die, vom Entsetzen des bösen Gewissens, welches Gideon in der Waldbruderhütte nicht verhehlt hatte, schreckliche Glaubwürdigkeit empfingen. Da erinnerte er sich der damaligen Worte des Schweden: „Du sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe!“

„Das hat er nicht aus der Luft gegriffen!“ dachte Fabian schaudernd in sich: „Das konnte der Schurke nicht drohen, wenn er sie nicht schon in seinen Klauen hatte.“

Er forschte nun mit hundert Fragen an Aenneli, ob sich der Hauptmann nach Addrichs Abreise nie im Hause gezeigt, ob man nicht dort, oder im Moose, oder ringsum in der Gegend, unbekannte, verdächtige Leute gesehen habe.

„Nein,“ erwiederte das Mädchen: „nie, als am gestrigen Unglückstage, da das Volk aus der Schlacht kam, ins Haus drang und alles raubte. Mich aber machte der Schrecken flink, da ich die brüllenden Haufen hörte, und war zum Wald entsprungen, ehe die wilden Bauern einbrachen. Wie alles brannte und Baschi mit blutigem Gesicht in den Wald floh, und mir begegnete, — ich kannte ihn kaum an den Kleidern, — sagte er: allesammt wären es Fremde, aber er glaube sogar den Schweden bei ihnen gesehen zu haben. Doch thut er dem freundlichen, hübschen Hauptmann offenbar Unrecht, der uns so lieb war, den wir ja auf den Händen getragen haben. O, wär' er nur erschienen in der gräßlichen Stunde, wär' er nur! Ach, alles würde noch ungeschehen sein. Nun aber . . . o, wie wird der Addrich sein graues Haar über Loreli's Grab, über dem Schutt seines Hauses zerreißen, wenn er lebt, wenn er das Erschreckliche mit seinen wunden Augen schauen muß!“

Lange noch klagte und jammerte Aenneli erzählend fort. Fabian

achtete nicht mehr auf ihre Worte. Er hatte genug gehört. Denn daß Baschi den Schweden im Gewühl der mordbrennerischen Bande erkannt zu haben glaubte, ward ihm unverwerfliches Zeugniß, Gideon Renold sei Anstifter des Gräuels gewesen. Er sprang auf und wollte den verlassenen, greisen Addrich suchen; er wollte weit um nach Spuren Epiphaniens spähen: er wollte dem Hauptmann Renold nachspringen, bis er ihn gefunden. Hundert Vorsätze drängten sich ihm durch einander, und jeder schien zur Ausführung dringender, denn die andern, aufzufordern.

„Aber ich," schrie das junge Mädchen kläglich, und warf sich, ihn mit Angst umklammernd, an seine Brust, als er, dankend und Lebewohl rufend, davon wollte: „aber ich, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, muß ich arme Waise im Elend verderben und sterben? Ich stehe allein unterm Himmel und kennt mich und will mich ja Niemand mehr."

Fabian, voller Mitleiden, nahm einige Silberstücke Geldes, gab sie ihr und sprach: „Wähle den Weg gen Aarau; bringe dem frommen Dekan Nüsperli meinen Gruß, die Botschaft unsers ungeheuern Unglücks und die Bitte, sich deiner anzunehmen. Er wird dein Helfer sein! Geh', Kind, geh' mit Gott!"

Er riß sich los, eilte zur Hütte hinaus und die Höhe hinauf, von der er vergangene Nacht in Verzweiflung und Verwirrung seines Gemüthes herabgekommen war.

48.

Das Gefecht bei Herzogenbuchsee.

Sein Gang war ins Moos. Ihn rief das Mitleiden für Addrich dahin. Er schämte sich der eigenen Unmännlichkeit, den beklagenswerthen Alten in jenen Augenblicken verlassen zu haben, da sich Himmel und Erde verschworen hatten, den festen Muth des grauen Dulders zu brechen; er schämte sich des Wahnsinnes, der ihn beim Gedanken an Epiphaniens Loos hatte in der Irre umherjagen können. Mit starker Brust dem feindlichen Verhängniß entgegentretend, schien ihm das Edelste, sein Schicksal an Addrichs Schicksal zu knüpfen, der seiner Güter, seiner Kinder, selbst der Sicherheit seines Lebens beraubt, unstät und flüchtig, ein Bettler und geächtet, durch die Welt ziehen mußte. Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem wider=

wärtigen Glücke nicht zu weichen, und die Macht der Umstände nirgends zu fürchten.

Schon hauchte ihn der wüste, bittere Dunst der Brandstätte an, von den dürren Zweigen halbverkohlter Obstbäume umringt, welche vormals die verschwundene Wohnung beschatteten. So gehen getreue Diener willig mit einer geliebten Herrschaft in den Untergang, den sie nicht verschuldet haben. Aber Addrich war nirgends zu erblicken.

Als Fabian emsig die Umgebungen durchstreifte, und den schmalen Pfad, vom Moos nach Teufenthal, im Tannenhain verfolgte, fand er am Wege Addrichs runden, hochgespitzten Hut liegend, daneben das dünne Gras des Rasens eingedrückt, wie von einem Menschen, der dort gelegen gewesen. Mit heimlichem Schauder hob der Jüngling den noch vom Regen schweren Hut auf, der ihm zu deuten schien, daß diese Stätte wohl eine der Stationen des Greises am Calvarienberge seines Leidens gewesen sein möge. Er ließ sich durch ein dunkles Ahnen auf dem Fußweg bis zum Dorfe führen.

Und wirklich vernahm er schon bei der ersten Teufenthaler Hütte, wie Addrich, bei Tagesanbruch, die schlafenden Bewohner derselben mit Pochen und Rufen erschreckt und um das Unglück seines Hauses befragt habe. Schweigend, ja ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, sei von ihm angehört worden, was man vom Tode seines Kindes, vom Unsichtbarwerden seiner Nichte, vom Untergang seines ganzen Hauses zu erzählen wußte. Dann hab' er sich schweigend entfernt und, so viel sich in der Dämmerung des Morgens erkennen ließ, die Richtung gen Kulm genommen.

Auch dahin eilte ihm mit großen Schritten der Jüngling nach. Einige Kinder und Weiber, welche am Eingange des Kirchhofes still lauschend standen, und das Antlitz gegen die Gräber gerichtet hatten, verhießen, schon durch ihre furchtsame Neugier in den Gesichtern, die Nähe des Gesuchten. Fabian erblickte ihn wirklich, sobald er auf den Kirchhof trat. Der Unglückselige lag unbeweglich über dem jüngsten der Todtenhügel hingestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesicht. Fabian erkannte an den welken Ueberbleibseln vieler darüber gestreuten Blumen, diesen Zeugen von Epiphaniens Liebestrauer, der Vater habe die Gruft des Kindes nicht verfehlt. Der Jüngling aber, zitternd für das gebrechliche Leben des Greises, umfaßte ihn leise, und richtete ihn mit halbem Leibe auf. Addrich öffnete die Augen, einem Schlaftrunkenen gleich, nahm, an das Grab gelehnt, sitzende Stellung, sah

halb träumend auf den jungen Mann, auf die ganze Umgebung, auf den Erdhügel, der ihn stützte; aber beantwortete keine von Fabians mit kummervoller Zärtlichkeit wiederholten Fragen.

„Es schläft sich bei den Todten süß!“ sagte er endlich, wie für sich.

Fabian redete ihn von neuem an. Addrich ließ ihn aber, wie vorhin, vergebens Antwort erwarten, während dessen der Jüngling einige der verblichenen Blumen sammelte und bewahrte, die Epiphaniens Hand berührt und zu Todtenopfern geweiht gehabt hatte. Endlich führte Fabian den halberstarrten und entkräfteten Alten mit einiger Gewalt zum Wirthshause, wo er ihn mit kräftiger Weinsuppe erquickte, dann entkleiden half und in ein Bett brachte. Addrich hielt einen todtenhaften Schlaf von beinahe vierundzwanzig Stunden und erwachte erst am folgenden Morgen, gestärkt und mit voller Besonnenheit. Fabian, der ihn voll kindlichen Mitleidens bewachte, hatte indessen die traurige Muße mit Säuberung des verwüsteten Reisegewandes und Nachforschungen über die Ereignisse im Moose, so gut er konnte, verkürzt. Alle Nachrichten bestätigten den schrecklichen Verdacht, daß Hauptmann Gideon Renold Epiphaniens Entführung und den Mordbrand veranstaltet habe.

„Ich bin reisefertig!“ sagte Addrich: „Alles liegt für mich in der Welt abgethan. Höre zu, es klingt wunderlich:

Aus ist dein Licht geblasen,
Mit aller Hoffnung aus;
Dein Kind deckt dir der Rasen,
Die Asche dir das Haus.

Ich lebe noch und lebe doch nicht mehr. Es widert mich an, Bewußtsein im Grabe zu behalten. Doch fürchte nichts von mir Fabian, fürchte nichts. Du bist treu geblieben; darum erfüll' ich meine Verheißung, und scheide nicht, bis ich dir dein Weib gegeben habe. Komm! Gideon ist mit einem Haufen der Oberländer gezogen. Ich setz' ihm die Degenspitze aufs Herz; er soll mir Epiphaniens Aufenthalt nennen. Komm, früher ruhen wir nicht. Dann soll Feierabend schlagen. Komm!“

Sie gingen. Weil die Sage lief, daß sich der Schlachthaufen der Oberländer, etwa zweitausend Mann stark, nach der Gegend von Langenthal zurückziehe, an ihrer Spitze Leuenberg mit andern Häuptern des Aufstandes, schlugen Addrich und Fabian ebenfalls den Weg dahin ein. Doch machten sie nur eine kleine Tagreise, denn Addrichs

Kraft, in dem riesigen, nun unter eigener Last zusammensinkenden Körper, schien gebrochen; selbst sein Geist verwandelt. Nichts mehr reizte seine Theilnahme. Selbst die Botschaft, daß am Tage vorher Schybi mit den Entlibuchern, bei Root am Reußpaß Gisikon, sieghaft gegen die Luzerner gefochten, deren Hauptmann Krebsinger gefangen, deren Pulvermagazin, das in einer Scheuer war, in die Luft gesprengt habe; daß sich dort Schwyzer, Unterwaldner und Zuger geweigert hätten, gegen die tapfern Landleute die Waffen zu wenden; daß Leuenberg und die Oberländer entschlossen wären, neuerdings in den Kampf gegen die Städte zu treten, — nichts weckte Addrichs Neugier und alte Hoffnung auf. Er glich einer am Tage wandelnden Leiche. Lust und Schrecken hatten ihre Gewalt an ihm verloren. Er sprach nicht. Fabians freundliche Worte empfingen keine Erwiederung.

Den schreckhaftesten Beweis seiner Abgestorbenheit aber gab er folgendes Tages. Beide waren durch das einförmige Flachland von Langenthal, wo man nur im Hintergrunde niedrige Hügel erblickte, zwischen den Rebhägen der Matten, schweigend neben dem Dorf Herzogenbuchsee vorüber gegangen, um gen Wangen zu wandern. Denn dahin sollte sich Leuenberg gewandt haben. Als sie aber vor Herzogenbuchsee auf das Feld kamen, erblickten sie dort schon einzelne Schildwachten der Oberländer mit Hellebarden bewaffnet, und in geringer Entfernung vor sich die Schaaren des bernischen Heeres mit wehenden Fahnen aufgestellt. Fabian erschrack; Addrich warf einen gleichgültigen Blick auf das Schauspiel und setzte gelassen seinen Weg gegen die feindlichen Schlachthaufen fort. Da riß ihn der Jüngling zurück gegen das Dorf, wohin eben auch mit seinem Gefolge der bernische Feldherr Erlach vorsprengte, weil ihm die Schildwachten gesagt hatten, es sei leer von Rebellen. Aber schon bei den ersten Häusern empfing ein so mörderisches Feuer den General und seine Begleiter, daß sie in stürmischer Eile zu den Ihrigen zurückjagten. Während Fabian seitwärts sprang, schritt Addrich gelassen mitten durch den Kugelregen in das Dorf hinein. Fabian suchte ihn sogleich wieder zu finden. Allein das Dorf, in welchem noch kurz vorher die tiefste Stille geherrscht hatte, war plötzlich mit einigen Tausenden der bewaffneten Oberländer angefüllt, als wären sie durch ein Wunder hieher gezaubert. In geschlossenen Haufen drangen sie hervor, dem Feinde entgegen.

Mit Ungestüm warfen sie sich auf die Vorhut der Berner und trieben sie zurück, während Erlach langsam seine Streitmassen entfaltete. Nach einer Stunde sahen die Oberländer nicht nur vor sich, sondern auch links und rechts über die Wiesen lange blaßgraue Streifen von Pulverdampf, in denen sich Erlachs Schlachtreihen näherten. Da bemächtigten sich die Ueberflügelten eines nahen Gehölzes und setzten das Gefecht mit Wuth fort. Endlich auch hier fast von allen Seiten umzingelt und zusammengedrängt, eilten sie wieder hervor, den Rückzug ins Dorf nehmend. Schritt um Schritt machten sie dem Sieger streitig. Von Hag zu Hag war Gefecht, bis das Dorf erreicht wurde. Vertheilt in den Häusern, zerstreut hinter den Hütten, in den Gärten, unterhielten sie verzweiflungsvoll den Kampf, bis Haus um Haus in Rauch und Flammen aufging. Nun getrennt, behauptete sich noch ein Theil von ihnen lange auf dem erhaben gelegenen Kirchhofe, hinter der hohen Mauer, die zur Brustwehr diente. Andere wandten sich langsam, in voller Ordnung, stets schlagend, gegen den Wald. Andere liefen, zerstreut, fechtend, abwärts durch die Baumgärten gegen die Gebüsche und Wiesen von Oenz.

Dahin hatte der Ausgang des Treffens und die Gewalt der Umstände auch den Liebling Epiphaniens getrieben, der anfangs lange Zeit den verlornen Alten vergebens gesucht, hernach aber, den Tag über, seinen menschenfreundlichen Beruf, als Wundarzt, ohne Unterschied an Freunden und Feinden geübt hatte, die verwundet aus dem Streit schieden.

Er wandelte, unschlüssig, ob er in der Nähe des Dorfes bleiben oder sich entfernen solle, durch eine üppige Matte. Man sah und hörte hier nichts mehr, weder von Verfolgern, noch Verfolgten. Aber seitwärts, hinter niederm Weidengebüsch, ließ sich Stöhnen einer menschlichen Stimme vernehmen. Er drang durch das Dickicht, dem Klageton nach, und erblickte jenseits desselben, am schilfigen Ufer eines klaren Weihers, längs welchem ein Fußpfad hinlief, einen Kriegsmann am Boden liegend, der sich vergebens aufzurichten strebte. Das reich mit Blut benetzte Gewand desselben ließ an der Traurigkeit seiner Lage nicht zweifeln. Fabian, noch indem er sich näherte, griff zu seinem Besteck, welches er stets bei sich führte, und rief, indem er neben dem Verwundeten niederkniete: „Muth, Kamerad! Wo fehlt's?"

„Zum mindesten nicht an Courage!" erwiederte der Kriegsmann

und wandte den Kopf, um den Frager zu sehen. Fabian erschrack, als er in das bleiche Gesicht blickte und den Hauptmann Renold erkannte. „Du hier?“ rief er voller Bestürzung und Zorn, setzte aber, indem er auf die blutige Brust des schönen Mannes die Augen warf, mitleidig hinzu: „Es scheint, um dich steht's schlimm!“

Gideon aber verzog den Mund mit höhnischem Stolz und sagte: „Gelt, gefundenes Fressen für Deinesgleichen! Kannst Revange nehmen, ohne Resistenz zu fürchten. Jetzt sind wir quitt. Mach's ohne Präparatoria mit mir ab.“

„Zeig mir deine Wunden!“ versetzte Fabian, ohne auf ihn zu hören, netzte einen Schwamm im Wasser des Weihers, kniete wieder zu ihm nieder und rollte das wundärztliche Besteck auseinander.

„Kömmst post festum, Herr Medikus!“ rief Gideon: Hab' die Pillen schon aus Büchsenschmieds Apotheke empfangen, und sie purgiren mir die Seele richtig zum Leib hinaus. So will ich, als tapferer Soldat, auf dem Feld der Ehren dieser Welt Valet sagen; krepiret ihr unterdessen am Schnellgalgen.“

„Ich hoffe, Renold, du bist noch zu retten!“ sagte Fabian: „Laß dich untersuchen.“

„Mit Gunst, bleib' mir vom Hals!“ erwiederte der Verwundete: „Ich begehre keine Visitation; zwei Kugeln fuhren mir in den Leib, zweifelsohne hinten wieder aus; denn ich hielt den welschen Teufeln nahe genug vor der Mündung. Unsere Sache hat manquirt; sie hätte glorreichern Ausgang meritirt. Aber der Feind hatte uns mit Trafiquen und Pratiquen schon bei Mellingen ruinirt. Heut' schlug sich unsere Mannschaft während der Bataille heroisch. Der Feind, welcher eine wohl montirte Reiterei, Fußvolk und Artillerie gegen uns ins Feld stellte, hätte noch lange nicht Viktoria schießen können. Doch uns fehlte es im Fundament aller Kriegsoperationen: an verständigen Kriegsräthen und wohlobservirter Disciplin.“

Fabian, der unterdessen Gideons Wamms geöffnet und mit dem Schwamm das Blut von dessen Brust gewaschen hatte, sagte: „Spare deine Worte für nöthigere Dinge, denn du hast nicht viel Odemzüge mehr zu verschwenden.“

„Danke der Glücksgöttin dafür, du schelmischer Aventurirer!“ sagte Gideon mit matterer Stimme, während ihm Fabian zwei Schußwunden an der Brust mit Leinwand und Pflaster bedeckte, um das vorquellende Blut aufzuhalten. Der Soldat schien nichts davon

zu empfinden; denn ohne auf Fabians Beschäftigung zu achten, fuhr er fort: „Beim ersten Rencontre hätt' ich dich niedergesäbelt und in Präsenz deiner Maitresse massakrirt.“

„Schweig' mit deinen Prahlhansereien, Renold;“ rief Fabian: „Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Der Tod steht vor dir. Fürchte die Ewigkeit!“

„Was fürchten? was?“ entgegnete Gideon: „Ich habe andere Majestäten gesehen. Ich sterbe honorabel, wie ich es jederzeit desiderirt habe. Unterfange dich nicht, Calumnien zu spargiren, daß ich nicht bis an mein Ende ein herzhafter Kriegsmann geblieben sei.“

„Renold, bald stehst du vor dem Richterstuhle des Allwissenden; bekenne die Wahrheit, erfülle meine letzte Bitte, sage mir noch ...“

Gideon unterbrach ihn und sagte: „Molestire mich nicht. Sic transit gloria ... Alles vorbei.“

„Bekenne, du hast Epiphanien aus dem Moose entführt; bekenne, wohin du die Unglückliche geschleppt hast ...“

— Wär' das Vögelein nicht ausgeflogen gewesen, ich hätt's, dir zum Possen und Chagrin, in den Sack gesteckt. Aber das Nest war leer.

„Epiphanie ist verschwunden!“ rief Fabian mit wachsender Angst, denn er bemerkte Renolds zunehmende Schwäche und fürchtete dessen ewiges Verstummen, ehe das Geheimniß von Epiphaniens Loos enthüllt wäre: „Ich beschwöre dich, rede! Läugne nicht! Versöhne dich mit Gott und Menschen durch das Geständniß der Wahrheit. Wo ist der Aufenthalt des unglücklichen Geschöpfs?“

Renold schloß die Augen und versetzte mit leiser Stimme: „Das Weibsbild ist ... nescio ...“

„Nenne, Gideon Renold, nenne mir den Ort, um Gotteswillen, nenne ihn!“

„Nescio,“ antwortete jener leise stöhnend, indem sich die Züge seines bleichen Gesichts plötzlich entstellten und nach einigen Zuckungen in die kalte Ruhe des Todes zusammensanken.

Fabian wiederholte verzweifelnd sein Rufen. Gideon antwortete nicht mehr. Da trat der Frager schaudernd von der schweigenden Leiche zurück. Er betrachtete sie lange mit den Empfindungen des Entsetzens, Unwillens und Mitleidens. Wie er in düsterer Ueberlegung da stand mit gefalteten, vor sich hingestreckten Händen, auf die Brust gesenktem Haupte, die Blicke, unter finster zusammen-

gezogenen Augenbraunen, auf das, noch im Tode schöne Antlitz des Soldaten geheftet, rauschten Schritte hinter ihm, auf dem Fußweg am Weiher, durchs Buschwerk. Fabian wandte das Gesicht zurück und erblickte mit froher Verwunderung den lange vermißten Addrich. Er ging ihm entgegen.

„Ich hörte deine Stimme schon in der Ferne, Fabian!“ sagte der Alte: „Mit wem sprachst du?“

„Gottlob,“ rief der Jüngling, „daß uns der Himmel wieder zusammenführt. Ich suchte dich lange mit vergeblicher Mühe und hielt dich schon für verloren, gefangen oder getödtet.“

„Leere Sorge,“ versetzte Addrich, „der Tod verlangt mich nicht, und das Leben will mich nicht. So muß ich über die Erde wandern, wie der ewige Jude. Mir sind die Kugeln ausgewichen; ich wich nur den Klauen der Berner und ihrer Henkersknechte aus. Gut, daß du lebst; mit wem sprachst du?“

Fabian zeigte stillschweigend auf Renolds Leichnam und beobachtete Addrichs Miene, um zu erkennen, welche Empfindungen dieser traurige Anblick in dem Alten erzeugen würde, der fast gefühllos geworden zu sein schien.

Addrich trat langsam hinzu und blieb in stummer Beschauung stehen. Kein Zug seines Gesichts änderte. Zuweilen brummte er ein „Hm, Hm!“ in sich hinein, wie wenn ihm etwas Unerwartetes leichte Verwunderung verursache. Nach einiger Zeit murmelte er mit halbsingender halblauter Stimme:

„Vom rosenfarb'nen Munde
Erlischt die Lebensgluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein.“

Fabian erschrack und fürchtete für den Verstand des Alten, der in Versen sprach.

„Auf, auf, laß uns von hinnen eilen, Addrich!“ rief er: „denn für uns ist keine Sicherheit in der Nähe des Schlachtfeldes!“

49.

Rettung.

Er ergriff ihn am Arm und führte ihn eilends mit sich hinweg, durch Wald und Feld, ohne Rast, Weg und Steg weder meidend noch suchend, aber in gerader Richtung nordwärts, den Aarstrom zu erreichen. Unterwegs erzählte er, mit vielen beigemischten Bemerkungen, von dem letzten und kurzen Gespräch, das er mit Gideon Renold gehalten; dann entwarf er Pläne, wie sie durchs Münsterthal oder die österreichischen Waldstätte am Rhein gen Frankreich oder Deutschland entkommen könnten, und wie er, sobald für Addrich geborgene Zuflucht gefunden sein würde, in das Schweizerland heimkehren und Epiphaniens Spur suchen wolle. Addrich schien das Alles kaum zu hören und ließ zuweilen nur ein trockenes „Ja" oder „Nein" oder „Wohl möglich" vernehmen, mehr aus Gefälligkeit, oder den Frager zufrieden zu stellen, als aus Lust an Unterhaltung.

Wie sie beide nach einer Stunde durch ein stilles Wiesenthal hervortraten, erblickten sie das Ufer der Aar, und, wo sich der Bach, dessen Lauf sie verfolgt hatten, in den Strom ausmündet, einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben flickte ein junger Mann ausgespannte Netze, den Fabian, wegen der Ueberfahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verhieß. Jener betrachtete beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Gelt, ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!"

Er warf eilfertig das Garn zur Erde, sprang zur Aare, rüstete ein Schifflein und ließ die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist euch zu rathen, so fahrt stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist euer Freund nicht."

„Du bist ein Ehrenmann!" sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht hadern. Du wirst mit uns zufrieden sein."

„Danket der Mutter Gottes hunderttausendmal, daß ihr mich am Staad gefunden!" erwiederte der Schiffer: „Ich setze meinen Kopf daran, du heißest Fabian ab der Almen, und der Alte dort,

Addrich der Mooser. Jesus Maria! Nun geht's Manchem um den Hals!“

Fabian erblaßte vor Schrecken sich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?“ fragte er den Schiffer.

„Daß man nach euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!“ antwortete dieser: „Daß man kaum des Leuenberg so sehr, als euer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Gesell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen könnte, wenn ich zu Olten im Leuen Nachricht von euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannt euch beide augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als ihr vorhin am Staad zu mir tratet; den der Steckbriefträger hat euch aufs Haar genau konterfeit.“

Obwohl sich Fabian unschuldig fühlte, pochte ihm doch das Herz bei diesen unerwarteten Botschaften gewaltig, nicht minder aus Besorgniß für Addrich, als sich selber, da man ihn überall als dessen unzertrennlichen Gefährten im Aufruhr gesehen hatte.

Der Schiffer bemerkte Fabians Unruhe und sagte: „Sei du ohne Furcht, hast nicht allein im verbotenen Wasser gefischt; ich war auch dabei, als wir Landleute den Zug nach Solothurn machten und die Stadt-Hechte fangen wollten. Seitdem hielt ich mich aber im Staad mäuschenstill, und ging nicht einmal, wie die andern, auf die Höhe, die Schlacht bei Herzogenbuchsee zu schauen. Ich habe meine guten Gründe. Als diesen Morgen der Kerl von Bipp mit dem verdächtigen Gesicht kam und euch beschrieb, und was für euch geboten wäre, wußt' ich, was die Glocke geschlagen. Mich soll keiner dumm machen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen des Schiffers mit dem beängstigten Fabian, brach die Dämmerung des Abends herein. Das Schifflein glitt rasch mit dem Strom dahin.

„Es soll dich nicht gereuen!“ sagte Fabian: „Ich zahle dir eine Dublone in blankem Gold, wenn du mit uns durch die Nacht fährst; bis morgen sind wir, wo die Aare in den Rhein fällt.“

„Nimmermehr!“ entgegnete der Schiffer: „Ich kenne das Wasser nicht weiter, denn bis Brugg; und nächtlicher Weile ist mit dem Strom übel spaßen. Soll's aber gelten, so geleit' ich euch um das halbe Angebot über den Berg zu meiner Base ins Iffenthal. Da

seid ihr geborgen, besser als in Abrahams Schooße. Und eh' der Tag kömmt, bin ich wieder am Staad.“

Fabian willigte in Alles, um sich und seinem Unglücksgefährten einen Schlupfwinkel zu finden. Der Schiffer steuerte endlich dem linken Ufer und einem Erlengebüsch zu, wo er die Wanderer ans Land gehen ließ, während er den Kahn befestigte. Dann schritt er, als Wegweiser, voran über die Felder, durch Wiesen und Aecker, bis in die Nähe eines Dorfes an der Landstraße gen Olten. Hier ward eine Stunde unter freiem Himmel gerastet, um sich mit Speise und Trank zu stärken, dann der Weg ins Gebirg genommen. Es ging durch Thäler und Hügel, Tannenwälder und Schluchten, bergauf in allerlei Krümmungen bei dunkler Nacht. „Bist du des Weges kundig?“ rief Fabian dem Führer zu, der immer die kürzesten, aber nicht bequemsten Richtungen nahm. — „Hui!“ antwortete jener lachend: „den fänd ich blindlings. Zwei Jahre lang bin ich ihn gelaufen, wenn ich bei meinem Seppli zu Kilt ging; jetzt noch allwöchentlich, seit es mein Weiblein geworden. Freilich hätt' ich's lieber am Staad bei mir; aber so lange wir kinderlos sind, muß es im Haus der alten Mutter bleiben und schaffen.“ *)

Nach zwei langen Stunden erreichten die Wanderer um Mitternacht eine einsame Hütte. „Hier sind wir zur Stelle!“ rief der Schiffer: „Aber drinnen liegt Alles im Schlaf. Wartet, ich will das Seppli wecken.“ Er schwang sich am Hause auf eine Holzbiege und verschwand in einer fensterartigen Oeffnung des Estrichs. Nach geraumer Zeit ward es im Innern der Hütte laut; es schimmerte Licht; die Thür ward geöffnet, und mit brennendem Kienspan in der Hand zündete der Schiffer seinen Freunden in eine enge Stube hinein. Ein junges, hübsches, halbbekleidetes Weib, darauf bald auch ein altes Mütterchen, traten herein, hießen die Fremdlinge willkommen und bedauerten, ihnen für die Nacht kein besseres Lager, als auf Ofen und Bank, anweisen zu können. Dankbar entrichtete Fabian dem braven Schiffmann seinen verheißenen Lohn. „Nun denn,“ rief

*) Die nächtliche Heimsuchung der Geliebten von den Jünglingen, der Kiltgang, ist, wie in andern deutschen Gebirgsländern, noch jetzt in der Schweiz Sitte; eben so auch ist noch häufig, daß ein vermähltes junges Paar, zumal wenn es unbemittelt oder kinderlos ist, getrennt bei den gegenseitigen Aeltern wohnt.

dieser, nachdem noch Vieles über geheimen Aufenthalt und über mancherlei nöthige Vorsicht verhandelt worden war, „dem Hungrigen ist bald gekocht, dem Müden leicht gebettet. Ihr seid ins Trockene gebracht. Wartet geduldig, bis der Sturm ausgetobt hat. Gelobt sei Jesus Christ!“

Fabian, froh, sich und den Oheim Epiphaniens in Sicherheit zu wissen, bequemte sich ohne Mühe in die ärmlichen Verhältnisse der Berghütte und fand, wie in dieser Nacht das Lager auf der Holzbank, so in den folgenden die Ruhestätte auf dem Heu, desgleichen die Bewirthung mit den einfachen Erzeugnissen der Heerde, unendlich köstlicher, als den Aufenthalt in einer Felshöhle, an den er schon in der ersten Angst gedacht hatte. Die Flüchtlinge hätten kaum ein angenehmeres Asyl wählen können, als die hohe, grüne Einöde, in welcher Monate lang kein fremdes Gesicht gesehen ward, und wo die beiden gutmüthigen Weiber mit einem alten Knechte in Gastfreundschaft gegen die Unglücklichen wetteiferten. Das Bergthal, zwischen den beiden Jurapässen des Hauenstein gelegen, trug seine eigenthümliche wilde Anmuth. Zu beiden Seiten schwollen die alpenartigen Wiesen gegen die nahen Felsenkämme des Gebirgs auf. Im Hintergrunde hing malerisch ein armseliges Kirchlein am Berge, hoch über einem furchtbaren Abgrund. In der Nähe desselben bildeten wenige beisammen liegende, elende Hütten und einzeln im Gebirg umher zerstreute kleine Berghöfe die Gemeinde.

Während Addrich in dieser Einsamkeit die einsamsten Stätten suchte, Tage lang auf einem verwitterten Felsblock des öden Bergrückens unbeweglich da saß, selten sprach, und dann nur still grollend mit der Weltordnung oder schreckhafte Dinge ahnen lassend, schweifte Fabian ungeduldig durch das Gebirg. Gequält durch den schmerzvollen Gedanken an Epiphaniens Schicksal, ward ihm der Müßiggang und die einfache Lebensweise bald unerträglich. Er würde schon nach der ersten Woche das Iffenthal verlassen haben, um seine verlorne Gattin aufzusuchen, selbst mit Lebensgefahr, hätt' ihn nicht eine geheime Bangigkeit um Addrich oder die Menge der Schreckensbotschaften zurückgehalten, welche jedesmal der treue Schiffmann brachte, so oft derselbe im Thal erschien.

Wöchentlich gab dieser neue Berichte von der Strenge und Grausamkeit, mit welcher die Obrigkeiten gegen die besiegten Rebellen verfuhren; wie tägliche Verhaftungen erfolgten und jeder Verdächtige

angehalten würde. Fast sämmtliche Häupter und Rädelsführer der Empörung lagen schon in Kerkern und Ketten. Leuenberg war zu Trachselwald von einem seiner eigeneu Helfershelfer und Nachbarn, Hans Bierri, verrathen, nächtlicher Weile aufgehoben und nach Bern geschleppt worden. In Zofingen ward ein Blutrath von fünfzehn Personen niedergesetzt, die Eingefangenen zu beurtheilen, die Schuldigen abzustrafen. Christen Schybi, im Entlibuch entdeckt, wurde nach Zofingen gebracht, verurtheilt und in Sursee, mit drei andern Spiessgesellen, enthauptet. Adam Zeltner, der kluge Untervogt von Buchsiten, empfing in Zofingen den Todesstreich vom Schwert des Nachrichters, ungeachtet sich der französische Botschafter, Herr de la Barde, aufs dringendste für das Leben desselben verwendet hatte. Ulli Schad ward vor dem Steinenthor bei Basel mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht, während sechs andere seiner Aufruhrgenossen, sämmtlich sonst achtbare Greise, alle mit grauen Köpfen und weißen Bärten, daselbst durchs Schwert hingerichtet wurden. Gleich trauriges Schicksal erlebte Leuenberg, dem nur unter der Folter Geständnisse erpreßt werden konnten; eben so sein ehemaliger Geheimschreiber Brömmer, und mancher Andere zu Bern. Ein Schmied von Höchstätten, weil er zur Volksbewaffnung Piken geschmiedet hatte, mußte dort nach geschehener Enthauptung noch geviertheilt, und mit den vier Stücken seines Leibes an den Galgen genagelt werden. Als am Sonntag darauf (3. Juli) ein erschreckliches Ungewitter, von Sturmwinden und Wolkenbrüchen begleitet, über Bern zog, die Stadt schwer beschädigte, das Hochgericht mit den angehefteten Köpfen der Rebellen niederwarf und zertrümmerte, erkannte der Aberglaube eines Volkes, welches unter dem obrigkeitlichen Zorne zitterte, wenigstens darin zu seinem Trost des Himmels Mißbilligung so blutdürstigen Wüthens der gnädigen Herren und Obern.

Die Zahl der Hingerichteten war groß; noch größer die Zahl derer, denen vom Henker ein Ohr abgeschnitten, oder die Zunge geschlitzt wurde; die man mit Ruthen strich, aus dem Vaterlande verbannte, auf die venezianischen Galeeren verschickte, um ihren Tod in Seeschlachten gegen die Ungläubigen zu suchen, oder die man ehr- und wehrlos machte, und mit schweren Geldbußen ungroßmüthig an den Bettelstab warf.

50.

Die letzten Erscheinungen.

„Ich will lieber unter Menschenfressern, Türken, Heiden und reißenden Thieren wohnen, die ihr Gebiß nur da einschlagen, wo Hunger oder Nothwehr Blut begehren!“ schrie Fabian, „als unter diesen christlichen Obrigkeiten, die nun ihre Feigheit und überstandene Angst mit Grausamkeit verdecken, ihre Rache gleisnerisch hinter den Schild gesetzlicher Gerechtigkeit verbergen, das arme Volk erst mit Blutsaugerei und Frechheit am Boden zertreten, dann die Verzweiflung desselben an Schuldigen und Unschuldigen in blinder Wuth strafen; sich dabei gottesfürchtige, gnädige Obrigkeiten und die armen, rechtlosen Unterthanen freie, glückselige Unterthanen nennen! Verruchte Unnatur!“

„Warum tobest du, Bursch, wider die Natur?“ entgegnete Addrich gelassen oder vielmehr kalt: „Sie geht ihren bleiernen Schritt. Wir Ebenbilder Gottes haben kaum nur das Menschengesicht aus dem alten Fell der Bestialität hervorgestreckt. Wenn sich eine Nation mit der Kinderruthe züchtigen, mit der Peitsche geißeln läßt, verdient sie nichts Besseres, denn Ruthe und Peitsche.“

„O Addrich! fesselte mich nichts mehr an diesen blutgedüngten Felsenboden,“ rief Fabian bewegt, mit der Thräne heiligen Grimmes im Auge, „ich möcht' in eine Wüste ziehen und mich mit den Tigern verbrüdern. Hast du von unserm Schiffer die Geschichte des alten Weibes von Olten gehört, welches nach Zofingen lief und vor den unbarmherzigen Richtern für das Leben des Ehemannes und Sohnes, endlich nur für das Leben eines einzigen von beiden, den Fußfall wiederholte? Und als man ihr nun die schauerliche Wahl öffnete, als nach langem entsetzlichem Kampf des Mutterherzens und der Gattenliebe die eheliche Zärtlichkeit überwog, — da hohnlächelte gefühlloser Witz über die Betrogene. Das scheint mir die höllische Krone auf das Haupt alles Frevels zu legen!...

„Still, Bursch!“ erwiederte Addrich: „Trag' Sorge für deine junge Haut. Wo Tyrannen wohnen, haben die Steine Ohren.“

Er hatte nicht Unrecht. Denn der Pfarrer des Iffenthals hatte den Aufenthalt der Flüchtlinge entdeckt, das Weib des Schiffers berufen und ausgeforscht, und demselben darauf geboten, reinen Mund zu halten, über Alles, was er gefragt und gesagt. Die junge Frau

aber gehorchte mehr der Stimme ihres Mitleidens, als des Beichtigers, und warnte die Fremdlinge angstvoll. Da blieb diesen die abgelegene Einöde kein Asyl mehr.

„Fort denn,“ sagte Fabian, „das Leben zu retten, muß das Leben gewagt sein. Versuchen wir's durch das unwegsame Gebirg, an den bewohnten Höfen und Bergdörfern vorüber, das kaiserliche Gebiet am Rhein zu erreichen.“

„Mir gleich!“ entgegnete Addrich gleichgültig: „Mein Leben kannst du nicht retten. Hätte ich kein Wort gegeben, es wäre längst weggeworfen. Ich folge dir. Die grüne Schaale des deinigen hält noch einen Kern; der meinige ist vermodert.“

Mit Dank und gerührtem Herzen schied Fabian, Addrich aber stumm, von der gastfreundlichen Berghütte, in der folgenden Morgenfrühe, ehe der Tag graute. Dicker Nebel lag auf dem Thal und verbarg ihre Flucht, aber zugleich auch Weg und Gegend so sehr, daß sie erst mit Sonnenaufgang aus der Bergschlucht hervortraten, durch welche ihnen ein wildes Waldwasser zwischen Felsenschutt den Ausgang zur Heerstraße über den untern Hauenstein gezeigt hatte.

Wie sie den gähen Felsenweg emporstiegen, dessen letzte Höhe droben eine blaugraue Wolke, längs den Klippen gährend, bedeckte, wurden sie bald eines Wanderers gewahr, der vor ihnen, in städtischer Tracht, gemach bergauf schritt. Fabian drückte das braune Sammetbaret tiefer in die Augen, und, das Gesicht abgewandt, eilte er an dem Manne vorbei, indem er trocken einen Morgengruß sprach.

„Heda! Halt!“ rief der Wanderer: „Sonntag und Montag kommen alle Wochen zusammen, aber nicht Menschen. Es freut mich, Herr Freund, Euch hier zu treffen und mit Euch gleichen Weg zu machen, wenn Ihr nicht wie ein Bürstenbinder laufet.“

„Schon früh auf den Beinen!“ antwortete Fabian, der den wohlgemuthen Meistersänger von Aarau erkannte, und sich von Herzen nun des alten Bekannten erfreute: „Was gibts Neues? Jetzt ist wieder Ruh' und Sicherheit im Land und das Regiment frisch und wohl bestellt.“

„Ja, ja, Herr Freund! es wird aufgeräumt, wie sich's gebührt. Nur sag' ich, frische Besen wischen wohl, doch gehen sie nicht in die Winkel. Den Erzrädelsführer Addrich haben sie noch nicht gefunden; wer weiß, wo er steckt? Hat aber der Teufel den Sattel, so holt

er auch den Zaum. Ich wette, der trägt sein Kupfergeld nicht lange mehr auf der Nase herum. Heut' oder morgen hängt er in Scharfrichters Dohnenstieg, oder läuft wenigstens mit nacktem Rücken durch den Besenmarkt. Er hat's um mich allein schon verdient. Und säß' er in einem Dachsloch, ich kröche hinein, und holte ihn heraus.«

»Kannst ihn wohlfeiler haben!« sagte Addrich, der jetzt von hinten herankam: »Hier bin ich. Wie viel hat man für mich geboten?«

Meister Wirri stand still, und starrte den Alten verblüfft an; faßte sich aber bald und sagte halb ängstlich, halb freundlich zu ihm: »Nun, nun, ich hoffe, Ihr werdet Spaß verstehen, Herr Freund. Ich hatte Euch wohl gesehen und nur dergleichen gethan, Euch Furcht zu machen. Ich soll Euch auch höfliche Grüße bringen von meinem Aenneli, das ehemals in Euerm Dienste stand und Euch noch immer belobt.«

»Ist's dein Aenneli geworden?« entgegnete Addrich mit gleichgültiger Miene.

»Gelt, das nimmt dich Wunder!« rief Wirri, der sein Vergnügen nicht verbergen konnte, den furchtbaren Alten schnell auf ein anderes Gespräch zu leiten: »Nun, was nicht ist, kann noch werden. Es lebt beim hochwürdigen Herrn Dechanten Herrentage, und das Jünglein geht ihm noch immer, wie der Bachstelze der Schwanz.«

»Wie viel also hat man für mich geboten?« fragte Addrich wieder.

Den Spielmann machte die Frage wieder ganz ernst, doch zwang er ein Lächeln durch die ersteiften Gesichtsmuskeln und versetzte: »Ei was? macht doch aus der Pille keine Bombe. Jedermann begriff, es ging auf den alten Socken nicht länger, und die Bauern hatten ihr Recht. Niemand verdenkt's Euch. Hättet Ihr nur Euer Eisen geschmiedet, als Ihr vor der Esse waret. Aber da wollte jeder von den Bauern sein eigen Kraut schmalzen. Und wenn zwei Hunde an einem Bein nagen, kommen sie selten überein. Das war das Unglück. Ein Mann wie Ihr, Herr Freund, hätte das Ruder führen müssen, aber kein hochmüthiger Tölpel, wie der Leuenberg, der sich meinte, als höre er die Flöhe husten und das Gras wachsen, und den Kopf im Gehen streckte, als ob er einen Degen verschluckt hätte.«

»Schweig, Mops!« entgegnete der Alte: »Laß die Todten ungelästert. Er starb wenigstens für etwas Besseres, als wofür du lebst.«

„Nun ja, stimmte Wirri verlegen ein, „es gibt Mancher mehr um die Karrensalbe, als er mit Karren verdient.“

„Ich rede von der Landfreiheit!“ sagte Addrich.

— Richtig! ach die liebe Freiheit! Man kauft sie allezeit theurer ein, aber verkauft sie um einen Pfifferling wieder. Glaubt mir's. Der Welsche versingt sie, der Deutsche vertrinkt sie, der Franzos vertanzt sie, der Holländer verschachert, der Spaniol verbetet, der Schweizer verschläft sie. Kann der Bauer nicht Landvogt werden, muß er seinen Käse selbst von der Alp tragen.

„Ich merke,“ sagte Addrich, „du bist einer, der mit allen Winden segeln will.“

Fabian, der die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken wünschte, fiel hier mit der Frage ein: „Wohin geht die Reise so früh, Meister?“

„Ich komme von Olten und ziehe nach Basel. Man muß viel für den lieben Gott und für's liebe Brod thun. Der wohlehrwürdige Herr Dechant hat einmal sein Vertrauen zu mir, drum muß ich und kein Anderer seinen Brief nach Basel tragen, an den ..., an den Dan ... Din .. Don .. Dar ... Ihr kennet ihn ja. Ich bringe leichter zehn Kletten in den Hals, als den verwünschten Namen heraus!“ Er griff in's Wamms und zog einen Brief hervor, um die Aufschrift zu lesen.

Fabian, der auch den Herrn von Grönkerkenbosch wegen Epiphanien in Verdacht genommen, stutzte, als er vom Briefwechsel des Dekans mit jenem Manne hörte, und der Gedanke ging ihm auf, er könne hier Licht für seine Finsterniß finden.

„An Don Nardo?“ rief der Jüngling auffahrend und riß den Brief aus der Hand des Spielmanns ungestüm an sich.

„Richtig!“ antwortete der Meister Wirri und setzte hinzu, indem er mit schälkisch drohender Miene auf Addrich deutete: „gebt das Schreiben nicht weiter. Da steht ein Männlein, das mir schon einmal den Botenlohn verdarb und einen Brief öffnete, der nicht für ihn geschrieben war.“

„Das kann ich selbst, und werde es beim Dekan Rüsperli verantworten!“ sagte Fabian, riß das Siegel auf und durchflog mit brennenden Augen hastig die Zeilen.

Meister Wirri stand verduzt mit offenem Munde da, und als er die Sprache wieder gewonnen, stammelte er halb scheu, halb zornig:

„Plagt euch denn . . . Gott sei mir gnädig . . . da muß einem der Hafen, ohne Feuer, überlaufen; anderer Orten nennt man das Straßenraub. Aber spornstreichs kehr' ich um und klag' es dem Herrn Dechanten. Er wird euch Späne unter den Speck hacken. Geduld!“

„Schweig!“ rief Addrich und hob eine geballte Faust drohend.

Meister Wirri duckte sich und nahm hastig den Rückzug nach Olten, indem er rief: „Zwischen Fuchs und Wolf ist bös spazieren gehen. Behüt' Euch Gott! Es gibt noch Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Den Streich schreib' ich Euch nicht mit Kohlen in den Kamin.“

Während er sich brummend entfernte, zwar immer zurückkehrte, aber eben so oft den Rückzug antrat, so oft er Addrichs Bewegung gegen sich erneuern sah, las Fabian den Brief. Er war in lateinischer Sprache geschrieben, dem Jüngling der Inhalt dunkel. Folgendes ungefähr sagten die Worte des Dekans an Don Nardo:

„Ach, daß wir Wasser genug hätten in unserm Haupt, und unsere Augen Thränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht weinen möchten. Jer. 9. Dir wäre besser gewesen, du wärest von der Höhe des Felsens gestürzt, oder mit einem Mühlstein am Hals in die Tiefe des Meeres gefallen, daß du nur das zeitliche und nicht das ewige Leben verloren hättest.

„Addrich hat, wie Dathan und Abiram, schwer gesündigt, als er von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit abfiel. Aber seine Schuld ist federleicht, neben deinem Hochverrath an Jesu Christo. Denn du hast in deiner Apostasie eine Sünde gegen den heiligen Geist gethan, die nie vergeben wird. Ich darf nicht mehr der Freund dessen sein, der Gottes Feind geworden ist; mein Haus hat für dich nur verschlossene Pforten. Darum, bist du in Basel: so bleibe; trifft dich dies Blatt schon auf der Straße gen Aarau: so kehre um und sei gewarnt! Denn den Jüngling, den du suchest, findest du nicht. Wir wissen nichts von ihm.

„Wehe, daß dich der böse Geist blendete und du in die Fallstricke der spanischen Katholikin fielst! Hätten die Wilden der philippinischen Inseln dir den Todesstreich versetzt, als nur dein Antlitz mit einer Narbe entstellt: du würdest minder zu beklagen sein, denn deine arme Seele wäre gerettet worden. Aber alle Tonnen Goldes, die du von deinem reichen Weibe dort ererbt hast, weil du dessen Leben von den Barbaren befreitest, sind kein Lösegeld aus der Verdammniß. Und

hättest du ganz Ostindien, ja die ganze Welt gewonnen, was hülfe es dir, nun du Schaden an deiner Seele genommen?

„Ich unwürdiger Diener des göttlichen Wortes beschwöre dich bei den blutigen Wunden meines lieben Herrn und Heilandes, kehre zurück zur wahren, evangelischen Kirche, in der du geboren und erzogen worden bist, und verführe nicht das Mägdlein zur verfluchten Abtrünnigkeit. Ich werde dieses Kindes Seele vor dem Thron Gottes einst wieder von dir fordern. Noch einmal, kehre zum wahren Glauben an Jesum zurück; dann darf ich dich wieder sehen, sonst nie! Ich werde zu Gott Tag und Nacht schreien, daß er dein Herz bewege und dich auf den Weg des Heils zurückführen wolle.“

Versunken im Erforschen und Denken des Sinnes dieser Zeilen, und in unruhigen Ahnungen über das vom Dekan bezeichnete Kind oder Mägdlein, war Fabian mit scharfen Schritten, lesend und wiederlesend, gegen die wüste Höhe des Weges hinangekommen, unbekümmert um Addrich und Wirri, die hadernd zurückgeblieben waren. Als er die Augen aufschlug, sah er sich schon von jener Wolke umfangen, die er vorher über sich auf dem Rücken des Gebirgs erblickt hatte. Ein frostiger Luftzug strich ihm zwischen den schroffen, kahlen Felsen entgegen, aus deren Klüften die Gebüsche durch den falben Nebel, wie seltsame, lebendige Gestalten nickten und gaukelten. Aber eine andere Gestalt lösete sich vor ihm aus dem Innern der Wolke zu immer bestimmtern Umrissen. Er erkannte einen Reisigen, der sein Roß am Zügel führte. Es stand plötzlich Don Nardo neben dem Rosse, im Begriff, zum Dechanten nach Aarau zu reisen.

„Halt!“ schrie Fabian, und zog den Degen: „dich sendet Gott selbst in meine Gewalt. Steh' mir Rede! Steh'!“

Don Nardo, des Ueberfalls nicht gewärtig, stand anfangs betroffen da; wie er aber den Jüngling erkannte, sagte er gelassen: „Ich ließ mir's keine Geldsummen kosten, wochenlang Leute auf allen Wegen nach dir auszusenden und dich zu suchen. Aber daß du in diesen Wildnissen Räubergewerb führest, ließ ich mir nicht träumen. Kennst du mich nicht, Unglücklicher?“

„Steh' mir Rede!“ rief Fabian und setzte ihm die Degenspitze auf die Brust: „Du, du hast Epiphanien entführt, die Nichte Addrichs, mein Weib!“

Während er sprach, tönten viele Pferdehufe, und neue Gestalten schwebten im Nebel, wie dunkle Schatten, heran. Ein lauter Schrei

erscholl: „Morde meinen Vater nicht!“ und mit dem Schrei schlug ein weiblicher Arm den Degen Fabians auf die Seite. Der Ton klang betäubend in des Jünglings Ohr und erschütterte sein Wesen, daß ihm aus der gelähmten Faust das Schwert zu Boden fiel. Aber die Retterin bebte, als sie des Jünglings recht ansichtig ward, erst mit Erschrecken zurück; dann erhob sie laut weinend die Arme, und rief: „Fabi! ach, Fabi! du selbst!“ und sank an seine Brust. Er starrte unbeweglich auf sie nieder, und stammelte todtenblaß und mit zitternden Lippen: „Faneli! meine Seele! o mein Leben!“

Indessen beide im Sturm der ersten Seligkeit, sich wiedergefunden zu haben und umfaßt zu halten, Alles vergaßen, was um sie her war, kam Addrich odemlos den jähen Bergweg daher geeilt. Er hatte das Geschrei auf der Höhe vernommen, und seine Schritte alsbald verdoppelt, weil er befürchtete, Fabian sei von ausgestellten Wachten im Nebel überfallen und gefangen worden. Entschlossen, ihn zu befreien, und beim Anblick der Rosse und Menschen in der wolkigen Umdämmerung die Wahrheit seines Argwohns nicht mehr bezweifelnd, zuckte er das Schwert und schwang es gegen den Ersten, der ihm aus dem Haufen entgegen trat. Doch wie vom Schlag getroffen, sank der gehobene Arm schlaff zurück. Sein Gesicht war vom Entsetzen schreckhaft entstellt. Die finstern Augen starrten, als wollten sie ihre Höhlen verlassen, aus der rothen Umfassung der Augenlieder grausig vor, wie eine veraschte Kohle aus der Gluth. Er lallte mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: Das ist mein todter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den sonst nichts aus seinem stillen Gleichmuth warf, verlor hier die Fassung, fuhr bestürzt zurück und rief: „Addrich!“ -- Aber der vielerfahrne Mann sammelte sich schnell zur Besonnenheit und sagte: „Unglücklicher, du bist der Gräuel des Landes geworden, wie du keinen Gott hattest, als dein schreckliches Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh' dies Land, das dich verflucht, mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt.“

Addrich wich schaudernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: „Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?“

Don Nardo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: „Still davon, mein Bruder. Oder, wenn du es denn willst, so höre Alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und Vorsehung hat gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!“

„Mensch, was habe ich mit dir zu schaffen?“ sagte Addrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: „Bist du nicht der auserkorne Quälgeist meines Daseins? Hast du dem verstoßenen Knaben nicht schon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? — Du, und kein Anderer, hast mir Epiphanien entwendet, mir und dem Gatten.“

„Laß den alten Hader fahren!“ rief der Stiefbruder mit besänftigendem Ton: „Das Herz der Andern ist in keines Andern, denn in Gottes Gewalt; ihre Liebe war ja nicht meine Schuld, nicht mein Verdienst. Und dort steht Epiphanie! Ich mußte sie entweden, weil ich sie nicht fordern durfte. Du bist wegen deines Unglaubens, ich wegen des alleinseligmachenden Glaubens geächtet. Ich darf nicht mehr in der Heimath meiner Väter ohne Gefahr wandeln, weil ich zur römisch-katholischen Kirche heimgekehrt bin. Ich stehe rechtlos vor euern Richtern, und meine Tochter würde mir vom Glaubenshaß eurer Obrigkeiten verweigert worden sein. Selbst jener Landvogt, für den ich, du weißt es, Vermögen, Würde, Alles verlor, er, dem ich mich zuerst und einzig offenbarte, hatte nur so viel Dankbarkeit erübrigt, mich zu warnen, nicht Berner Grund und Boden zu betreten, als wär' ich ein Aussätziger.“

Addrich schien der Worte seines Bruders nicht zu achten, sondern in andern Gedanken vertieft, stand er mit zur Erde gewandtem Blick da.

„Nun, Alter!“ fuhr Diethelm fort nach einigem Schweigen, in welchem er den finstern Greis mitleidsvoll beobachtete, „Hand her! In den Wolken des Himmels, hoch über der Erde, führt uns die Hand Gottes zusammen auf der vaterländischen Höhe. Hand her! Das Vergangene sei vergangen! Ich will alle deine Sorgen von dir nehmen.“

Hier richtete Addrich das Haupt empor und sprach: „Ich habe deine Tochter, die du verlassen hattest, jenem Jüngling Fabian ab der Almen zum Weibe gegeben, daß sie nicht schirmlos bleibe.“

Mit sanftem, billigendem Kopfneigen erwiederte Don Nardo: „Er soll mein Sohn sein.“

Addrich warf den Blick suchend durch den Nebel, schritt an seinem Bruder vorüber zu Fabian und Epiphanien hin, die noch einander fest umschlungen hielten und bei seinem Erscheinen mit Seligkeit in Stimm' und Blick riefen: „Addrich! o Addrich! aller Schmerz und alles Weh hat nun sein Ende!“

„Alles!“ murmelte Addrich. Da sein Bruder herankam, wich er langsam zurück, seitwärts, sinnend, in den Nebel, wo er, wie ein düsterer Schatten, zwischen Felsen irrte.

„O mein Fabi!“ rief Epiphanie, indem sich den zärtlichen Blick, noch schwer von Freudenthränen, zu dem Geliebten erhob: „Nimm deinen Vater an deine Brust!“

Fabian hielt mit einer Hand die schöne Gattin fest, als fürchte er, sie könne ihm noch einmal entrissen werden; mit der andern Hand entblößte er vor Don Nardo das Haupt und sagte: „Epiphanie, Eure Tochter, ist mein mir anvermähltes Weib. Ich fleh' um Euern Vatersegen.“

„Du sollst mein Sohn sein!“ antwortete mit gütigem Blick Don Nardo, indem er seine Hand auf Fabians Scheitel, wie zu einem Segen legte: „Des Himmels Wille waltet unverkennbar. Dich, den ich nebst Addrich seit sieben Wochen von so viel ausgesandten Leuten vergebens suchen ließ; dich, von dem nie eine Spur entdeckt ward, dich leitet Gottes Hand mir selbst wunderbar entgegen. Wir waren im Begriff, nach Olten, deinetwillen, im Begriff zum Dekan Nüsperli ...“

„O wie viel Angst hab' ich für dich getragen, Fabi!“ seufzte Epiphanie und küßte ihres Lieblings Hand.

„Verzeiht mir,“ sagte Fabian zum Herrn von Grönkerkenbosch, „wenn ich Euch verkannt und im Irrthum beleidigt habe. Warum verhehltet Ihr mir doch, daß Ihr der Vater meines Faneli wäret? Warum verbarget Ihr Euch, den ich wohl als Herrn Diethelm kannte, hinter falschen Namen?“

„Mein Nam' ist ächt aus der Taufe!“ erwiederte jener: „Ich heiße Leonhard Diethelm. Unter fremdem Himmel streift' ich Alles

ab, was mich an Unglückstage mahnen mochte, selbst den Namen. Ich ward glücklicher, als Leonardo, denn Diethelm je gewesen war; dir aber, junger Freund, wie konnt' ich dir vertrauen, den ich nicht kannte? Ich wußte nur durch Sagen von einem leichtfertigen Gesellen, der um meine Tochter bei Addrich würbe, einem lockern Kriegsknecht. Lange hielt ich dich für ihn."

Fabian umarmte den Vater Epiphaniens und sagte mit Herzlichkeit in Geberd' und Ton: "Seid mein Vater! Ich will Euer gehorsamer Sohn sein. Geht nicht gen Olten! nicht gen Aarau! Euer harrt kein freundlicher Empfang."

Don Nardo küßte des Jünglings Stirn mit sichtbarer Rührung und legte Epiphanien an des Jünglings Herz: "Hier ist dein Weib!"

In diesem Augenblick zerriß der graue Nebel um sie her, wie ein Vorhang des Himmels, und schlang sich goldgesäumt um die Scheitel der Berge. Die Sonne mit blendender Pracht überstrahlte die schroffen Felsen und grünen Gebüsche der hohen Einöde; und von jedem Halm blitzte, in wechselnden Schimmern, ein flüssiger Diamant am reinen Morgenlicht. Wie liebende Seelen, die sich nach dem Tode des Leibes im Elysium begegnen, standen Fabian und Epiphanie, einander umfangend, stillbewundernd, mit stummer Zärtlichkeit um Liebe fragend. Des Vaters Blick ruhte lange Zeit mit Wohlgefallen auf dem schönen Paar, das Ueberirdischen glich. Endlich wandte er sich zu seinen Dienern, welche bei den Rossen in einiger Entfernung harrten, und rief: "Wendet um! wir kehren nach Basel zurück. Wo aber ist mein Bruder?"

Addrich war im Nebel verschwunden; keiner von den Dienern hatte ihn wahrgenommen. Nun ward er von allen Seiten gerufen. Es tönte keine Antwort. Er ward von Allen gesucht; nach zwei Stunden hatte ihn Keiner gefunden.

"Lasset ab!" sagte Fabian: "Den Unglücklichen drückt die Seligkeit der Glücklichen. Er ist allein hinüber, wohin wir beide heut' wollten, durchs Gebirg in des Kaisers Gebiet."

Also stieg der ganze Zug hinab auf der andern Seite des Hauensteins, wo sich der Weg minder steil zum einsamen Bergdorf von Läufelfingen niederzog. Auch hier bot Don Nardo Geld aus und versandte Leute, den Verlornen im Gebirg zu suchen, oder ihm durch die Bergwildnisse gegen das Frickthal zu folgen, wohin er sich wahr-

scheinlich gewandt hatte. Man verhieß, ihn in der Stadt Basel zu erwarten. Dahin wandte sich der Zug.

Nach drei Tagen kam zu Don Nardo Botschaft. Man hatte den Leichnam eines Greises in einem Abgrund gefunden, in welchen derselbe von einer schroffen Felswand, vielleicht in den Nebeln verirrt, herabgestürzt war. Don Nardo verschwieg, was er wußte, um den Himmel seiner Kinder nicht zu trüben. Er offenbarte ihnen erst lange nachher auf seinem Schloß am Rhein Addrichs Ausgang.

Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Der Stoff dieser Geschichte ist nicht mehr ganz unbekannt. Reisebeschreiber und Historiker erwähnten der außerordentlichen Begebenheit, welche in diesen Blättern erzählt ist. — Mit vielen Nebenumständen machte sie zuerst ein Unbekannter in den *Pièces intéressantes et peu connues, pour servir à l'Histoire etc.* weltkundig. — Fast auf gleiche Art beschrieb sie der Chevalier le Bossu in seinen *Nouveaux voyages d'Amérique septentrionale.* Doch ihm selbst schien sie an Fabel zu grenzen. Je vous avoue (sagt er S. 48), que quoique je tienne tous ces faits d'un *assez grand nombre* de personnes *dignes de foi*, je ne voudrais cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geschichtschreiber Rußlands verschweigen das Faktum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet sogar den Tod der Großfürstin mit einer Umständlichkeit, welche fast die Wahrheit desselben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, (Jahrgang 1797, Mai), befindet sich unter der Rubrik: die deutsche Prinzessin, ebenfalls ein Auszug jener Geschichte, mit einigen nähern Umständen über den letzten Aufenthalt der Fürstin in Europa.

Erstes Buch.

I.

An Laurent Bellisle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg, 13. August 1714.

Endlich, geliebter Bellisle, endlich sind meine Wünsche gekrönt! Bald kehr' ich nun in ihre Arme zurück, um im Schooße der länd-

lichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu verleben. O wie ungeduldig sehn' ich mich nach dem Augenblicke der ersten Umarmung! und wie viele hundert Stunden sind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon seit einem halben Jahre bat ich um Entlassung. Vor wenigen Tagen erst erhielt ich sie, und zwar von Sr. Majestät, dem großen Czar selbst, in den gnädigsten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der russischen Monarchie unvergeßlichen Tage von Aland bei, wo fast die ganze schwedische Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich focht auf dem Schiffe und an der Seite des Czar, welcher diesmal unter dem Admiral Apraxin die Vorhut befehligte. Der schwedische Vice-Admiral Erenschild, uns fast an Stärke gleich, eröffnete den Angriff, indem er eine Fregatte vorrücken ließ, um unsere Bewegungen und unsere Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tausend Schlünden alle Schiffe einander Verwüstung und Tod entgegen. Der Czar, mitten im Dampf, Flamme und Vernichtung, war so kalt, ich möchte sagen, heiter, als schwebe er in seinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins um's andere, ward er bald Matrose, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geistesgegenwart, sein Heldenmuth hätte auch den feigsten Knecht beseelen müssen. Zwei Stunden dauerte der höllische Kampf; Trümmer und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geschütz rauschte unaufhörlich, das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns, der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, sie zu trennen, einen Theil derselben zu umzingeln zwischen den Klippen, und sie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach diesem Siege so vergnügt, wie ich ihn nie gesehen. Mehrere der vornehmsten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbei, ihm Glück zu wünschen. „Wer hätte das vor zwanzig Jahren denken sollen," rief der Czar, „daß wir Russen in selbsterbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten!"

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Aland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, ließ er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Befehle, trank ein großes Glas voll Branntewein mit einem Zuge leer, stand dann auf,

umarmte mich und sagte: „Junger Mann, du hast dich brav gehalten! Wie heißt du?“ — Chevalier d'Aubant, Ihre Majestät. — „Gut, sollst Obrist sein! geh' an deinen Posten, und diene mir ferner wie heut'!“

Die Gnade des Czar rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlassung zu begehren. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von meinen Verhältnissen in Frankreich, vom Tode meines Vaters, und von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumstände meiner Familie in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich schweigend an, drückte mir dann die Hand, und sagte: „Ich verliere ungern wackere Leute; aber geh' denn, ich will's nicht wehren.“

Bald nachher, sobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlassungsbrief ausgefertigt, nebst der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Festen des Hofes Theil zu nehmen, so lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen schlägt man nun nicht gern aus, besonders, da ich noch einen Theil meiner fahrenden Habe erwarten muß, welche in Moskau zurückgeblieben ist. Ich beschäftige mich inzwischen, die neuen Anlagen zu sehen, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hilfe nehmen, um nur das Alles mit seinen Augen durchlaufen zu können, was dieser außerordentliche Mensch in einem so kurzen Zeitraum erschaffen hat. O wie elend winzig ist das Leben von tausend Königen gegen das Leben dieses Einzigen, in welchem fast jede Stunde die Geburtsstunde eines riesenhaften Werkes ist!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter seinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII besiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihete ihn zu den ersten Feldherren seiner Zeit; auf den Gewässern von Aland gewann er den Ruhm des Seehelden, und sich, von ihm selber, die Würde eines Vice-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newastroms eine neue Stadt; er selbst war Baumeister und Meßkünstler; jetzt dehnt sich dort das unermeßliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtausend Russen und eine zahllose Menge schwedischer Kriegsgefangener sind täglich beim Bau beschäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, sind nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetz-

geber und Umwandler seines Volks zugleich. Er führt die barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der herrschsüchtigen Priester Glaubenswüthigkeit und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschafft; er selbst ist das Haupt des Klerus. Er hat sich ein neues Volk gebildet, sich Armeen geschaffen, sich eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moskowitischen Landes Altäre errichtet. — Diesem Manne darf seine Nachwelt kein Denkmal bauen, denn jedes wäre armseliger Tand und Zeuge eines beschränkten Geistes der Erbauer. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigener Hand für die Ewigkeit aufführte, steht. Europa und Asien sind die Basis desselben, sein Name ist — Rußland.

Aber was treib' ich? Verzeihen Sie, lieber Bellisle, wenn Sie statt eines Briefes eine Lobschrift auf den großen Mann erhalten, der, so lange die Geschichte der Welt erzählt hat, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tausend Fürsten der tausend Völker, die einst waren. Romulus und Numa, wenn sie eine Räuberhorde zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was ist ihr Werklein neben dem russischen Koloß, umringt von ungleich polizirtern Staaten? Karl der Große dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes gesehen, wird mich dahin begleiten, und unter dem ungeheuern Maßstab, mit welchem ich künftig die Verdienste unserer Minister, Feldherren und Fürsten messen werde, wird zu einer Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, was ich sonst für bewunderungswerth gehalten. Zum Hofmann wenigstens bin ich einmal bis auf den Grund verdorben.

O Bellisle, wie dünkt sich jedes Fürstlein groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal eingerichtet ist, den Staub abgeblasen, daß es nicht stocke! Wie bläht sich ein General, und meint, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe Niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Minister oder Rathsherr von seiner Herrlichkeit, wenn er einen Gesetzesentwurf gegeben und dessen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel sind die unfehlbaren Zeugen der Geisteskleinheit. Mit stiller Majestät geht der Strom, wo er reichbefrachtete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schicksal aller Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erscheinungen aus einer bessern Welt, in die unsrige treten, um sie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo man ihn verehren sollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tausend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern verwünschen ihn; die Bojaren lästern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Gesindel, der träge erdenklößige Pöbel in allen Ständen, deren Ansehen, Geburtsrang, Herrschaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, diese moralischen Vielfraße, welche nichts als ihr eigenes, schwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von Vernunft und Tugend gebotene Bessere, sich nur in ihrem alten, hergebrachten Schlamme wohl fühlen — alle diese bilden eine alberne, feige Verschwörung um den Erhabenen. An ihrer Spitze steht des Czars eigener Sohn — der Großfürst Alexis.

Dieser junge Mensch, weit entfernt, wie einst Alexander, um die Großthaten seines Vaters zu weinen, daß sie ihm nichts zu thun mehr übrig lassen, spielt den Altklugen, und zuckt die Achseln über die Erhabenheit dessen, der sein Urbild sein sollte. Er meidet den Hof, und gibt sich mit unwissenden Russen ab, die seiner Eitelkeit schmeicheln, und mit ihm im Branntweinsaufen wetteifern. Ist er in Moskau oder Petersburg, so sieht man ihn, statt von Künstlern, Gelehrten, Feldherren und Staatsmännern, von schmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn benedeien, als ächten, altgläubigen, braven Russen, der den heiligen Schlendrian liebt, und Neuerungen haßt, in denen sie nicht glänzen können, weil sie nicht Geist, Bildung und Kraft genug haben. Jetzt ist der Großfürst Alexis in den Bädern zu Karlsbad, wohin er seine Beischläferin Euphrosine, ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, eine Finnländerin, glaub' ich, mitgeschleppt hat. Sein Vater, der Czar, soll deswegen aufgebracht gegen ihn sein, besonders da die Gemahlin des Großfürsten erst seit Kurzem von einer Prinzessin entbunden worden, und in gefährlichen Umständen war. — Doch kein Wort mehr von diesem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten hoffen, daß er der Wiederhersteller ihrer langen Bärte und abenteuerlichen Landestrachten sein soll.

Morgen mehr! Heute ist Ball im Peterhof.

---

14. August.

Sie müssen nun freilich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläufige Hauptstadt des russischen Reichs, welche kaum seit zehn Jahren dasteht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unserm Paris. Sie suchen vergebens die Louvres, Tuilerien, Notredames, Boulevards und Quais. Hier sind die meisten Häuser noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Axt glatt gehauen sind, ungefähr wie die Hütten schweizerischer Alpendörfer. Sie sind mit Schindeln oder auch nur mit Brettern gedeckt, und, um den Regen besser abzuwehren, hat man die untere Dachseite entweder mit Rinden von Birkenbäumen oder die obere mit grünen Rasen belegt, daß sie im Sommer, von oben herab angesehen, Bruchstücken einer von Erdbeben gebrochenen Wiese gleichen. Es gibt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czar, des mächtigsten Monarchen von Europa und Asien, erhebt sich am Ufer der Newa, aus Mauersteinen erbaut, zwei Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Festung übersehen kann. Auf Befehl des Czar müssen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude massiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Steinhauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermeßliche Petersburg stellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichsam von Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt selbst ist noch Alles so neu, daß ich Ihnen nicht einmal sagen kann, wo ich wohne; denn die wenigsten Straßen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß sich durch bekannte Leute führen lassen, um nicht in dem weiten Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher ist nicht reizend, sondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewässern, unfruchtbaren Heiden und Wildnissen. Alles das erwartet noch eine ordnende, verschönernde Hand späterer Zeiten. Der Pflug hat diesen kaltgründigen Boden nur in sparsamen Versuchen hin und wieder aufgebrochen. Alles ist daher theuer, weil die Lebensmittel aus den entlegensten Gegenden viele hundert Stunden weit zugeführt werden müssen. Nicht einmal zahmes Obst wächst hier umher, sondern die einzige genießbare Frucht, die von der Erde freiwillig gegeben wird, sind Erdschwämme. Die Waldungen herrschen noch unübersehbar; aber meistens von düsterm, traurigem An-

sehen. Statt des lachenden Grüns der Buchen und Eichen sieht man nur Weiß- und Rothtannen, allenfalls auch Birken, Ulmen, Espen und Erlen. Die Eichen muß man von Kasan holen. Ein glücklicher Einfall des Czar war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um Ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europens mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drei Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drei Stunden am Himmel vermißt, und die Sommernächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

---

26. August.

Sie werden mir's daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, mein Leben, welcher Preis mir auch angeboten werden könnte, in dieser Wilde zu beschließen. Doch eben so wenig würd' ich die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß abkaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ist's, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehne ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück. Ich stehe in der Mitte meiner irdischen Laufbahn, und will die zweite Hälfte meiner Stunden in süßer Ruhe verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weitläufigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen mit ihrem Thun; sie bauen für einen Tag; der folgende zerstört's. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschleppt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ist's denn reicher und glücklicher, als die andere Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er genießen kann, sondern nur, was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte, wird das Habe von Andern. Drum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse eben

stillt, ist reich — der Besitz alles Andern nur Besitz todten Staubes. Und wenn die Ameise Tausenden Befehle gibt, die um sie herum irren, und Tausende sie nennen, ist sie darum mehr, als ein schwaches, hinfälliges Insekt? Was ist's mit dem Ruhm der Menschen anders? Kein wirkliches Gut, sondern ein verächtliches, kleines Spiel der sich selbst kitzelnden Phantasie. Ich lobe mir das Thierchen, welches sein kurzes Dasein mit Wucher anlegt; überall ist, Alles sieht, Alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen sich begnügt; und so ist's mir wohl. Der Erdball ist mein Vaterland; ich hab ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bettlern und Fürsten zu Tisch gesessen; ich habe mit Katholiken, Juden, Griechen und Lutheranern Brüderschaft geschlossen; ich habe die Kriege der Menschen mitgemacht, und es fast in allen Ständen längere oder kürzere Zeit versucht, wie sich's darin lebt.

Das hat mich zum Philosophen gemacht; doch bin ich's nur erst halb. Es kleben mir noch so viele Ammenmährchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will sie aber abstreifen, wie man Kletten abstreist, die man auffängt, während Blumen gesammelt werden sollen. Wir glauben nicht mehr an Gespenster und Teufelskünste; aber wir glauben noch an viel andere, viel schädlichere Dinge, die unsern Geist verkrüppeln, und unser ganzes Dasein verbittern können. Unsere Erziehungskunst liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die sie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, die sie zusammen schreiben.

Sie verstehen mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub' es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, so will ich Ihnen die Erklärung geben in diesem Briefe. Legen Sie dies Blatt tausenden Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wieder lesen und doch nicht verstehen. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehen haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht Wesen sei.

Ich habe die beste Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tages die beste nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit

Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht werden.

Aber sehen Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spaß von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar keine alberne Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsere zarte Seelengesundheit mit Afterglauben anderer Art. Wir werden angelehrt, Werth in Reichthum zu setzen, und den Millionär hoch zu preisen; der Besitz einer Tonne Goldes wird, wie ein erhabenes Menschenziel, gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! so impft man dem Kinde früh die ewige Unersättlichkeit nach Geld und die ewige Unzufriedenheit ein mit dem, was wir haben. — Man rühmt uns, statt der einfachen Schönheit, die prächtigen Kleider; wir müssen uns früh vor dem Tressenrock beugen; wir lernen Genuß setzen in Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unser ganzes Leben. Wir sind nicht mehr zufrieden, mit schlichten, reinlichen Gewändern unsern Leichnam zu decken; wir wollen mit bessern Lumpen prangen. Wir lassen das Vorurtheil Wurzel schlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler wird. — Man kann in unserer Kindheit nicht früh genug den Durst nach Ehre und Ansehen erregen; der Durst dauert unauslöschlich, bis an's Grab. Wir gewöhnen uns, den berühmten Mann als einen erhabenen Menschen, den Mann auf einer höhern Amtsstufe für einen außerordentlichen zu halten. Dahin geht nun unser unseliges Trachten; und haben wir endlich ein Ehrenamt oder einen bekannten Namen gewonnen, so dünken wir uns größer, denn alle andere. Es ist schon genug, einen gestickten Stern auf dem Rock, einen seidenen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüssel, oder wie bei den Völkern, welche wir Wilde heißen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Kindisches Selbstbetrügen! Und dies ist so allgemein unter uns, die wir uns über die Wilden am Oronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen; nur daß wir unsere Bedürfnisse auf einen Grad vermehrt, und unsere Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den Wilden keine Ahnung anfliegt.

Doppelt ist der Erfolg dieser Jugendbildung. Wir beten den Staub an, und übersehen dessen Seele; unser besseres Selbst ersäuft im Strudel von Einbildungen, albernen Leidenschaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir sind, sondern für das, was keines Odemzuges werth ist. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so wollen wir doch die Welt glauben lassen, daß wir davon nicht mehr weit sind. Wir üben uns, alles das zu scheinen, was wir sein möchten. Wir werden Schauspieler, und stellen andere Personen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Bellisle, sehen Sie um sich her, und vom königlichen Audienzsaal bis in die Werkstatt des Handarbeiters finden Sie, statt der wirklichen Menschen, nur Larven. Jeder wird von Allen betrogen, aber Jeder will dafür auch Alle betrügen. Es ist keine Natur — es ist alles Einbildung und Hirngespinst. Wir begehren nicht den Schatz, sondern was glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, sondern sterben aus Verzweiflung und Angst vor Einbildungen. — Es ist Alles Gespensterfurcht oder Schatzgräberei einer andern Art — und an Allem ist unsere Erziehung schuldig. Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht gesehen. Darum ist's wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menschen kennen lernen: daß ich Ihnen schreibe, wie ich denke. Sie können freilich auch in Büchern, wenn Sie Lust haben, moralische Abhandlungen lesen — aber ich weiß nicht, ob Sie den Gedanken darin finden, der in diesem Briefe liegt. Ich erzählte Ihnen nicht meine Abenteuer, aber das Ergebniß derselben.

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen grauen. Alles schläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern ist Feuer worden; meine Odemzüge sind eben so viele Seufzer; mein Geist taumelt durch die Höllen und Himmel des Wahnsinns. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich weiß es. Mitten in der Raserei des Fiebers hasch' ich die Feder. Es wird Unsinn geben; ich kann es voraus wissen. Aber ich will's wieder lesen wenn ich gesund bin, um zu sehen, wie ich mich in dieser Verwandlung benahm. Daß ich noch dies denken kann, überzeugt mich von der Hoheit meines Geistes, welcher über dem Sturm der chaotisch in einander wogenden Sinnlichkeit, wie ein Adler,

schwebt über Gewittern und empörten Ozeanen. Stolz gibt diese Höhe; aber süßer ist's im schönen Wahnsinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will nicht mehr Ich sein — einst werd' ich wieder erwachen.

O Bellisle! daß ich noch in diesem Augenblicke an Sie denken, daß ich noch in dieser Verwilderung Ihren Namen schreiben kann, ist der höchste Beweis der Liebe, so ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verfluche die Langsamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Sekunde Millionen meiner Gedanken vorüberblitzen, und der elendeste, lahmste allein nur auf dem Papier liegen bleibt, wie ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles, was über und unter den Sternen Himmlisches und Höllisches wohnt, mit Einem-Worte ausdrücken. — Ich will's! Christine, Christine heißt das Wort, und ich zittere, indem ich's schreibe, und mein ganzes Wesen sinkt, wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöset, aschenhaft zusammen.

Nein, ich liebe nicht, o Bellisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe ist; ich habe ja geliebt. Nein es ist Wahnsinn, was mich durchglüht — wundersüßer Wahnsinn, Trunkenheit, Taumel — wie soll ich's nennen? Verwandlung, Zerstörung — Alles, seitdem ich Christinen gesehen habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majestät und Herrlichkeit seines olympischen Wesens sehen wollte, die blöde Sterbliche! und er nun erschien in seiner unermeßlichen, Alles verklärenden, Alles durchströmenden unverschleierten Gottesnatur, da fühlte sie, wie ich — nicht mehr Bewunderung, Entzücken, Liebe, sondern Vernichtung.

Und dies ist mein Zustand. Täuschen Sie sich nicht, Bellisle, wenn Sie diese verworrenen Zeilen lesen — es ist nicht Liebe; Christine ist von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durcheil' ich die endlose Kluft von mir zu ihr. Auch begehr' ich's nicht, will nichts — ich verlasse Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunsch. Christine ist vermählt; Alexis, der Sohn Czar Peters des Großen, ist ihr Gemahl; die deutsche Kaiserin ist ihre Schwester; vielleicht hat das Schicksal die jetzige Großfürstin zur einstigen Selbstherrscherin des russischen Nordens bestimmt.

Nein, Bellisle! — Doch ich will Sie nicht mit Schwärmereien

behelligen. Ich will Ihnen die Geschichte meines heutigen Tages ohne Zwischensprung erzählen; ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem schönen Roman gelange, und in ihm die ganze Gluth meiner Gefühle niedergieße.

Diesen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czar ist noch nicht ausgebaut; aber es schien, als sollte es mit dem heutigen Feste die Weihe empfangen. Alles geschah zu Ehren der schönen Großfürstin Christine, welche, des schönsten Looses werth, verehrt vom Czar, angebetet von allen Russen, vergöttert selbst von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt ist, der eine verworfene Dirne aus Finnland dem Himmel in Christinens Herzen vorzieht. Setzt einem Eber die königliche Krone auf, er wird sich mit der Krone im Kothe wälzen, nach wie vor.

Die Großfürstin hat das Wochenbett verlassen. Am 23. Juli gebar sie ihrem Gemahl eine Prinzessin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfing. Der unempfindliche Halbmensch Alexis blieb mit seiner finnischen Metze im Karlsbade; die Vaterfreude lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der große Czar, erschöpft sich indessen fast, seiner Schwiegertochter die Ausschweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohnes vergessen zu machen. Er hat sie mit einem glänzenden Hofstaat umringt; Feste aller Art wechseln, wie die Tage.

Und so sah ich sie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigstes Geburtsfest.

Ach, Bellisle, erinnern Sie sich noch eines Miniaturgemäldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren in Calais sehen ließ? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinsels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnere mich wohl, wie Sie es mit dem stillen Lächeln des Beifalls anstarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt so ein Engel nicht — ich stürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben!“ Sie sahen mich erröthen, meine Augen von einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forschten um mein Geheimniß; ach! ich selbst hätt' es mir so gern verschwiegen.

Ich taumle in einem Wundergarten. Mein Leben ist ein zaubervolles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erscheinen und verschwinden, schlingen eine Zauberschnur um meine Seele und ziehen sie in den Strom der Begebenheiten nieder. Sie wird nicht genesen, bis im Tode.

Als ich mich in das festliche Gewühl der Versammlung zu Peterhof mischte — als ich dem Czar vorgestellt war — öffneten sich die Flügel einer Nebenthüre — am Arm der Gräfin von Königsmark trat sie herein.... o Bellisle, soll ich sie Ihnen beschreiben? Wenn meine Einbildung das Innerste des Himmels durchdringt, finde ich unter den Seligen eine solche Gestalt nicht.

Sie war es wieder.

Doch nein, keine Silbe mehr. Ich erschrecke vor meinen eigenen Worten — sie werfen mir meinen Wahnsinn zurück, wie der Spiegel eine Gestalt. — Schon flammen die Wellen der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhen, und mein Fieber verglühen lassen, ehe ich die Feder wieder nehme.

Die Großfürstin Christine an die Gräfin Julie von B**.

Petersburg, den 2. September 1714.

Wie rührend ist die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe lese, nur die Züge deiner Hand erblicke: dann vergesse ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutschlands milder Himmel an; dann seh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in seliger Unschuld hüpften unter tausend Blumen, und seh' in diesen nordischen Wüsteneien, wohin mein Schicksal mich bannte, die silberne Blüthenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unsere Kränze flechten.

Kalt und wild ist in der Nähe des Nordpols, die Natur und ihr Mensch. Fast seit drei Jahren wohn' ich von meinen Lieben fern, und noch immer leb' ich unter fremden Wesen. Keiner versteht meine Sprache, und die leisern Töne meines Herzens verhallen und finden kein fühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, so wenig auch unsere Denkarten und Ansichten der Dinge zusammenstimmen, würd' ich glauben, schon gestorben, und auf einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwiesen zu sein, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen soll.

Meine Gesundheit ist wieder vollkommen. Dank sei es den unzerstörbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter schreiben. Die Unterhaltung mit dir soll meine schönsten Morgenstunden aus-

füllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und erfüllt mich mit Täuschungen.

Glaub' es doch nicht, ich beschwöre dich, daß in dieser Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals erkaltet sei. Nein, Julie, du bleibst mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus bessern Welten hieher gebracht; wie eine Schwester, deren schönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich schloß.

Und Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiederte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub' es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehen. Bin ich nun glücklicher, nun getrösteter, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Looses, und weihe mir Mitleiden — nur ich allein wollte mein unverdientes Elend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen: der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Karakters. Ich habe nicht — o Julie, wie herbe wird es mir, dies Wort zu schreiben! — ich habe nicht das Glück ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib freier Wahl — und daher stammt vielleicht sein Widerwillen.

Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst. Man sagt wohl, wir Weiber können Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne — nichts wäre uns unmöglich. Mir scheint leider die Natur das glückliche Talent versagt zu haben. An den Launen meines Alexis scheiterte jede Kunst. Er scheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Ariosts Rinaldo seinen unbesiegbaren Haß gegen Angelika schöpfte.

Ich habe endlich — und drei Jahre sind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht gewöhnt er sich noch an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin. Sehen wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schicksals weißt, so wisse denn Alles. — Ich habe seit drei Jahren unaussprechlich gelitten, und der verborgene Kummer hat meine Kräfte fast bis zur Neige aufgezehrt.

Einst war ich der Liebling meiner fürstlichen Aeltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte,

flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichts, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meiner Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und schied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien.

Schon der erste Anblick dessen, dem meine Hand bestimmt war, füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann gewesen wäre, der durch sein Aeußeres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem schlanken Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreis'te, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen; während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Völkerstämmen Sitten, und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoxia, welche der Czar in's Kloster schickte, und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterer Trotz ward seinem Gemüth eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an, und gefiel sich, der Abgott des niedri-

gen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich; seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüstlinge.

Julie, und dieser ist mein Gemahl!

Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungssaales, wo der Prinz stand. „Sieh," sagte er zu seinem Sohn, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht. So hoff' ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebessert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben."

Ich schlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vaters zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich funkelnden Augen den Schwur seines ewigen Widerwillens, und mein entsetzliches Schicksal.

So ward es — so blieb es.

Sei verschwiegen und liebe mich.

Die Großfürstin an dieselbe.

Kaum hatte ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgesandt, so empfing ich den deinigen! — Wie bezaubernd ist das Familiengemälde, so du mir gibst, und in welchem du selbst die angebetete Göttin bist!

Ich sehe dich auf deinem ländlichen Schlosse, im Schatten majestätischer Kastanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen selbst der Herbst noch hundert Blumen streut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, dessen Bewohner dich wie ihren Schutzgeist ehren. Ich sehe dich, glückliche Mutter, den schönen Säugling an deiner Brust, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken streckt, und den Mann deines Herzens, wie er

entzückt vor der reizenden Gruppe da steht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügellosen Liebesgott auf deinem Schoose küßt, bald seine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen schließt.

Ach, was habe ich verschuldet, daß ich auf diese Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ganz für dieselben geschaffen! wie geringen Ersatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürsten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigsten, beneidet die Tochter eures ärmsten Unterthans; denn sie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebtesten der Männer reichen, und an seiner Brust ihr Dasein verträumen, an seiner Brust mit stiller Seligkeit sterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geschmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fordert; die Staatskunst schließt den Vertrag, und unser gebrochenes Herz ist eine Waare.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns den Himmel. Wir sind Menschen, und man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur ist unsere Mutter, und wir müssen sie verläugnen. Mit Thränen sehen wir von unserm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, die uns versagt sind. Mit unsern Juwelen und Schätzen können wir die Glückseligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir schmücken unsern Leib mit kostbaren Metallen und Steinen; wir hüllen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbissen fremder Welttheile und Meere zieren unsere Tafeln — aber den tiefern Ständen lassen wir die höhern Güter des Lebens; unsere Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unsere Kronen werben uns keinen Freund; ach! und ob Millionen ihre Knie vor uns beugen, und die Völker des Erdballs uns bewundern — diese todte Herrlichkeit gilt nicht die lebendige Liebe und Treue eines Einzigen.

Barbarische Ordnung, gestiftet vom Wahnsinn des Ehrgeizes, welche dem Geringsten der Sterblichen alles gab, was das Leben Reizendes tragen mag, und uns zu goldenen Kerkern verdammte! —

Verzeihe mir, Julie, wenn ich einen Augenblick unter dem Elende meines fürstlichen Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet seine Herrschaft, so lange die Völker ihrer Barbarei nicht

entbunden sind. Tausend bittere, heimliche Thränen benetzen schon den Purpur der Fürsten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach! Niemand versteht mich, als du — Niemandem klag' ich, als dir.

Ich lebe — empfange denn, als Gegenstand des deinigen, auch ein Familiengemälde von mir — das einsame Leben einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czars mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch mein Leben in Rußland flocht, um mir den Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Versammlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Mir ist wohl bei diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freiern Augenblick.

Man erzählt in Europa so manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweiten Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Mährchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch zu neu ist, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Charakterzug von ihm und der Czarin gibt.

Es ist ungefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angesessenen fremden Kaufmann zu Mittag speiste. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in sie, und verschwendete alle Künste der Beredsamkeit, sie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen. Sie aber widerstand mit edelm Muthe seinen Anträgen. — Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinem Staate allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich, und verschwand noch denselben Tag, ohne ihrer Familie wissen zu lassen, wohin? — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers, ließ sich in den Wald führen, wo letzterer arbeitete, und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd erzählte der Vater, wie sie sich entfernt habe. Der Fürst war wüthend vor Zorn,

ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.

Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt sie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit gestorben war. Durch's Ohngefähr entdeckte sie ein Oberster, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen der Nachstellungen des Czar zu beruhigen, und sie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar, hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er gelobte, sein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittwe ward Gemahlin des Obersten; der Czar machte den Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke, und sicherte dem ehemaligen Gegenstand seiner Liebe eine Pension von dreitausend Rubeln zu.

So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgibt, stürmisch, wohlthätig und erhaben wie sie, mit unermeßlichen Wünschen und furchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königsmark sind meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich, mit jener ein enges, trautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edlern Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, ungeachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige Königsmark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eins von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil spröder Selbstständigkeit, tief in die Denkart Anderer eindringen, und unwillkürlich die Laune, die Empfindungsweise des Andern zu ihren eigenen machen. Unter den Frohen ist sie die Muthwilligste, unter den Ernsten die Philosophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigste; sie bildet sich selbst ein, das Alles zu sein, und ist doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennst den alten Herbert? Erinnerst du dich seiner noch, wie er uns als Kinder bald in kleinen Wagen durch den Schloßgarten

zog, und unser Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun und Graben ging, bald unser Schiffmann, bald unser Baumeister wurde? Dieser treue Diener ist noch immer bei mir, noch immer derselbe, und seine Laune noch immer die rosenfarbene, wie sonst. Er ist mir unentbehrlich geworden. Wenn ich ihn verlieren sollte, ich wäre untröstlich.

Siehe da, nun kennst du die wichtigsten Personen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie Schattenspiel an der Wand; ich sehe sie, und vergesse sie. Jedes treibt sich in seinen Sphären umher, macht mir den Hof, um sich glänzend zu zeigen, und kümmert sich minder um mich, als um Spieltische und Tafeln.

Die einzige Freude, so mir gewährt ist — du bist Mutter, meine Julie, und errathst es voraus — ist meine kleine Natalie. Wie reizend ist der kleine Engel! Wie beklag' ich ihn schon jetzt, daß er eine Fürstentochter ist, daß er einst das Loos seiner Mutter tragen soll.

Indem ich diesen Brief schließen will, kömmt Herbert und meldet die Ankunft des Großfürsten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand schrieb ich diese Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu ersparen, bereitete mich lange auf diese Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Elend erneuert sich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüßen muß, dem ich mit der Wonne des Wiedersehens an die Brust fliegen sollte! — Lebe wohl, und beweine mich.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Noch immer datiren sich meine Briefe aus der Hauptstadt des russischen Reiches. Ich bin an diesen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grünen, noch hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln der Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die neblichen Tage; das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ich sie verlasse — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebenen und armseligen Hütten streut, hat einen Reiz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den üppigen Gefilden der Champagne in

voller Glorie schwebt. Die hölzernen Häuser haben etwas Einladend-Heimliches. Die behagliche Wärme der Stuben lockt zu vertraulicher Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Bellisle: aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist ein farbenloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein, wir erblicken nicht sie, sondern unser selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem pariser Künster das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unsers Herzens ist die Zauberkraft, welche eine Sandsteppe zum Feengarten verwandelt.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von meiner Vorstellung bei der Großfürstin Christine schuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemäldes. Ich will mich selbst vergessen, und die fabelhafte Geschichte so einfach erzählen, als wär's ein Ammenmährchen.

Auf meiner Reise durch Deutschland streiste ich einst am Harzgebirge vorüber. Ich schickte Pferd und Wagen in die nächste Stadt voraus, um diese Gegend zu Fuß durchwandern zu können. Sie wissen, wie sehr ich Gebirgslandschaften liebe.

Eines Tages, die Mittagssonne brannte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaube, es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg; ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Gehölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß ich in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Waldes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich nicht wußte, woher ich gekommen sei, oder wohin ich sollte.

Der Abend trat ein. Noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich ging, desto unendlicher schien er zu werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen und mit Bären oder Wölfen ein Abenteuer zu bestehen. Indem drang ich aus dem verhaßten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung, eine betretene Spur zu entdecken.

Noch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwei Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundliche Elfen, hervortraten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mich errathen, daß sie von gutem Hause seien; aus ihrer Verwirrung und Aengstlichkeit schloß ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngste zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhause zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelstunde weit davon sein!“ — da glaubte ich, die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben sich in dieser Wildniß verjüngt. Die beglückteste Phantasie eines Dichters in Schäferstunden seiner Muse sah kein solch Ideal edler Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meine Hilfe begehrte.

Ich selbst ein Verlorner in dem bezauberten Forst, vergaß, daß ich diese unbekannten Gegenden zum erstenmal betrat. Das Unmögliche schien mir möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher sie hieher gekommen zu sein schienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie?“ rief die jüngste der Grazien lächelnd: „So sind Sie selbst fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ Ich sprach ihr mit einer Zuversichtlichkeit Muth ein, daß sie mir zuletzt glaubte. Wir setzten unsern Weg fort. Ermüdet lehnten sich beide an meinen Arm. Ja, Bellisle, ich war der glücklichste aller Sterblichen in diesen köstlichen Augenblicken, wo vertrauensvoll das unbekannte Wesen neben mir schwebte, welches von nun an Abgott meiner Wünsche und Träume werden sollte. Ach, wie süß, wie unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, jene Gespräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wundersamen Engel tragen durfte. Bald mußt' ich ihr Kleid von einem Dorn befreien, bald ihr Bahn durch's verwachsene Gebüsch brechen; und wie sie dann jedesmal zum Dank mich so gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reine Wollust der Seligen über mich goß!

Plötzlich standen wir auf freiem Felde, an einem Fahrweg, der neben dem Wald hinzog. Nicht weit von uns hielt wartend ein

prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, stiegen ein und verschwanden.

Lange, wie ein Berauschter, wie ein Träumender, starrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, dessen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir war's, als würde meine Seele mir entrissen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich sie sehen — —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geschichte mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in stillem Wahnsinn lief ich den Weg hin, und dachte nur sie. Es ward dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg, Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forschen nach dem Wagen und den beiden Frauenzimmern war vergebens. Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehnmal des Wegs gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ich's, das liebliche Engelsgesicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahen das Bild.

Das ganze Abenteuer war einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reiches nicht so viel Interesse, als die Geschichte eines Augenblicks. Ich liebte, was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, meine Seele hing mit unüberwindlichem Eigensinn daran. Kein Romanenheld konnte lächerlicher sein, als ich mir selbst — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine Silbe zu gestehen, um nicht ihr Spott zu werden; aber das Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Wesen mit unsterblicher Glut.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernsten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaukelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es ging mit mir durch die Prunksäle der Großen; es lächelte, wie ein tröstender Seraph, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der festlichen Versammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, —

die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längst Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürsten Alexis, die Erbin des russischen Throns.

Fordern Sie nicht, geliebter Bellisle, daß ich Ihnen sage, wie mir ward. Ich zweifelte an Allem, was ich sah, an der Wahrheit des Tages selbst. Und während ich mir's tausendmal rief: Du bist dem Wahnsinn nahe, armer d'Aubant; glaube es nicht, du siehst es nicht; es ist wildes Blendwerk!« verging ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgestellt. Auch ich mußte mich ihr nähern. Mir war's, als trät' ich in die Sphäre eines überirdischen Wesens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu schonen, schien sie es zu übersehen. Der Haushofmeister nannte ihr meinen Namen.

»Wie?« sagte sie, »Chevalier d'Aubant?« und sah mich aufmerksamer an, und zweifelnd setzte sie hinzu: »Ich erinnere mich dieses Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie schon einmal gesehen. Vielleicht in Deutschland.« Und indem sie dies sprach, flog über ihr schönes Gesicht eine matte Röthe, wie ein Wiederschein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort starb auf meinen Lippen. Ich stammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor, die nie gesehen zu haben, deren Bild mich seit Jahren nicht verließ. Ich wußte nicht, was ich that und sagte.

»Gewiß!« sagte sie nach einer kurzen Pause: »Sie sind's, der eine meiner Freundinnen und mich einst aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie sehen, daß Dankbarkeit wenigstens ein treues Gedächtniß hat.«

Wie gern gestand ich's nun, daß jener Tag der schönste, der unvergeßlichste von allen meines Lebens sei! — Sie nannte sich mit einem Lächeln, womit wohl auch ein Thron, ein Leben bezahlt worden wäre, meine Schuldnerin, und wandte sich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Bellisle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen Rest meines kleinen Vermögens verschlängen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlassen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — schelten Sie meiner Leidenschaft nicht — nennen

Sie mich nicht einen Rasenden! Nein, Sie irren sich! Ich liebe die Großfürstin nicht — dies wäre Raserei. Aber ich verehre sie, wie man ein höheres Wesen ehrt, dessen Nähe uns über uns selbst erhöht. — In dieser Fürstin Dienst zu sterben, dies, Belisle, ist mein letzter Wunsch.

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

In der That, der Großfürst, mein Herr und Gemahl, ist aus den Bädern zurück mit seinem ganzen Gefolge. Erst den zweiten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Was soll ich dir, meine Julie, von diesem Besuche erzählen? — Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmeichelte, ungeachtet ich die finstere Gemüthsart des Czarewitz kannte.

Alexis kam nach langer Abwesenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an den Pforten des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich diese Pforten nicht geöffnet!

Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm diesmal liebenswüdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode — Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, für die Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen Kälte bewaffnet, und, um jedem vertraulichern Worte zu entrinnen, den tückischen Schmeichler, den General Glebof, zur Gesellschaft mit sich genommen.

Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten. Ach! ein Fremdling aus den entferntesten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen

Beschäftigungen, besah meine neuen Gemälde, und überließ es dem Glebof, mich mit faden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weint' ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinem der Bälle, auf keinem der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu meiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich heimlich meinen Gram verschmerzen muß, solltest du es glauben? befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach! wenn er es nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!

Da bin ich nun wieder so einsam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit schimmernder Gesellschaft; ich bin eine leidtragende Wittwe, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ringmauern einer Stadt; ich bin so arm, und doch die Gattin des Thronerben, und die Schwester einer Kaiserin.

Niemand versteht mich; Niemand redet zu meinem Herzen. Es ist kalt, verschlossen; es liegt in meiner Brust, wie in einem Sarge, nur die Geisterstimmen der Musik durchdringen zuweilen die todte Welt und sprechen verständlich zu seinem Innern.

Julie, du hast geliebt, du wurdest geliebt; du kennst ein Glück, dessen Größe mir Geheimniß ist; du kennst die Größe deines Glücks, und also auch die meines Unglücks.

Was ist denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unsere edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und silbernen Ornamente neben seiner Asche? — Ehe ich Fürstin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menschengeschlechts! Es quält sich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und verdammen eine Welt, die an sich das Vollkommenste ist, worin

nur sie selbst durch eigene Schuld das Unvollkommenste sind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrifft uns im Preis der Vollendung; denn jedes ist, was es nach seiner Natur sein soll, und ist nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menschen, ausgerüstet mit hohen Gaben, verstümmeln uns selbst, und sind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz ist gebrochen! — O wie elend bin ich!

Es war ein heiterer Sonnentag, eine Seltenheit für dieses Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Juli, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbstliebe und mein Spiegel mich belögen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheu's sei? Wußt' ich sonst nicht, Tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Aeltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel; oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und noch schlechterm Wandel, ein Geschöpf, welches keinen Anspruch auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lüstlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Lasters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden: Ich hatte ihm endlich viel zu erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte.

Und wie ich um einen Heckengang bog — da sah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank sitzen neben — seiner Buhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich in einander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeit oder Scherze zu hören.

Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir, und lachte bald eben so ausgelassen, wie sie vorhin. Unterdessen rang sie sich von ihm los, und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine, sei keine Närrin!“ und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da stand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin — um mich bekümmerte sich Alexis nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschließen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach! warum bin ich noch so jung; warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3. Mai 1715.

Das erwarteten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schwüren füllte, in Petersburg leben und sterben zu wollen; mich, der Sie noch ersuchte, statt meiner alle häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der größte Theil meines Vermögens sei verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm sein. Ich verliere nur einige Mittel, die ich zum Besten Anderer angewandt hätte; für mich bedürft' ich dessen alles nicht.

Ich bin ein Flüchtling, habe den größten Theil meiner Sachen in Petersburg gelassen, und rettete außer einigem Gelde, nichts, als mein Leben. Das also, und Kapitänsrang, ist die ganze Ausbeute mühseliger Jahre, die ich in russischen Diensten verbrachte. Andere thaten weniger als ich, und stiegen von Stufen zu Stufen; Andere hatten minder Kenntnisse, und brüsten sich mit Ansehen und Reichthümern. Man rühmte meine Talente, benutzte sie, und vergaß mich; man überhäufte mich mit Schmeicheleien, wegen gesellschaftlicher Tugenden; Jeder wollte mein Freund sein, und Keiner war es. Die Menschen sind in sich selbst verliebt, und lieben außer sich

keinen andern. Wer sich für sie aufopfert, heißt ihnen ein nützlicher Thor.

Glauben Sie aber nicht, daß es dieser kleinliche Verdruß wegen Vergessung und Zurücksetzung sei, was jetzt meine ganze Seele füllt. Nein, ich würde mich dessen schämen, und ihn wie einen ekelhaften Flecken vor Ihnen verhüllen. — Ich hoffte von jeher mehr durch Launen des Zufalls, durch ein gefälliges Zusammentreffen holder Umstände, als durch Güte und Tugend der Menschen glücklich zu werden. Wer die Bürger dieser seltsamen Welt nicht anschaut, wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, dessen Hoffuungen können nie getäuscht werden. Viele sind ihrer berufen, aber Wenige auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, in so fern es sein eigenes nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheißen; Jeder liebt und dient dem Andern, wenn er Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer steht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meinung der klugen Menge, ohne Rücksicht auf eigenen Verlust und Gewinn, will und handelt, wie er soll, und wenn auch Schmach und Armuth und Tod folgten.

Heiliger Enthusiasmus der Tugend, mag die rohe Menschheit dich ewig verkennen, dich, den tausend Dichter, tausend Priester, tausend Philosophen rühmen, obgleich keiner von allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigener Brust — ich lebe dir treu! — Ich kann versinken; aber in mir selbst gerechtfertigt, mag mich die Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie sehen wohl, lieber Bellisle, ich bin allzu bewegt, der Strom brauset; aber noch kennen Sie seine Quelle nicht.

Ich lebte still und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Moskau, doch dacht' ich an keine Abreise. Ich wünschte — doch meine Wünsche sind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartet' ich, noch einmal der angebeteten Fürstin mich nähern zu können, ihr sagen zu dürfen, daß ich in ihren Diensten zu leben mein höchstes Glück nennen würde. Aber sie hatte mein vergessen. Umsonst hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den schönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürstlichen Palast erhalten würde.

So verstrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Last. Noch einmal Dienste beim Czar zu fordern schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch

war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart die reizendste des weiten Erdenrundes geworden.

Schon war ich, nach langem innern Kampfe, entschlossen endlich, bei einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat, dem Czar sich unmittelbar zu nahen, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehen, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beim Obersten Larive zum Schmause in Gesellschaft vieler andern Offiziere. Nachdem die Speisen abgetragen waren, ward auf gut russisch tapfer gezecht. Jeder sprach nach seinem Sinn, und mancher Muthwille ward geübt. Unter andern lenkte sich auch das Gespräch auf den seit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürsten Alexis. Man redete ziemlich frei von den Ursachen der Spannung, die zwischen ihm und seiner Gemahlin herrschte. Man nahm Partei. Viele vertheidigten den Czarewitz, viele die tugendhafte Christine. Ein junger roher Russe, Offizier und naher Verwandter des Marschalls Scheremetoff, verfocht das Betragen des Großfürsten, und stieß die gröbsten Verleumdungen gegen Christinens Tugend aus. Die andern belachten seine tollen Einfälle; das gab ihm Muth, und er ward in seinen Reden gegen die Fürstin noch zehnmal frecher. Als Verwandten Scheremetoffs widersprach ihm Keiner, und wer es wollte, fürchtete sich vor den trunkenen Lachern.

Wenn ein elender Mensch ohne Geist und Herz da steht, und mit seinem armseligen Verstand das Erhabene, was er nicht begreifen kann, verspottet, wenn ein unwissender Tropf die Thaten und Entwürfe eines Weisen bekrittelt, dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achsel zucken über den ärmlichen Gesellen, der sich selbst an den Pranger stellt. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit schadenfrohem Witz, was gut und edel ist zu lästern; wenn er die Tugend verdächtigen und große Handlungen verkleinern will: dann ist's nicht mehr Verstandesschwäche, die uns zum Lachen reizen kann, dann ist es Bosheit, die unser Herz empören muß. Wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Tugend verhöhnt; wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Leidende zum Gegenstand des Gelächters macht — der ist mit ihm verwandt, und selbst Bösewicht.

Ich näherte mich dem Russen, und bat ihn ernst und höflich, daß

er sich zähmen möge; daß er nicht vergessen solle, Christine sei die Tochter eines edeln deutschen Fürsten, die Schwester einer Kaiserin, die Schwiegertochter unsers erhabenen Monarchen.

Der Russe, wahrscheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die sich durch ihren Haß gegen die Fremden bei ihm einschmeicheln, glaubte hier Gelegenheit zu finden, sich seines Herrn würdig zu bezeigen. Er sah mit höhnischem Blick mich seitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachsehen kann. Die Andern füllten ihre Becher und lachten aus voller Kehle über meine unsanfte Abfertigung. Dies munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn zu schweigen — ich drohte. Alles umsonst. Er schimpfte nur immer ärger; die Andern lachten aber immer wilder. Was sollt' ich unter diesen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Elende, stolz auf seinen Sieg, ging mir gegen die Thür nach, und rief, indem er mir einen Fußtritt gab: „So soll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abenteurer aus unserm Lande treiben!"

Ich drehte mich, gab dem unverschämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und als er mit mir handgemein werden wollte, schleudert' ich den Wüthenden mit starker Faust zu Boden, daß ihm die Luft verging.

Langsam schritt ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweihundert Schritte gethan, als mir der Russe mit bloßem Säbel nachsprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillstehen mahnte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond schien hell. In der Ferne blieben einige Andere aus unserer Gesellschaft stehen, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich versprach dem Russen Genugthuung zu geben auf den andern Tag, und bat ihn, seinen Rausch zu verschlafen. Eitle Mühe! Er griff mich rasend an; kaum konnt' ich mich vor seinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwei Minuten, so lag er entseelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er seufzte noch einmal und starb. Ich rief die Andern herbei. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichste zusammen und verschwand mit Tagesanbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müssen.

Jetzt, mein Belisle, wissen Sie Alles. Ich hoffe in wenigen Wochen bei Ihnen zu sein. Hart ist mein Loos, und doch werd' ich's vielleicht einst segnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben,

daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Lust die Mutter eines Schmerzes sei. Entfernt von der einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchsten ehre, wird mein Herz die ganze Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigstens so glücklich sein, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Bellisle, wir sehen uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen; aber es ekelt mich an, Buchstaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menschen und Geschick — ich möchte mir eine wilde, große Zerstreuung geben, worin ich mich, wie in einem brausenden Strom, tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches, so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äußern Dingen, nie in sich suchen, und immer Andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reizende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir vorspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich, er ist nicht fähig, mich zu verstehen; er ist nicht fähig, mich zu lieben. Sein Wesen ist nun einmal geformt; er kann seine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er selbst hat zwischen mir und sich die unzerstörbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels höchste Gunst empfahen, wenn mich der Tod von diesem qualvollen Zustand freispricht, oder wenn der Großfürst einst, zu eigener Macht gestiegen, mich in irgend ein einsames Kloster verstoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphrosine mir vorzog — ich konnte es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. Aber — o daß ich's schreiben muß — Julie, ich bin eine Fürstentochter, ich bin einer edlen Behandlung gewohnt —

Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbarischen Herrn.

Gestern trat er in mein Kabinet, düster, wie gewöhnlich. Ich nahete mich ihm schmeichelnd. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beim Kaiser, seinem Vater, für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieser d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, ist eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bei Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht erinnerst du dich seiner nicht mehr. Er stand seitdem in russischen Diensten, gerieth vor einigen Tagen mit einem jungen Russen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandte hat, und erstach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich sei unschuldiger Weise des Streites Ursache gewesen; der Russe habe schlecht von mir bei einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe sich meiner mit allzu großer Heftigkeit angenommen. Genug, d'Aubant ist seit dem Tage unsichtbar geworden. Man vermuthet, er habe sich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgesucht; und sollte der Bedauernswürdige ertappt werden, so ist seine Verweisung nach Sibirien unvermeidlich.

Kaum sprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, so warf der Großfürst einen fürchterlichen Blick auf mich, und befahl mir, zu schweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt' ich ihn so gesehen; nie hat ein Mensch jemals so zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin?“ schrie er, ergriff mich beim Arm und schleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Gewiß wieder zum Kaiser, um mich bei ihm anzuschwärzen, daß ich seine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieser Kabalen satt, und verbitte mir's ernstlich und ein- für allemal, daß Sie nicht ferner sich bemühen, den Haß des Kaisers gegen mich zu vermehren.“

Ich konnte nicht antworten. Ich schluchzte und streckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, mich zu bedrohen. „Wehe Ihnen!“ rief er, „wenn es Sie gelüsten sollte, mich beim Kaiser zu verklagen. Ich schwör' es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen sprechen.“

„Wer aber,“ erwiederte ich, „wer war boshaft genug, mich bei meinem Gemahl so zu verleumden? Und hätte ich die gerechtesten

Ursachen, wider Sie zu klagen, so würde dennoch kein Wort wider den Gemahl über meine Lippen gehen.“

„O!“ schrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen sich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiser und seine neuerungssüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie sich. Es werden aber auch einmal andere Tage kommen. Nur Geduld!“

„Ich bitte nur um die einzige Gnade,“ versetzte ich, „nennen Sie mir diejenigen, welche behaupten, daß ich Sie bei Sr. Majestät angeklagt habe! Bin ich schuldig, so bin ich Ihres Hasses werth; bin ich unschuldig, o so verstoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie also, daß ich mich wenigstens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht!“

Er befahl mir nun wieder, zu schweigen, und wiederholte seine Drohungen mit noch herbern Worten, falls ich dem Kaiser wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich konnte nichts, als stumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an seine Brust werfen, und an seinem Herzen Zuflucht gegen meine Verleumder suchen. — Er stieß mich mit einer Heftigkeit, mit einem Ungestüm von sich, daß ich zu Boden gestürzt sein würde, hätte ein vorstehender Sessel es nicht verhindert. Ich schlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß sie verwundet aufschwoll. Der Großfürst achtete nicht auf mich, sondern verließ das Zimmer und schmetterte die Thür wüthend hinter sich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnstuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erst nach und nach entnebelte sich Alles, und ich übersah das Fürchterliche meines Zustandes. Ein Thränenstrom machte meinen gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerstreuen, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können. Ich ging durch's Zimmer; aber meine Knie sanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, streckte ich meine Hände zum Himmel und flehte den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft, mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unsere Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm

Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittene Schmach. — Gott klagte ich sie; — dir nenn' ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich bin schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschracken. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ allen Besuch verbitten, und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Sieh, Julie, so steh' ich nun da — fern von dir, von meinen Aeltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne jemanden, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicher Tage.

Schreibe mir bald. Schildere mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd' ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutze wohnen könnte!

Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Villiers, 25. Juli 1715.

„Den Muth nicht verlieren?" — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant! — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll, wenn Noth und Tod gegen uns im Feld liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! mein Vermögen ist dahin — rein verflogen, oder vielmehr ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern meines Vaters, Alles ganz ausgezahlt. Güter, Heerden und Fahrhabe, Alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in sechsunddreißigtausend Livres, und kein Sous darüber und darunter. Wenn's mir wohl geht, bring' ich das Kapitälchen zu fünf Prozent

unter, und habe dreihundert Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif' es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren — ich würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht dreschen, darf nicht krämern — zu betteln schäm' ich mich.

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall ausbessern, sägen, putzen und lärmen in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer, dicker, guter Mann, Namens Maillard, der sich als Kaufmann eine runde Summe zusammenspekulirt hat, und keinen andern Fehler zu haben scheint, als den, daß er weiß, er sei reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron spielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen sein würde, mit recht vornehmem Anstande Wohnung bei sich; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, schlug's natürlich aus. — Arm sein, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektionsmienen begüterter Wichte, denen der Himmel das liebe Geld im Schlaf zuschüttete, Protektionsmienen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienst haben, als den vollen Kasten — o Bellisle, die schmerzen. Ja, Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall meine paar tausend Livres und meine gesunden Gliedmaßen verschlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bei unsern Bauern zusammenbetteln, als Pensionen von Leuten mit Gönnermienen nehmen.

Was ist's denn mehr? Ich bin arm, aber mir ist's wohl dabei. Was ich bin, ward ich ohne mein Verschulden; was ich werden werde, soll der Zeuge meiner Kraft — eigene Schöpfung sein.

Nicht die Armuth ist's eigentlich, die den meisten Menschen beschwerlich fällt zu tragen, sondern der unbefriedigte Wunsch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären schimmern. Brod und Wasser schmecken so übel nicht, aber darüber ertappt zu werden, das ist den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozean und Gebirge, die Priesterin des bessern Lebens. Reichthum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tödtet ihn mit Sinnenlust,

entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster.

Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbst verdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei; der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten.

Sehen Sie, Bellisle, ohne daß ich's wollte, machte ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieser ist's mein ganzer Ernst. Der Reiche fühlt nur, was er **hat**, der Arme aber, was er **ist**. Auch ich empfinde zum erstenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich stolz und froh. Der von der vornehmen Welt so geheißene »**Bettelstolz**« ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, bordirter und gefranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten, wohlgemästeter Dümmlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich gehe in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militärstelle, sei die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich sein.

Und wenn's dann manchmal einen trüben Tag gibt — nun dann, Bellisle, seh' ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die solch ein Engel bewohnt, muß doch die beste Welt sein.

Die Gräfin von Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß sein mag, wünsch' ich mir doch Glück, den Faden der Bekanntschaft mit Ihnen, Frau Gräfin, an-

spinnen zu können; mit einem Frauenzimmer, dessen Geist, dessen Seelengüte wenige Ihresgleichen haben müssen, da selbst unsere geliebte Großfürstin Christine nie ohne Bewunderung von Ihnen spricht, und bei der Nennung Ihres Namens selbst auf dem Krankenbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsere angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses und damit die Ursache anzuzeigen, warum unsere gnädige Fürstin Ihre verschiedenen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortet seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu sein; Sie bleiben Ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel, die vertraulichen Unterhaltungen unserer erhabenen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Huld ihres Gemahls zu erwerben, mit welcher Engelssanftheit sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unversöhnlichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bei Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines furchtbaren Zorns drohete; wie sie mit rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlgefallen überhäufte, während sie von ihm die kränkendsten Mißhandlungen duldete. Wohl glich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos, des Czarewitz Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reizenden Gemahlin empfing, Arbeiten, die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin, die nicht erröthete, mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn that und war.

Wer die hartnäckige, wilde Denkart des Czarewitz kennt, wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser in's Kloster

verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der öftern Entfernung des Kaisers umgeben, gegen alle dessen Unternehmungen einsog; wer da weiß, daß er aus eben der Ursache die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Aussöhnung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewitz täglich in der Gesellschaft verdorbener Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geisteskräfte durch unmäßigen Genuß des Branntweins zerstörend, wird täglich ausgelassener, roher, tyrannischer. Nichts, als seine nur allzugerechte Furcht vor dem Kaiser seinem Vater, hält ihn von größern Ausschweifungen zurück.

Unter solchen Verhältnissen bleibt der leidenden Großfürstin keine andere Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelassenheit das qualreichste Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen. Der Czarewitz hat es ihr selbst mit schrecklicher Freimüthigkeit gestanden, daß er sie eben so lange verabscheuen würde, als sie seine Gemahlin wäre. Er deutete ihr selbst an, daß er die Trennung dieser Ehe von Herzen wünsche, aber von der Unbiegsamkeit des Kaisers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürstin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es sollte ein leiser Versuch gemacht werden, die allfälligen Gesinnungen des Kaisers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürsten Menzikof, um durch diesen Liebling des Monarchen denselben zu erforschen. Die Gelegenheit dazu erschien. Menzikof warf mit seiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Diese aber reizten den Jähzorn des Czaren in einem so fürchterlichen Grade, daß Menzikof nie wieder für einen ähnlichen Versuch Muth behielt.

„Wehe dem Alexis!“ rief der Kaiser: „Wenn ich diesen Ungerathenen, diesen Widerspenstigen, diesen Unwürdigen, der täglich tausend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe schonte, so ist's aus Achtung und Liebe für seine Gemahlin. Weh' ihm, wenn dieser Engel einst ihm fehlt!“

Ungeachtet Menzikof dem Kaiser feierlich schwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürsten gekommen, daß es nur eigener Einfall gewesen, schien jener doch den Argwohn

behalten zu haben. Wenigstens sprach dafür die härtere Begegnung seines Sohnes von jenem Tage an, welche den Großfürsten nun bis zur Raserei gegen seine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie sich nun darauf gefaßt, theuerste Gräfin, noch das Entsetzlichste zu erfahren. Man hat einen Versuch gemacht, die Großfürstin durch Gift aus der Welt zu schaffen. Zum Glück ist die Frevelthat nicht ganz gelungen. Die Großfürstin hat nur sehr wenig von der vergifteten Suppe genossen; die zufällige Ankunft des kaiserlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürstin die Wirkungen des Giftes empfand, die Schnelligkeit, mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft seiner Gegenmittel, verhüteten das größte Unglück.

Alles ward mit dem tiefsten Geheimniß behandelt, und soll es bleiben. Die Gesundheit der leidenden Großfürstin kehrt zurück. Vielleicht genießt sie schon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen selbst wieder schreiben zu können.

Nie erschien an allen Höfen Europens eine liebenswürdigere und unglücklichere Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenlooses werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unsers Geschlechts wird das Opfer dieser Verhältnisse.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitz seine Gemahlin, während der Krankheit, eines flüchtigen Besuches gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie sich noch hinzu, daß die Großfürstin in einigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet!

Ich beschwöre Sie, wenn Sie uns vielleicht durch einen glücklichen Gedanken in dieser peinlichen Lage rathen können, säumen Sie nicht. Ich sehe keine Hilfe — diese Heilige wird früher oder später durch namenlose Barbarei zu Grunde gerichtet. — Bereiten Sie sich daher immerhin vor, einst das Schrecklichste erfahren zu müssen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 2. Oktober 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Bellisle, tret' ich nun schon das Straßenpflaster von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur

Mitternacht; gähne halbe Tage lang in den Vorzimmern der Großen; schreibe unterthänige Vorstellungen und Suppliken; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtlose Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talente an mir — und das ist Alles. Kommt's bei einer erledigten Stelle zur Wahl, siehe, da springt ein Anderer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen möchte — und immer ein Anderer, dem ich vielleicht an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens gleich, auch wohl zehn Mal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller Akademien, du wirst nichts mehr sein und gelten, als eine kostbare Denkmünze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der Firnis, welcher der Tugend erst Glanz, der Weisheit erst Ansehen gibt. Gold ist die moralische Universaltinktur, unter welcher sich Koth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenthum, Kleinigkeitskrämerei in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universaltinktur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris!“ werden Sie sagen. Ach, lieber Bellisle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein paar tausend Louisd'or in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereuen zu lassen; aber einen wahrhaften Dienst zu leisten, wo es nur um einfache, schlichte, biedere That zu thun ist — daran denkt keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das wohlfeilste in der Welt, womit selbst der Geizhals verschwenderisch sein kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht sein. Mein alter, getreuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlasse, gibt mir alle Tage neuen Rath, und wird nicht müde damit. Bald meint er, ich soll bei irgend einem Regiment Oberster, oder wenn auch

nur Hauptmann werden; bald in die Lotterie setzen, bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittwe mit zehn Landgütern heirathen.

Heut — ich hatte kaum meine schmale Mahlzeit beendet — kam er vollen Sprungs gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachricht! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen.“

„Daraus wird sich die ganze Welt nichts machen!“ versetzte ich.

„Wollen Sie ein Marquisat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürstenthum?“

„Wenigstens ein großes!“

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß Sie das nur wollen; so ist uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Minister, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer der Nächste gewesen: und einen treuern Menschen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre Pferde sollen die prächtigsten sein, tausend Meilen in der Runde. Lassen Sie mich dafür nur sorgen.“

„Aber wo ist mein Fürstenthum, Claude?“

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, — am Missisippi, in dem großen Königreich Louisiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit sechszehn Familien gesprochen heut an der Wirthstafel; sie kommen weit her; es sind sogar Schweizer und Deutsche darunter. Alles geht nach der Louisiana. Man bekömmt dort so viel Land, als man nur will, ohne einen Sous dafür zu zahlen; macht sich so viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König.“

„Du bist ein Narr, Claude.“

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Der Schiffkapitän de Blaizot wohnt in der Straße Richelieu, Nummer 595, im zweiten Stock. Er macht Werbungen für die Louisiana. Bei ihm muß man sich melden. Er hat die Landkarte auf dem Tisch, und theilt jedem, der zu ihm kommt, Besitzungen darauf aus. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beschlag, da es doch ein Fürstenthum geben soll. Ich bitte Sie! Wasser, Kalk, Waldungen umsonst: es fehlt nichts, so viel Städte frisch aufzubauen, als ganz Frankreich hat — nichts, als der Wille fehlt.“

„Den Willen hab' ich wohl.“

„Nun, Herr Hauptmann, so haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das sagen will, eine ganze neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertsten Theil so abgenutzt und verbraucht, wie unsere alte Welt, hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis beisammen; die Bäume dort sind so groß, daß unsere dickste Eiche nur ein Ast an solchem Baum sein würde. Das haben mir die Leute selbst gesagt. Hier kann man sich für sein baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; alles muß daher spottwohlfeil sein. Mit einem Livre stell' ich dort Bankete an; mit zwei Livres baue ich mir einen Palast, der sich neben den Tuilerien sehen lassen darf. Für einen alten eisernen Nagel geben mir die dummen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Dukaten; für eine Pfeife Tabak, für ein Stückchen Spiegel bekomm' ich mehr Leibeigene, als ich will. Sie müssen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das Alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bei Ihnen schon für ein Juweel. Aber, wie gesagt, wir müssen eilen, eh' Andere kommen und sie klüger machen. In meinem Leben sollte man kein Volk aufklären und gescheut machen, wenn ehrliche Leute dabei einen Schnitt für sich machen möchten!“

So schwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louisiana vor, und ich lachte mir fast Kopfweh an. Es ist gewiß, daß Kapitän Blaizot Kolonisten für Louisiana wirbt, und daß die Herren Werber es nicht an Aufschneidereien mangeln lassen, Menschen in ihr ödes Kanaan zu locken.

Für heut beruhigte ich meinen glückstrunkenen Staatsminister Claude mit dem Versprechen, den Kapitän morgen selbst zu besuchen und mir mein Fürstenthum mit eigenen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß schon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Mensch ist nicht so froh durch das, was er besitzt, sondern durch das, was er hofft. Und so bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie sich, geliebter Belliste, meines Schicksals wegen nicht. Ein gesundes Herz in gesunder Brust, ein freier Geist im freien Körper — diesen gehört die Welt an.

Schon seit Langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umsonst durchblättre ich alle Zeitungen und suche unter den Artikeln

Rußland. Keiner nennt die Nennenswürdigste des Nordens; nur meine Träume erzählen mir; denn bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, und ich muß wählen!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg, 5. Oktober 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergekehrten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ist's das letzte; und wär' es nicht, o so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie so bald ihr Ziel errungen.

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißt's, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich wird, den Nachstellungen meiner Meuchelmörder zu entrinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine bekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar geworden. Ich will ihn nicht verfolgen; den Bösewicht verfolgt die Erinnerung seiner That.

Ich fühle das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich sehne mich nach ihm. Ein solches Leben zu verlieren, ist Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt ist das Alles, seit wir beide voneinander schieden! Ach, hätt' ich's ahnen können damals, ich wäre im Schoose meiner schönen Heimath gestorben. Ausgerüstet mit Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeistert schon durch jene rührenden Schilderungen, welche Reisende uns von der Majestät der Alpen, von dem Zauberlande Italien gaben, sehnt' ich mich mit unaussprechlicher Begier, nur einmal jenen Wundergarten des Erdballs sehen zu dürfen — mein Wunsch blieb unerfüllt. Die willenlose Fürstentochter ward auf ewig in die kalten, traurigen Wildnisse an den entlegensten Enden unsers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradiese in das Land, worauf des Schöpfers Zorn haftete. Mit einem Herzen, welches voller Schwesterliebe sich an jedes Wesen schloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schicksal mich zu Halbbarbaren, die nur rohe Instinkte kennen, mich nicht verstehen. Ich sehe sie zu Mord und Hader eifrig,

und nur vergnügt, wenn berauschende Getränke ihren Verstand verwirren. Noch sind sie von den umherschweifenden Tartaren durch nichts verschieden, als daß sie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildeten Europas gelangt sind. — Könnt' ich Beherrscherin dieser Wilden sein, ich zöge den Stand der ärmsten Unterthanen im freundlichen Deutschland vor.

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verließen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerste Julie, um dir das Lebewohl zu sagen. Dies Blatt soll dir der stumme Zeuge meiner Treue sein, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl ist's der Zeuge — nur ein letztes, unverständliches Stammeln — Zeuge meines Absterbens, daß ich selbst davor erschrecken möchte. Denn in mir glühen noch tausend Gefühle; ich möchte sie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich streue nur todte, kalte Worte auf dies heilige Blatt. Es ist mein Winter da. So steht die ewige Sonne in sich glühend, dunkel schimmernd hinter falben Dezemberwolken; statt der erwärmenden Strahlen vom Himmel streut sie Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend scheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall Dornen fand, Mißtöne hörte. Ich klage nicht mit diesen Worten den Schöpfer an, sondern die Thorheit der Menschen, welche die Ordnung der Schöpfung verwirren. Aber diese Thorheit, ist sie nicht wieder eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erst durch das Labyrinth des Irrthums? War's nicht Werk und Willen der Natur, daß der Mensch unermüdlich sein mußte, sein Glück zu erweitern; und war's beim Mangel seiner Erfahrungen seine Schuld, wenn er unter den Mitteln falsch wählte?

Der Mensch, im Stande der Natur, ohne Entwickelung seiner schlummernden Kräfte, Begierden und Leidenschaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Mensch in seiner höchsten Vollendung, wo er mit gebildetem Geist, unermeßlichen Kenntnissen und erhabenen Gefühlen die einfachen Gesetze der Natur wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerstört hat, welche die gesetzgebende Leidenschaft übte — nur diese sind glücklich. Alles, was zwischen diesen beiden wandelt, die ungeheure Masse der Halbwilden — und von den Ufern des Tago bis zum Ladoga, seh'

ich nur diese Halbwilden — ist elend durch Verwirrungen, durch Unnatürlichkeiten, durch die Widersprüche seiner Begierden und Ordnungen, mit den unbeugsamen Geboten der Natur.

Ach! Julie, vielleicht verstehst du mich nur kaum. Ich deute aus der Ferne bloß auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was erblickst du? — Sieh', überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer! Wie sind der Glückseligen so wenig! Sie leben nur einzeln und einsam, und hüten sich wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin ist Alles nur eine Stimme, daß der Glücklichen wenige sind; ja, die Leidenden kennen sogar die Ursache ihres Elends. Aber wer macht den großen moralischen Aufruhr, welcher die Welt von ihrem Jammer befreit? Wer hat Muth genug die Fesseln abzuwerfen, die ihn hindern, einzutreten in sein Paradies? Wer kündet dem grauen, allmächtigen Vorurtheil Krieg an, und stiftet Versöhnung des entarteten Menschengeschlechts mit der Natur?

Mustere die selbstgeschaffenen Verfassungen und Ordnungen der Sterblichen — sind es nicht Werke der vernunftwidrigsten Begierden? — Mustere ihre Heiligthümer, vor denen sie anbetend knien; sind es nicht mörderische Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu sein, trennen sich Männer und Weiber, entsagen sie mit blutenden Herzen den heiligsten und schönsten Gefühlen; verdammen sie sich zu ewigen Kerkern, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs schirmen die Barbarei, vor der der rohe Naturmensch, wie der vollendete Weise schaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Leben.

Andere, um sich Wohnungen in den Gefilden einer bessern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Faust und Gott auf den Lippen verfolgen sie den Mitbürger, der ihren Glauben oder ihre Hirngespinnste nicht theilen will. Selbst da, wo Völker sanftere Sitten angenommen haben, und Religionskriege verabscheuen, erröthen sie nicht, mit christlichem Erbarmen Andersgläubige zu hassen, und sie von den Rechten der menschlichen Gesellschaft auszuschließen, so weit ihr Arm reicht.

Ein unersättlicher Ehrgeiz erfand den erblichen Unterschied der Stände und die erblichen Vorrechte und Nachtheile der Geburt. — Menschen, aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland gestellt, zu gleichem Wohl und Weh erkohren, trennen sich in ihrem Wahnsinn, wie Wesen fremder Art, und verachten und verehren sich, als könnte es nun nicht anders sein. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürst auf den Grafen, der König auf den Fürsten herab, und jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hingen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Taglöhner und der Kaiser nennen sich doch Alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich; und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Titel über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungssätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffene Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch weiße und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreifst nicht, was und warum ich dir dies sage! — Aber lies es, und lies es wieder, und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne Ahnung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

Wenn ich nur einmal, ach! Julie, nur noch einmal dich sehen könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner Kindheit sterben und übergehen zur neuen Kindheit des zweiten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder später, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werde ich wieder vor dir erscheinen — nicht ich selbst, aber mein Geist! Er soll zu dir reden, ach! und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen vernehmen! — Zweifle immerhin an dieser Geistererscheinung; aber einst will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb' wohl! — vergiß deiner Freundin nicht. Der Gedanke an

deine Liebe soll mir den letzten, schweren Kampf erleichtern, und in einem seligern Leben zu den ersten meiner Freuden gehören.

Leb' wohl! — Immer werf' ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzes hindert mich, dir, was ich leide, zu sagen. Liebe mich ewig! — Geister werden nicht getrennt.

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir sagen. Betrachte was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es sind nun .....

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg, 9. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen jetzt erst melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihen Sie es meinem traurigen Gemüthszustande, meiner Verwirrung, meinem unermeßlichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unserer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zweiundzwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfürstin gerufen. Ihre längst erwartete Niederkunft war schon geschehen. Sie hatte einen Prinzen geboren, der in der Taufe den Namen Peter, und den Titel eines Großfürsten empfing. Die Nachricht von dieser Geburt erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Nie sah man Seine Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war —, o Sie errathen ihn wohl.

Aber die öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom Uebelbefinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand, verlangte sie nur noch den Czar zu sehen. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit Thränen benetzte. Sie empfahl beide dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewitz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht mehr zu seiner ster-

benden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachrichten von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eins seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden, einige Arznei zu nehmen; sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursache mehr zu leben!“

Sie gab ihren Geist auf am ersten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöffnet und einbalsamirt, sondern in aller Stille begraben *). Eben dies befahl auch ihr Gemahl, der Großfürst, welchem der Todesfall durch Eilboten gemeldet worden war. Am siebenten November wurde die Todtenfeier in der Hauptkirche begangen, mit all' dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabenen Range gebührten.

Der schreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl sie mit Schlägen und Fußtritten so abscheulich mißhandelt, und sie ohnmächtig und im Blute schwimmend verlassen hatte — ich weiß nicht, ob Ihnen die Hochselige jemals von solchen Ereignissen, die leider öfters geschahen, geschrieben hat — und jener Vergiftungsversuch, welcher nur durch ihre Jugendkraft und die schnelle Hilfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum einundzwanzig Jahre alt!

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelsten Fürstenhäuser von Deutschland der Brutalität eines Unmenschen preisgegeben, und eine Prinzessin von den seltensten Vorzügen des Geistes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen europäischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeußern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses dringen, er würde schaudernd sich zu

*) Diese Nachrichten vom Tode der Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitz, stimmen wörtlich überein mit denjenigen, welche Peter Heinrich Bruce erzählt hat.

seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der seligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bei ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin, bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, diesem Schreiben bei.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabenen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schließen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter, Bellisle, rührt mich Ihre beispiellose Freundschaft! — Wahrlich eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tages zu den schönen Fabeln! — Sie treten mir und meinen möglichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bei Bordeaux, das ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fordern für das Alles nichts, als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzu bewegt, ich konnte mich nicht enthalten, Ihren Brief, diese köstliche Urkunde menschlicher Herzensgüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. Alle waren — nicht [illegible] — sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder?“ fragten Andere. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter!“ erwiederte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser, sehr begüteter Herr Vetter schüttelte bei dem Allen den Kopf, als dürfte er dem Mährchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all' die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um von Ihnen zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geistesschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten.

Sehen Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen, was Freundschaft sei. Es gibt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freunde, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindungen bei den Menschen beklagen. Aber, daß sie irgend einen, der ihnen lieb ist, beobachten sollten, ob und wo er leide;

daß sie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen, daran wenden sollten, den, so sie lieben, in glücklichere Verhältnisse zu setzen: das fällt diesen zarten, frommen Seelen weder wachend noch schlafend ein. Sie schreiben Ihnen die gefühlvollsten Episteln, sie schwören Ihnen Treue in Noth und Tod; sie heißen jeden ihren eigenen Feind, der Sie zu kränken wagt; sie vermessen sich, in den feierlichsten Ausdrücken, Ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es begehrt; sie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen. — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müssen Sie erwarten, und wenn ein paar hundert Louisd'or Sie von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten! — Alle bilden sich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu sein, und wahre Freunde zu haben: es erinnert sich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch empfangen zu haben.

Doch kein Wort mehr von diesen armen Sündern, die, wenn sie die Geschichte edler Freunde in einem Buche lesen, oder auf der Bühne dargestellt sehen, entzückt die Hände zerklatschen, oder sich wehmuthvoll die Augen roth greinen, in der Wirklichkeit aber nicht den hundertsten Theil ihrer Habsucht an die Erhaltung eines treuen Herzens wenden möchten.

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens achte ich es höher, als wenn Sie selbst für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter Menschen finden, die, hingerissen von einer schönen Schwärmerei gegenseitiger Zuneigung, ihr Leben für einander lassen, als eine Zahl solcher, die ihr Hab und Gut oder auch nur einen nahmhaften Theil desselben, einem Freunde schenkten. Aller Enthusiasmus, und wenn eine seiner geheimen Quellen selbst nur Eigenliebe gewesen wäre, vergißt bald seines dunkeln Ursprungs und vernichtet die kriechende, gefräßige Selbstsucht. Hingegen beim Geldzählen will kaltes Blut sein; da hat der Egoismus wieder sein Wort, und er wörtelt und kalkulirt so lange, bis die schon dem Freunde gewidmeten Geldsäcke in den heimathlichen Kasten zurückkehren. Dann besinnt sich der zärtliche Freund auf irgend eine poetische Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden ist, eine bittere Thräne der Wehmuth an Ihrer Brust, und klagt die Grausamkeit des unerbittlichen Verhängnisses an.

Und nun, geliebter Bellisle, am Schluß meines ewigen Geschwätzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungssorgen, und setzte mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältnissen gemäß, sogar mit einigem Aufwand, leben zu können. Aber ich würde im Besitz dieses Geschenks minder glücklich sein, als ich's jetzt bin — erlauben Sie daher, daß ich's Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu sein — ach! daß ich's sein könnte.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfniß mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fordern; ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des meinigen ansehen, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört.

Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und ich bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen von unserer eigenen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ich's Ihnen verbergen? — Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich's ertragen könnte, von Ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu sein. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie als meinen Wohlthäter ehren muß. Nichts darf unser Gleichgewicht stören, keiner erhaben über dem andern stehen, wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unsere Herzen erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abenteuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre ging — es war schon spät und Dämmerung — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billard.

Ich fand großes Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltische besetzt. Ich ging von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da?“ fragte mein Bekannter, und deutete verstohlen auf die Seite. Es stand nicht weit von mir ein kleiner, breitschultriger Mann, in scharlachenem Ueberrock, dessen Farbe zu den pechschwarzen, ungepuderten Haaren, und dem bleichen, starkknochigen Gesicht grell abstach. Er sah den Spielern gelassen in die Karte.

„Ich kenne ihn nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit seinen Augen nicht!“ sagte mein Bekannter.

Ich achtete dessen nicht weiter, ließ Punsch geben, und trat in's Nebenzimmer. Da fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden, großen Augen anblickte. Mir behagte weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vor's Kaminfeuer. Mein widerlicher Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht so ein widriges Zigeunergesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsilbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitz, die Prinzessin von Wolfenbüttel, ist gestorben!“ — Ich erstarrte, indem er diese Worte sprach. Er wandte sich plötzlich von mir. Ich suchte ihn in dem Gewühl. Er war verstoben. Auch hatte ihn keiner gekannt, von allen, so gegenwärtig waren; jeder sagte, er habe ihn diesen Abend zum erstenmal gesehen.

Ich eilte sogleich zum Sekretär der russischen Gesandtschaft, den ich wohl kannte. Ich theilte ihm, noch zitternd vom Schreck, die entsetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Bestätigung oder Grundlosigkeit. Er lächelte, und sagte: „Die letzten Kuriere melden das Wohlbefinden der Prinzessin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde.“

O! ich war selig bei diesen Worten, wie ein Gott. Was konnte auch der Rothkittel für eine Absicht haben, mir das abscheuliche Mährchen aufzubürden? Und wenn er mich, wie es doch sein muß, gekannt hätte, wie wußte er um das Geheimniß meiner Brust, und was ich für die göttliche Christine empfinde?

Doch der fade Spaß ist schon vergessen. Ich wünsche Ihnen, solche Zigeuner selbst nicht im Traum zu sehen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 18. Dezember 1715.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe seit sechs Wochen von mir beantwortet wurde, o so verzeihen Sie mir — ich gehörte mir selbst nicht an; — war die Beute eines grenzenlosen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt das Bewußtsein raubte. Ich

rang mit fürchterlichen Fiebern. Heute ist's der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Mit matter, zitternder Hand kann ich Ihnen meine Genesung melden, Dank sei es dem braven Arzt, der mit mir im gleichen Hause wohnt, und dem Beistand meines treuen Claude.

Sie lebt nicht mehr! O! Bellisle, die Einzige, die Göttlichste unter den Weiber — sie lebt nicht mehr.

Tadeln Sie nicht meinen unmäßigen Schmerz; — nur wenn ich mich ihm ganz überlasse, ist's mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfürstin las; wie ich an Claude's Arm bewußtlos über die Straßen nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum erstenmal gesehen, lebte ich, athmete ich nur für sie. In meinem Wesen war eine wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönsten Schmuckes willen reizender geworden und jede Erscheinung der Natur bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreizes, sie mir gegenwärtig zu denken bei den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Träume auch den beseligendsten schimmern zu sehen, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen — das war mir alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nur im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung nicht. Es war ein hohes, unendliches Entzücken in der Erinnerung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun mußt' ich alle meine Hoffnungen so plötzlich auslöschen, und an das Bild meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen, an Tod, an Verwesung . . .

Ach! Bellisle, die große Verwandlung mit mir ist geschehen. Hinter mir liegt verschwebend der Lenz meines Daseins, und vor mir der ewige Winter. Glanz und Anmuth sind aus der Natur; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich diese Stunde und diesen Zustand erfahren mußte! daß

meine Täuschungen von mir gerissen wurden, wie ein Schleier, der mir meine und des Lebens Elendigkeit bisher so wohlthätig verbarg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten ist ein entsetzliches Gähren, welches Geburten neben Geburten aufwirft, wie einen flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Natur, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, das du selbst so fühlend schufst? Warum riefst du meinen Namen in die dunkle Welt todter Stoffe und Keime herein, und mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dulden müssen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eherne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu sein, zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

Paris, 3. Januar 1716.

Es kann sein, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich! Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will Alles versuchen, mich in meine ehemalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Rest meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armselige Dasein nicht werth, genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindesalter entwachsen sind, und deutlicher zu sehen und zu denken beginnen. Woher entspräche auch sonst wohl der Hang aller Nationen, durch Wein der Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Wasser, Opiate und betäubende Tabackspflanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß doch eine sehr allgemein empfundene Wollust sein, die Welt, diese langweilige Prosa, nicht zu genießen, wie sie uns aufgetischt ward.

Europa gefällt mir nicht; ich suche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär' es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robinson eines unbewohnten Eilandes würde. Was ist am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt! Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden sagen: „Aendere dich, aber nicht den Welttheil!“ Der alte Gemeinspruch hat an mir sein Recht verloren. Ich bin frei;

warum soll ich bei Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bei läppischen Buben, wenn ich ernst sein will? Mich ekelt Europa mit seiner halben Kultur an. Ich will unter Weisen oder einfältigen Kindern der Natur leben; beide sind gleich liebenswürdig, weil sie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehen. Die Völker unsers Welttheils stehen noch in den Knabenschuhen, und sind linkisch, widerspruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder scheint, Niemand ist.

Mein Handel mit dem Schiffskapitän de Blaizot ist im Reinen. Ich verlasse Europa und gehe in die Louisiana. An den schönen Ufern des Mississippi will ich meine Wohnung bauen, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es sind sechs Handwerksleute, welche auf eigene Kosten nach Nordamerika gehen wollten; diese treten in meine Dienste. Schon habe ich ansehnliche Bestellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerlei Saamen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reise ich von Paris ab, und im März schiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tausend Andere, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu sammeln, die Ponce de Leon dort gefunden haben soll. Mögen sie für mich in Frieden ruhen noch manches Jahrtausend; ich werde ihretwillen keines Indianers Ruhe stören. Keine Leidenschaft, außer derjenigen, welche Religionseifer zeugt, ist so fürchterlich, Alles verheerend, ist grausamer in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durst nach Gold. Millionen Menschen wurden ihre Schlachtopfer, Millionen zogen über entlegene Meere und verdarben elend in den Wüsten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn sie nun Haufen Goldes zusammengescharrt und nach Europa zurückgeschleppt hätten, wären sie froher, glücklicher, reicher gewesen? Konnten sie mehr, als ihren Hunger stillen, sich in Kleider hüllen gegen Frost und Hitze, und sanft schlafen? — Was ist eine Tonne Goldes neben einem siechen Körper? Was ist ein ganzes Potosi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlasse ich den vaterländischen Boden nicht. Ich sehne mich nach einem schönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Gesellschaft werden, welche durch Arbeitsamkeit blühend, durch Unterricht weise, durch bürgerliche und religiöse Freiheit kraftvoll und beneidenswürdig sein soll. Ich werde mich tief in das Innere

des Landes ziehen, von den Pflanzstätten habsüchtiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküsten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianischen Nachbarn schließen, und unsere einfachen Bündnisse sollen heiliger sein, als die ewigen Frieden der arglistigen Politik der Europäer.

Sivray, 20. Februar 1716.

An den reizenden Ufern der Charente, schon neunzig Stunden von Paris entfernt, schreib ich Ihnen. Die ersten Blumen des jungen Frühlings sollen mich vom Boden fremder Inseln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberei, wie eine Feenwelt.

Vielleicht erstaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen rasten zu sehen. Sie haben recht. Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon seit neun vollen Tagen diese Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines kostbaren Wildes verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberei umgibt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichen Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet, verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon in jenen Gefilden am Mississippi, welche mit Aegypten, dem glückseligen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhen. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden, in philosophischer Einsamkeit; sah meinen Garten von allen Blüthen geschmückt, welche der ewige Lenz zwischen den Wendezirkeln streut, und sah im finstersten Heiligthum meiner selbstgepflanzten Gebüsche das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürstin weihen wollte. — Sie ist nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für sie. Ich werde sie beweinen, so lange meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergessen, und keine Freude der Welt gilt meinem Herzen so viel, als die stille, hoffnungslose, immer rege Sehnsucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Rasttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Obersten Brouin, zu besuchen im Vorbeigehen. — Es war Morgens. Ich fand ihn nicht zu Hause. Ein Lohnbedienter führte mich durch die Stadt umher, mir die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derselben zu zeigen.

Die schönste Gegend von Poitiers ist vor dem Thore St. Lazare. Hier erheben sich von verschiedenen Seiten Trümmer eingesunkener Römerwerke, auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clainstrom.

Die Landschaft hatte ungemein viel Anmuth und ein romantisches Leben. Ermüdet setzt' ich mich, unweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerstück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiser Augustus sie selbst gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchenversammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII sogar das Parlament von Paris sich hieher geflüchtet habe, gedacht' ich des Verstäubens und Verwesens alles Irdischen. Der glückliche Augustus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Konzilien und die Demosthene des Parlaments sind nicht mehr, und ihre Werke sind vergangen. Alle haderten, sorgten und litten um nichts, und starben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der schönen Kirchenlehre von der Auferstehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da schauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt stehen, und ich würde sie unter den Millionen finden.

Und indem ich's dachte — o Bellisle — trat sie hinter der halbverschütteten Ringmauer des Schlosses hervor, in der Mitte einiger Herren und Frauen, ging den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schifflein sie erwartete, und fuhr mit ihren Gesellschaftern den Strom hin, wo sie mir zwischen den Gebüschen und Uferkrümmungen verschwand, ehe ich mich von meinem Schrecken, von meiner unaussprechlichen Verwirrung erholte. — War sie's selbst? war's ihr Geist? war's ein Wunderspiel der Natur, die ihr schönstes Werk zweimal schuf, um durch den Tod der Großfürstin nicht das edelste Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu lassen?

Christine ist nicht mehr, und doch sah ich sie — sie war's! Ihre Gestalt, ihre Grazie, ihr Angesicht, ihr lichtbraunes, üppiges Haupthaar, ihre Bewegung — Alles war sie selbst!

Ich sprang auf und eilte dem Ufer zu, da es schon zu spät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Gesellschaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er schwatzte mir statt dessen, mit behender Zunge, viele Mährchen von einem großen Steine vor, der bei Poitiers auf vier andern Steinen liegen soll, und wollte mich dahinführen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Gesträuche hinderten mich, vorzudringen.

Wie ein Berauschter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Oberst Brouin nahm mich mit Liebe auf; vergebens forscht' ich aber nach den Namen der Personen, die mich so lebhaft angezogen hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Lesen Sie diesen Brief zu Ende! Was ich gesehen zu haben glaube, ist mehr als Wahnsinn.

Am Abend desselben Tages — ich weiß nicht, welches Fest die Leute in Poitiers hatten — ging ich mit Bronin und seiner Familie in die Messe. Wir traten in das Innere einer altgothischen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Massen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, so groß war die Menge des Volks.

Sei es die Feierlichkeit des Orts, die Pracht der Erleuchtung, die Gewalt der Musik und der Chöre, zuweilen vom majestätischen Ton der Orgeln unterbrochen — genug, ich erlag bald unter den heftigsten Empfindungen der Wehmuth. Christinens Bild umschwebte mich; meine Sehnsucht ward ungestümer, und ich fühlte all den namenlosen Schmerz wieder, der mich bei der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß fast getödtet hatte. Meine Augen schwammen in Thränen, und ich seufzte mit zitternder Lippe gen Himmel: „O warum gabst du mir dies fühlende Herz und des Jammers so viel!“

Indem ich die Augen wieder senkte, überflogen sie seitwärts die Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da sah ich dieselbe Gestalt wieder, welche mir diesen Morgen bei dem alten Schlosse erschienen war. Ihre seelenvollen Blicke ruhten auf mir! — Bellisle, auf mir! — Sie war es wieder, ganz die Großfürstin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur möcht' ich sagen, frischer, blühender, schöner, als ich sie in Petersburg zuletzt gesehen, wo schon der

Gram sie dem Tode langsam zuführte. Wie am Morgen, war sie auch jetzt in schwarzen Trauerkleidern, und am Busen trug sie wenige Blumen.

Meine starren Blicke hingen an der Wundergestalt. Sie bemerkte es, schien betroffen, und zog den schwarzen Schleier schnell über ihr himmlisches Angesicht. Und doch war mir's, als beobachtete mich ihr Auge noch durch die Finsterniß des Schleiers.

Ich aber hatte fast mein Selbst verloren in diesen hohen, lyrischen Augenblicken meines Daseins, in diesen seltenen Licht- und Verklärungspunkten meines schattenvollen Lebensgemäldes. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern? Ich gedachte nicht des ungeheuern Widerspruchs, daß die russische Großfürstin im kaiserlichen Begräbniß zu Petersburg den tiefen Schlaf des Todes schlafe, und zugleich in einer Kirche zu Poitiers Messe höre. Ich sah nicht mehr die Kirche mit ihren glänzenden Altären und verdämmernden Schwibbogen und Hallen, sondern es war mir, als athm' ich in einer Vorhalle des Himmels, wo die seligen Geister, alles Irdischen entkleidet, sich sammeln unter süßen Ahnungen, ehe sie gerufen werden in das Allerheiligste. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finsterniß auf mich niedersanken, und die Betenden alle, und das Gewühl heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten sich in meinen Traum oder in meine überirdische Vision. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir diesen Zustand verewigt, ich würde unter allen Wesen der Schöpfung das seligste geblieben sein.

Die Zeit verfloß. Viele verließen die Kirche. Auch das wundervolle Ebenbild Christinens schien sich zum Aufbruch zu rüsten. Da erst genas ich von meinem Taumel. „Wer ist die schwarze Dame dort?“ frägt' ich ängstlich den Obersten Brouin neben mir. „Ich kenne sie nicht!“ — Also eine Fremde? — „Sehr wahrscheinlich; denn ich sah sie nie in Poitiers. Die junge Dame neben ihr, mit der sie sich unterhält, ist eine Tochter aus dem Gasthofe zum goldenen Stern.“ — Kennen Sie diese genauer? — „Ich sah sie einigemal auf Bällen. Sie tanzte vortrefflich.“ — Ich beschwöre Sie, lieber Oberst, fragen Sie Ihre Bekannten um Namen und Vaterland der schwarzen Dame. — „Mit Vergnügen!“

Während unsers Gesprächs hatten sich jene Frauenzimmer schon entfernt. Wie gern wäre ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anstand ein Opfer bringen.

Am folgenden Morgen ließ ich vom Oberst nicht ab, bis wir mit einander zum Gasthof vom goldenen Stern gingen. Der Oberst erkundigte sich bei der artigen Tochter des Wirthes nach der fremden Dame.

„Sie ist von Lyon!“ war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Ecluse; er scheint ein Kaufmann zu sein. Diesen Morgen ließ er in aller Frühe anspannen, und reiste mit seiner liebenswürdigen Tochter ab.“

„Wohin?“ rief ich.

„Wir wissen es nicht. Er erkundigte sich gestern nach der Route von Sivray!“ antwortete die Befragte: „Es scheint,“ setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schalkhaft ansah, „Sie haben sich einander in Lyon gekannt, und hier bei uns unerwartet zusammengetroffen. Waren Sie nicht gestern Abend mit dem Herrn Obersten in der Kirche St. Eustache?“ —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Ecluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwiedern, daß Sie ein Fremder wären.“

Dies war nun Alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwei Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forscht' ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubt' ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abenteuer aufklären zu können.

Morgen reis' ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Bellisle, immerhin sagen, daß die lebhafte Einbildungskraft mir den Streich gespielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Aehnlichkeit wegen, für eine Geistererscheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar sei, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Mannes verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieses Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergess' ich nicht. Auch ihm bau' ich in meiner Einsiedelei am Missisippi ein Monument.

Bordeaux, 13. März 1716.

Nachdem ich kaum meine ersten Besuche in dieser blühenden Handelsstadt abgestattet hatte, erschien bei mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in seinem Bureau für mich liegenden Geldsummen in Wechselbriefen oder baar beziehen wolle? Welche Geldsummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Korrespondenten. Nicht einmal eine Karte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung; ich behauptete, er irre sich schlechterdings in meiner Person. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterschrift, vor, und fragte mich, ob ich der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant sei? ob ich in russischen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sei, mit Kapitän de Blaizot in die Louisiana zu gehen? — Ich läugnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bei ihm ein Kapital von 150,000 Livres zu beziehen habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre dazu, wie er vorgab, von London komme, wo keine [illegible] weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Mährchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Bellisle, darf ich auf einen Andern, als Sie, rathen? Nur ein Freund, wie Sie, ist fähig, seinem Freunde ein so königliches Geschenk zum Abschied mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an; aber vermehren Sie mir den Werth derselben durch das Geständniß, daß Sie der Geber seien.

Santa Cruz, 8. Juli 1716.

O Bellisle, das seltsamste Schicksal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermeßliche Ozean trennt mich von Europens Küsten, und was ich dort sah, seh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier seine feenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem schönen Gespenster-Mährchen; dieselbe Wundergestalt, welche mich in dem deutschen Hain entzückte, die ich am Hof des russischen Kaisers als Großfürstin glänzen sah, die mich an den Ufern des Clain überraschte, im Tempel zu Poitiers begeisterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in stiller Ordnung erzählen, damit Sie nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe schmählen. Meinen

letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera schrieb, werden Sie schon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitän de Blaizot ließ endlich die Anker am dritten Juli lichten in der Frühe; schon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Insel Teneriffa am Horizont erblicken, die wir jedoch erst am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitän wollte sich auf dieser Insel mit Wein versorgen. Wir mußten also auch hier einige Tage verweilen. Ich ging mit de Blaizot an's Land, und hatte beim Anblick des majestätischen Pics, der sich kegelförmig in die Wolken emporstreckt, nichts Geringeres im Sinn, als diesen berühmten Berg zu besuchen. Doch der Schiffskapitän hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirdische.

Es war gestern ein herrlicher Tag. Ich begab mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeide geheißen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Kastanienbäume eine schöne Stunde mit Träumereien über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meeres, und dann wieder des sanft jenseits der Stadt anschwellenden Gebirgs, dessen höchste Gipfel ein Kranz von gekräuselten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und gesunder zu athmen wähnte — der aromatische Geruch, der mir von unzähligen, wildwachsenden Stauden und Pflanzen und Gesträuchen fremder Gestalt entgegenströmte — das geschäftige Getümmel der Arbeiter, Lastträger und Matrosen am Gestade — Alles war mir ein so neues, schönes Bild, wie ich's nie gesehen, und welches meine Brust mit den lieblichsten Gefühlen schwellte.

Siehe da! — ich war zum Ausgang der Almeide gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gelangt — kömmt athemlos, mit einem Päckchen unterm Arm, derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeunergesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er ein leichtes grünes Reisekleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehen, und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise? — Ich antwortete eben so schnell, als er fragte: „In die Louisiana, nach Neu-Orleans.“

„Viel Glück!“ rief er, und lief davon, die Lastadie entlang.

Es verdroß mich die Eilfertigkeit dieses Sonderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt' ich ihn gesprochen. Langsam folgt' ich ihm. Die Seiten der Lastadie wimmelten von Booten, die landen, oder abstoßen wollten. In eins solcher Boote sah ich meinen Grünkittel springen, es waren darin zwei Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war schon abgelöset vom Ringe, und ruderte seewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant!" rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürstin, das Mädchen vom deutschen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogelschnelle flog das Boot dahin, und verlor sich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Elender, alle Besonnenheit hatte mich verlassen, und alle Geistesgegenwart! Ich beschloß zu spät, der Wunderbaren nachzueilen, und endlich das unbegreifliche Räthsel zu lösen. Ich lief die Lastadie auf und ab, und suchte ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand fast alle schon versagt; bei andern fehlten die Schiffer, und wieder bei andern hatt' ich Mühe, mich den Leuten deutlich zu machen, die nur Spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drei große Schiffe mit gespannten Segeln in's Meer gehen. Ein Landwind, der bei Teneriffa zu den Seltenheiten für Schifffahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß eins derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, an Bord gegangen, welches unter den Absegelnden gewesen. Man wußte mir noch zu sagen, daß der Kommandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bei ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war dunkel, als ich wieder an's Ufer trat — ich lief in die Almeide zurück, wie ein Verzweifelnder, und machte — ich erröthe nicht, es zu bekennen — in tausend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieser Nacht.

Sobald der Morgen graute, ging ich aus, zu erforschen, wo sich die Frauenzimmer während ihrer Anwesenheit auf der Insel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz selbst, wo sie in einem Pri-

vathause gewohnt hatten. Der Eigenthümer des Hauses, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu sagen, als daß die Dame, so mich interessirte, die Tochter eines Deutschen sei, der nach Westindien zu seinen Verwandten reise. Das zweite Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andere Mannsperson, die nach der davon gegebenen Beschreibung keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Grünrock von Teneriffa sein kann, schien der Bediente des Herrn Walter zu sein, der ihm schlechtweg nur Paul gerufen habe.

So weit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung noch vergrößerte. — Ich erhielt ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die schöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit sanftem Schauer, wie das Allerheiligste eines Tempels. Ihr Geist schien aus diesen einfachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzusprechen, und jedes schöner und bedeutender zu sein, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieser Boden hatte sie getragen, dieser Sessel sie umfangen, dieser Spiegel ihre himmlische Gestalt zurückgestrahlt. Ich durchspähte Alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheu, und suchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die heilige Erde Jerusalems betritt, und das Grab sieht, welches der Erlöser bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltischchen lagen einige zerschnittene Papiere, von denen noch eins die abgerissenen deutschen Worte enthielt:

Vergessenheit aus Lethe's dunkeln Wellen,
Der Hoffnung grüner Feenkranz . . .

Man sah es den Zügen der Schrift an, daß eine weibliche Hand sie gebildet hatte. Auch der Weinhändler bestätigte, daß er die schöne Fremde in diesem Zimmer einmal schreibend gefunden. Dies war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellisle, Bellisle! wer ist diese wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine. — sind es mehrere? daran glaube ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lastadie. Die Tochter Walters und die Lyonerin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt

durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum gerade mir? — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bellisle, hier walten seltsame Geheimnisse! Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemahlin des Czarewitz ist gestorben; ihr Leichnam ist feierlich in das kaiserliche Begräbniß beigesetzt worden — aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unterm Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meeres zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie über's Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese — und immer tönt es noch vor meinen Ohren, und mein erloschenes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Der Delphin trug sie zu den Küsten Amerika's. Er wird doch zu erforschen sein. Ich will rastlos und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und dieser Stern wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir — senden Sie die Ihrigen für mich immerhin nach Bilari, oder, wenn Sie lieber wollen, nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Mississippi. Dahin werd' ich, von meinen Abenteuern müde, einst gewiß zurückkehren.

Zweites Buch.

Aus den Tageblättern von Augustine Holden, der Gräfin Julie B. geweiht.

1.

Die Palme streut ihren leichten Schatten auf das Fenster meiner Hütte; ein unbekanntes Gebirg strahlt mit beschneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloser Bach rauscht in der Tiefe zwischen Felsen und entwurzelten Stämmen; eine fremde Natur umschwebt mich mit reizender Farbenmischung; selbst jene Bäume, die ihre un-

geheuern, finstern Aeste durch die Lüfte schwingen, jene Gesträuche am Fuß des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wiesen steigen unbekannte Blumen.

Hier ist mir wohl, und hier beginnt neues Leben, hier meine Ruhe und meine Sicherheit

Sei mir gegrüßt du wundervolle, freundliche Wildniß; ich will deine Bewohnerin sein. Ich will eure Schwester heißen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich einst eure Hand in den ewigen Schlaf wiegen unter kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, lasset mich in eure Hütten treten, einfach zwischen Pfählen und Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze sein, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

2.

Julie, o meine Julie! denn du bist's, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih' ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und Schwermuth — — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest, und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Fürstin, deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und gräbt mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Zedern eines entlegenen Welttheils.

Ich sehe dich erblassen, und mit zitternder Hand die Papiere aufschließen, die einst — wenn unser beider Leben schon zur Neige eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner nur in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann vielleicht dein Eigenthum sein werden.

Warum bebest du ohnmächtig zusammen? Hast du der Verheißung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe Hand, die in den Gärten unserer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck ewige Freundschaft schwor; es

ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir uns scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe, deine Fürstin lebt, und ist nun glücklich. Nein, nicht mehr Fürstin — diese ward in den prachtvollen Todtengrüften von Petersburg verscharrt. Da hinten blieb mein glänzender Hofstaat, meine erhabene Verwandtschaft, meine Aussicht auf den größten Thron der Welt. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Augustine Holden ist ein neugebornes Wesen, nicht mehr die Tochter des hohen Fürstenhauses Wolfenbüttel!

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegenhorchten, sitzen jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Konzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder ich sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetpolster, und Kräuter, Mais und kühlende Früchte der heißen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne des Heimwehs um Europa aus meinen Augen gefallen, seit ich den Boden Amerika's berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer in diesen lauen Lüften unter balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen schwermüthiger Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flöte durch die horchende Einöde tönt, und sie das liebliche Bild meiner verwaiseten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleien in meiner Phantasie erneuert. — Ach, Julie! nur diese holden Kleinen noch einmal zu sehen — nur ungekannt im Gewühl anderer Zuschauer stehen, und aus der Ferne ihre Spiele sehen zu dürfen! — dies ist mein letzter, brennender Wunsch. Aber sie hatten ihre Mutter kaum gekannt; sie werden den Verlust derselben nie beweinen. Nur ich betraure euer Loos, o meine Natalie, mein Peter — denn ihr seid Fürstenkinder.

2.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entschleiern. Aber ich beschwöre dich, streue diese Blätter in die Flam-

men, daß keine ungeweihten Augen sie durchstreifen, und die Verrätherei nie den Gram meiner fürstlichen Aeltern verjüngen. Ach, was sollte sie trösten, wenn sie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind, daß die Schwester einer römischen Kaiserin unter den Wilden wohne, im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten vor dem Zorn der Oberherren Rußlands, die meine Flucht mitleidsvoll veranstalteten? Würde man nicht, und wär' es noch so spät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht diese Einöden durchforschen lassen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entsetzlichen Möglichkeit — ich würde entschlossen sein, lieber den Tod, als die Küsten von Europa zu sehen.

Glaube es, Julie, nur die schrecklichsten Schicksale konnten mir gebieten, das Außerordentlichste zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpfet, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlassenen Kinder. — Verzeih' es Gott meinem Gemahl, dem Czarewitz!

Unter Thränen entschlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten, unruhigen Schlummer. Es verlor sich fast kein Tag, an welchem ich nicht Beschimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichsten Drohungen. Es war mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meistens zeigte er sich nur, wenn er vom Branntwein berauscht, ohne Verstand und Sinn, an mir den Zorn kühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelitzen und Popen gegen seinen Vater in ihm angefacht hatten; oder wenn er aus dem Kloster kam, worin seine Mutter, die verstoßene Czarin, mit ihrem abscheulichen Galan Glebof, Ränke und Plane gegen den Kaiser geschmiedet hatten; oder von seiner Tante, der Prinzessin Marie, die gegen ihren kaiserlichen Bruder den Haß der verstoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld!" schrie er dann oft, „der Czar ist nicht von Eisen. Besteig' ich einst den Thron, Madame, dann hat unsere Ehe ein Ende, und ich jage Sie in dasselbe Kloster, worin jetzt meine unschuldige Mutter schmachtet. Den schelmischen Großkanzler, den Graf Golofkin, will ich zur Belohnung seiner Kupplerei lebendig auf einen Pfahl spießen lassen; denn er ist Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heirathen mußte. Und den Fürsten Menzikof und seinen Schwager will ich ebenfalls lebendig spießen lassen, dem Golofkin zur Gesellschaft. Die Favoriten des Czar sollen in Sibirien Zobel fangen

lernen, und all' die vermaladeiten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künsten, diese Glücksritter, Lungerer und Abenteuerer — ich will sie mit eisernen Ruthen aus Rußland wegfegen, wie ein lästiges Ungeziefer, und mit Knuten soll man ihnen den Zehrpfennig auf dem Himweg reichen.«

Dies wiederholte er mir oft — dies schwor er mir mit den gräßlichsten Flüchen vor. Einst hing ich mich liebkosend, weinend an seinen Hals, um seinen Unmuth zu beschwichtigen: da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenstreich, der mich betäubte. — Ach! Julie, dies ist die erste Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von Tausenden immer nur seit meinen Kinderjahren geschmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Aeltern — ich, die Fürstin! — Nein, und wenn ich könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen schildern, unter welchen ich damals verging.

Aber keiner Seele offenbarte ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätte ich mein herbes Loos versüßen können, wenn ich in die Verwünschungen meines Gemahls gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich, wie er, den Czar, der mich so väterlich liebte, gehaßt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wollüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte. — Ich konnt' es nicht.

Beklagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches vor dem Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfahen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu erfinnen. Die Unglückselige steht vereinzelt in der Welt, nur mit und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihres Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihen. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märtirerkranz.

Lange konnte ich, lange all' mein Elend tragen. Jahre hindurch versuchte ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hasse meine Liebe, seinen Flüchen meine Thränen, seiner

Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträchtigkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtsein uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Rohheit seines Sinnes, mein Ernst brachte ihn zur Raserei.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagte es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikof sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikofs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, welcher in seinen Staaten keinen furchtbarern Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Lieblig, das große Werk seines Vaters zu zerstören droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII strecken, als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

In wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater in Deutschland um Einwilligung, und um sein hohes Fürstenwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir selbst und meiner Verzweiflung überlassen, gab ich jede Hoffnung eines frohen Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte seine Unmenschlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten seine Mühe mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

4.

Düsterer denn jemals — es war ein melancholischer Abend, Wind und Regen rauschten gegen die Fenster meines einsamen Gemachs — erwog ich einst mein Schicksal, musterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich verlor mich in verzweiflungsvollen Planen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gifttodes gerettet hatten.

„Was hab' ich," so sprach ich in mir selbst, „was hab' ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Frieden, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitz, den ich Gemahl heißen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später falle ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Greuelthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen.

„Was hätt' ich zu erwarten, wenn dieser Wilde einst den Thron seiner Väter bestiege? — Den Tod, oder den ewigen Kerker? — Wer ist mein Schutz? Verlassen bin in von allen.

„Der Schlaf des Todes ist süß. Gott erbarme sich meines unmündigen Kindes — mein Leben ist ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grausamen Mann erschüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war."

Schnell reifte der Entschluß zum Selbstmord. Ich ging zu meinem Arzneischrank, und zog die Flasche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalie bringen, um sie noch einmal zu segnen. Ich nahm das holde Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen, mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wollte schlafen gehen. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinet. Ich sank auf meine Knie, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben; meine Seele war wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brütest?" So rief's in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte den Boden. Nein, o mein Gott, o mein Schöpfer," stammelte ich, „ich bleibe dir getreu, ich will mein Leiden tragen, und den bittern Kelch leeren — vergib dem schwachen, verzweifelnden Weibe!"

So lag ich da. Es war still und dunkel umher. Ich war ermattet und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwischen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor sich allmälig mein Bewußtsein.

Grüne, schimmernde Inseln schwammen, wie in einem Morgentraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Hainen, und über pfadlose, blühende Auen, und von allen Zweigen tönten mir Gesänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten fallende Blüthen purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir war's, als web' und leb' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reizenden Deutschlands; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als möchte ich den ganzen Himmel mit einem Zuge trinken.

„Aber wo bin ich denn?" fragte ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weißen Kleidern, gleich einem Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika!" sprach er, „und hier sollst du, wie eine Selige wohnen!"

Da stiegen mir heiße Freudenthränen in's Auge. „Also entflohen dem unermeßlichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frei — für mich ist kein Rußland, kein Czarewitz mehr! — Und hier werd' ich fortan wie eine Selige wohnen." So dacht' ich, und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch, und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich vom Fußteppich. Schon war es um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern auf's Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Julie, wenn es noch göttliche Eingebungen gibt — und warum soll ich sie bezweifeln? warum soll der Vater der Welt nicht mit seinen leidenden Kindern reden, wie einst, er, der noch jetzt, wie sonst, ihre Gedanken regiert? — so war dies eine göttliche Stimme, die mir's sprach: Hier ist Amerika, und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen! — Heiter erwachte ich spät am Morgen; mein Herz aber war voll unnennbarer, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark besuchte mich. Sie erschrack über die Bläſſe meines Angesichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhaften Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein," rief sie, „meine Fürstin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht leiden, nicht so hinsterben sehen unter der Grausamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich, und wenn es mein Leben gelten sollte, ich will Sie erretten. Fliehen Sie nach Wolfenbüttel, in den Schutz Ihrer erlauchten Aeltern; ich nehm' es auf

mich, Ihr Entrinnen zu veranstalten. Keine Seele soll es früher vernehmen, bis Sie den deutschen Boden betreten haben werden.«

Ich umarmte schweigend das gute Weib, und reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagte.

»Mag er es doch!« rief sie: »Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen.«

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Fordern des Kaisers widerstehen? Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühle es, daß ich mein qualenreiches Dasein nicht lange mehr führen könne. Wär' ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen.

»Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weiht, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, theure Fürstin, Sie blieben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder beschützter? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kummers werden, und früh aus dem Leben gehen — ist Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beschwöre Sie, retten Sie sich! In Petersburg ist Ihr Leben in täglicher Gefahr.«

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten.

Und wie?«

— Durch eine neue, freiwillige Todesart. Erschrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbstmord begehen. Aber sterben will ich, für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich über's Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegenen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichsam in ein zweites Leben treten; wie ein Kind anfangen, eine neue Sprache zu stammeln, neue Verbindungen zu schließen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt, wie auf einem fremden Sterne wandeln, und, gleich einer Abgestorbenen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdplaneten, erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Aeltern, von Allem, was in der bekannten Welt geschieht. Man wird nichts

mehr von mir erblicken; man wird mich, wie eine Begrabene, betrauern und vergessen. Ich werde einem abgeschiedenen seligen Geiste gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. Sie schaudern vor diesem Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewährt er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt, ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten sein, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit einem Elende und all' den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abenteurer setzen, und statt den Muth zu ehren, mit welchem ich jedes Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruhe und Freiheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen.

So ungefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beistand zu überreden, und manche Besorgnisse um den gewagten Plan zu zerstreuen. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen sein würden.

5.

Mein alter, treuer Diener, Herbert, ein Mann von Tugend und großem Muthe, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine Hilfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehrte ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Ehemals war er der Zeuge meines Frohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußt' er mir Muth einzuflößen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußt' er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir war's, als sei er die hehre Gestalt des

himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir.

„Warum schweigst du, lieber Herbert?“ fragt' ich ihn.

„Gnädigste Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß, welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Horden wilder Indianer, in den unbekannten Wüsten eines fremden Welttheils?“

„Leben, Freiheit, Ruhe und Armuth sind süßer, als der Jammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgst du deiner Fürstin lieber zum Grabe, oder in eine andere Weltgegend? Wir fliehen, Herbert. Ich höre auf, Fürstin zu sein. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter sein. Es wird einen schönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menschen in Einsamkeit und kummerloser Muße wohnen dürfen. Ich büße meine Kinder ein — du nichts. Was fesselt dich an die Wildniß von Rußland, daß du sie nicht gegen die blühende Einöde eines mildern Himmelsstriches verwechseln möchtest?“

„Nichts!“ rief Herbert, und fiel auf seine Knie vor mir hin, drückte meine Hand an seinen Mund und schwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag' mußt' er, so war es unsere Verabredung, öffentlich seine Entlassung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortsetzung meiner Flucht beschleunigen könne, ohne durch sein späteres Verschwinden bei meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir seit diesem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht und Schmerz sah ich, als flöhen sie zu schnell, die Wochen vorübergehen. — Ich wünschte und scheute zugleich die große Entwickelung; die Stunde meiner Erlösung war der ewigeVerlust meiner kleinen Natalia.

Holder, stiller Engel, noch seh' ich dich auf meinen Knien, in meinen Armen gaukeln — ach! deinem kindlich frohen Jauchzen antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere

Blicke! — Du verstandest, selige Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaiseten Mutter — aber ich, oft irr' ich weinend am Ufer des Meeres hin, und strecke die mütterlichen Arme umsonst gegen Abend, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen: Natalie!

6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltener wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabei. Ich träumte mir vom Glück der Freiheit — ich rüstete mich geschäftig zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Adressen; ich versah mich mit Gold und Juweelen; auch mein treuer Herbert hatte schon Kapitalien in's Sichere gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Großvaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers! Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gleich, empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und genesen. Ich hätte schon wenige Tage nachher das Bett verlassen können, wenn nicht die gute Königsmark meiner Ungeduld Schranken gebaut hätte. So spielt' ich nun, um die Welt über mein Vorhaben in Täuschung zu erhalten, die Sterbenskranke, und, unerfahren in den Künsten des Betrugs, half die Begierde, frei zu werden, meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein Krankenlager umgaben, war der Schmerz keines einzigen so tief, so trostlos, als der eines meiner Fräulein, Namens Agatha von Dienholm. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, meines Alters, aus einem verarmten, adelichen Geschlecht, ohne Aeltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind aufgenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegrenzten Dankbarkeit, und einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehenen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft anderer Offiziere zum Vortheil des Czarewitz wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sei, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viele Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß, sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr, bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agatha, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihre Knie vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog ungestüm und verrieth, welch ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie schloß ihre brennenden Lippen an meine Hand; mir selbst war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willst du, liebe Agatha, künftig meine Schwester sein?“ sagt' ich ihr leise.

Sie seufzte tief und laut, und sah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und stammelte halb odemlos: „Treu — ewig! ewig!“ Dann nahm sie vom Tisch ein Messer, und rief: „Ich will mir selbst die Brust durchbohren, wenn ich Sie je verlasse, meine Fürstin, je verrathe!“

Ich ließ sie von mir; und gleiches Tages ging sie schon genesen unter den Andern umher. Sie schien veredelter, feierlicher; sie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünstelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von so vielen fremden Wesen; warum mußte der Einzige mich hassen, an den mein Schicksal mich gebunden hielt!

7.

Schon war der Tag meiner Flucht bestimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueste Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuschung. Herbert hatte für Schlitten überall gesorgt, und harrte mein in einem Walde, nahe bei der Hauptstadt, während Kuriere bereit standen, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich sagte als Sterbende Allen meines Hofes Lebewohl. Ich ver-

weigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hilfe zu nehmen, und wünschte nur mit sehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiser zu sehen.

Er kam, und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale meine Kinder. — O welch ein herber Abschied! Der Kaiser gab sich den Gefühlen seines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für seine Liebe hören; er segnete mich und meine Kinder, und schwor mir, fortan ihnen Alles zu sein.

Mir brach das Herz; ich schluchzte laut. O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte sie wechselweise hundertmal und badete sie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich sie wieder. Fast verlor ich in diesem schrecklichen Augenblick Besonnenheit und Entschluß. Ich fand das qualenreichste Leben erträglicher, als die ewige Trennung von diesen Engeln. Der Kaiser sah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beschleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die beiden Geschöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete sie. Noch einmal, ehe er ging, reicht' er stumm und düster mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in seinen Mienen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiser Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finster war sein Blick. Zeuge meines Todes zu sein, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als schmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie von Wohlanständigkeit erzwungen. Er schien auf sich selbst zu zürnen, daß seine Augen keine Thränen finden konnten, die er seinem Vater, dem betrübten Kaiser, hätte aufweisen können.

Er ging, und war von mir vergessen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz schrie nur meinen Kindern nach.

Erschöpft sank ich zusammen. Man ließ mich einsam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuspruch gab mir den verlornen Muth zurück. Ich schlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gesellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen hatte, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agatha und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch zu sehen. Sie umgaben weinend die Bahre. Von Zeit zu Zeit lüpfte

die Königsmark den Schleier von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhe geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Palast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verließen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ich's heimlich, um wieder, wäre es auch im Kerker, meinen Kindern nahe zu sein. — Unaussprechliche Angst und tiefnagender Mutterschmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevolle, schmiegte sich schüchtern an mich; unermeßlich schien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürstin zu sein. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürstin! meine Fürstin!" lispelte sie: „Wie lieb' ich Sie, wie möcht' ich für Sie sterben, wie gern!" —

„Ich bin nicht deine Fürstin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schwester: denn nun bin ich's, und dir gleich!" —

Ich legte meinen Arm um sie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruhe ihres schönen Herzens, worin noch immer die zärtlichste Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen schrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Rosse trabten langsamer. Wir erreichten endlich ein einsames, kleines Haus im Gehölz, vor welchem Herbert Halt machte. Er führte uns hinein. Ein Paar alter Leute empfing uns mit Gastfreundschaft. Herbert nannte Agathe und mich seine Söhne.

8.

Seligkeit des unbemerkten Einsamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glück der Welt darf dir gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und einem

rüstigen, jungen Burschen, ihrem Sohne, lebten in dieser Hütte schon viele Jahre, ohne sie zu verlassen, als an hohen Festtagen, wenn sie die Kirche eines sieben Wersten von hier entlegenen Dorfs besuchten. Der Alte mit seinem Sohne verfertigte allerlei Geräthe von Holz, die dieser dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und weniges Geld austauschte. Wie bezauberte mich die stille Zufriedenheit und Genügsamkeit dieser Armen! Alles, was ihr Herz wünschte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht; sie wußten nichts von den Ereignissen, welche rings umher die Welt erschütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsstoff, der, in die Brust der Menschen geworfen, frohe Geschlechter verheert und Thronen in Ströme Blutes senkt.

Während Herbert unsere Rosse besorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, schloß sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reizendes Roth überflog ihr Antlitz — sie erwiederte schüchtern und glühend den schwesterlichen Kuß, und sah mit schwimmenden Blicken zu mir auf, und stammelte leise: „O mein Gott!“

„So wie diese Alten,“ sprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, schöner als diese; wir werden glücklich sein. Das einfache stille Dasein in der Welt wird von uns wie eine Wollust genossen werden: wir vergessen bei der Liebe einzelner, treuer Nachbarn die Schmeicheleien fader Höflinge, die knechtische Verehrung des unterthänigen Haufens; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verräthereien, Kabalen, und Allem, was die arme Menschheit quält, womit sie voll kindlicher Begier tändelt, womit sie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereien der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrsucht, von den privilegirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels, und was sonst die Zeitungen füllt. Die Morgen- und Abendröthen sind unsere Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unser Opernsaal; Gebirg und Meer unser Schauspiel; die Gesundheit unsere Köchin; der unendliche Himmel unser Kirchengewölb. Ach! liebe Dienholm, kannst du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieses stille Glück?“

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und sprach: Ich freue

mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, ist mir schon geworden. O wie gern meid' ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin fast alles, groß und klein, an irgend einer Begierde fiebert, nach Gold, nach Ruhm, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schönen Kleidern und tausend marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben nöthig ist, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mir's geworden.

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsere Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig, er mied überall die großen Straßen; wir reiseten meistens nur bei Nacht; ruhten meistens nur in abgelegenen Hütten und elenden Dörfern aus; sahen wenig Menschen, und wechselten bald Kleidertracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Aber alles dies gab unserer Flucht eine ermüdende Langsamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu stürmisch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verschneit. Vierzehn Tage lang waren wir schon in den ewigen Wildnissen durch unbewohnte Steppen und finstere Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns, ohne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Grenzen des russischen Gebietes nicht erreicht. — Herbert tröstete uns von einem Tage zum andern; aber einen Tag wie den andern ward unsere Hoffnung getäuscht.

Eines Abens endlich sprach Herbert: „Beruhigen Sie sich, wir schlafen heut im letzten russischen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werste von uns sein. Morgen reisen wir auf polnischem Boden.“ Ich jauchzte freudig auf. „Nein,“ rief ich, „noch diese Nacht müssen wir in Polen sein. Ich athme nicht eher freier.

Wir kamen spät in Kwadoszlaw an. Es war finster und schneite stark. — Herbert wollte rasten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum ersten Dorfe die Reise fortsetzte. Er erkundigte sich nach dem Namen desselben. Man nannte es N i e s z o s p e r d a.

Wir begehrten einen Wegweiser; aber die Menschen waren hier

so ungefällig, daß keiner sich dazu hergeben wollte, und wir, so große Belohnung wir auch versprachen, keinen erhalten konnten.

Dem ungeachtet betrieb ich die Fortsetzung der Reise, da wir diesen Tag nicht weit gekommen waren. Bald sahen wir uns in einem weitläufigen Walde; wir hatten bisher das kaum sichtbare Gleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren schon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlassenen Orte zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unsere Gleisen verwischt. Wir waren vom Frost halb erstarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel, aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angst und Furcht Kraft der Verzweiflung empfing, und ohnedem diesen Tag die schwerfällige Tracht einer russischen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Walde herumgetrieben, ohne sein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor sich sah, war abgestiegen, um die Gegend vor uns zu untersuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten seine Rückkunft.

Zu unserm nicht geringen Schrecken erschien unverhofft neben uns ein fremder Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, sondern ging gegen das Pferd, schwang sich hinauf und jagte, seitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Bestürzung und Angst raubten uns fast alle Besinnung. Wir schrien Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrei aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebene außer dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen und verschwunden. Vermuthlich hatte er nur, um seine Fußreise zu verkürzen, und schneller aus dem Gehölz zu kommen, sich unsers Rosses bedienen wollen.

Es blieb nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unsern verlornen Freund zu suchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir riefen Herberts Namen

unzähligemal; aber unserm ängstlichen Geschrei antwortete nur das Brausen des Sturmwindes in den schwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forst; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo sollten wir ihn suchen? Wir mußten selbst fürchten, irgend eine falsche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der Unglückliche schon, von Kälte erstarrt, auf dem Schnee erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerrissen — wir ohne Rathgeber, ohne Beistand, in der Wüste allein, an Kraft und Muth erschöpft.

Nie hatte ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Kaum besaßen unsere starren Hände noch Macht genug, die Zügel unserer müden Rosse zu leiten. Agathe rieth an, in das Freie zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußstapfen unsers Entführers verfolgen würden. Von da könnten wir am Tage des Waldes kundige Leute aussenden nach Herbert. — Ich folgte dem Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlassenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tagesanbruch ein kleines, armseliges, halb in Schnee vergrabenes Dorf.

9.

Wir hielten in einem alten, aus Backsteinen aufgeführten Hause an, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringten bellend unser Fuhrwerk, bis sie ein verlumpter, schmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hause trat, und unsere klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, so gut als möglich, in russischer Sprache machte. Er verließ uns, ohne zu antworten, erschien nach einigen Minuten wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh schlafend umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unser Schicksal abwarten. Die Schlafenden ermunterten sich; man führte unsere Rosse unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein starker, breitschulteriger Mensch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, sich als den gestrengen Herrn von Horodok ankündigte.

Er redete zuerst Agathen auf russisch, dann auf polnisch an. Das gute Kind, keiner dieser Sprachen mächtig, antwortete französisch, dann deutsch, und ward nicht verstanden. Ich wollte das Wort für

sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen. „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider!“ sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte in's Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinausführen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl!“ sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seid von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich anfangs verdächtig.

Die Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächtliches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat nur, diesen aufsuchen zu lassen. Der Edelmann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wohin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hilfe eines Knechts, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder in's Verhör genommen; und da sie sich für eine Magd ausgegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorftirannen durch den Widerspruch unserer Aussagen vermehrt.

Man behandelte uns wie Gefangene, brachte unsere wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten in's Zimmer, versorgte uns mit Speise und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den Titel eines Starosten beilegte, sei mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entspringen, bald mit heldenmüthiger Fassung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern; am meisten waren wir um unsern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer neben dem unsrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Starost, dessen Stimme wir vor allen andern unterschieden, sprach auch von uns. Was mich am meisten beunruhigte, war seine Vermuthung, daß wir schwedische Spione, oder Vagabunden seien, die in Petersburg ein Beutelschneiderstückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den [illegible], den wir für unsern Herrn ausgeben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Starosten

erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Starosten wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsener junger Mann nahete sich Agathen, und sagte, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf französisch: „Sie sind wohl weder eine Bäuerin noch eine Verbrecherin, schönes Kind!“

„Und Sie, mein Herr,“ redete ich ihn an, „scheinen weder ein Räuber, noch fähig zu sein, Barbareien gut zu heißen, welche man im Gebiet des Königs von Polen gegen Reisende verübt. Wir kamen, und machten Anspruch auf Gastfreundschaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und werden, statt dessen, allen Mißhandlungen preisgegeben.“

Der junge Mann sah mich lächelnd seitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frei machen, wenn Sie wollen!“ sagte er endlich, und, indem er seine Hand auf Agathens Schulter legte, setzte er hinzu: „Weine nicht, schönes Mädchen!“

Dann wandte er sich lachend zum Starost und rief: „Wladislaw, du hast mir einen schönen Streich gespielt!“

„Wie meinst du das, Janinsky?“ rief der Starost.

„Den Maler hast du verhaftet, von dem mir der Hauptmann Osterow geschrieben, und welchen ich so sehnlich erwartet habe. Diese beiden jungen Leute gehören ihm an. Wo ist er? Ich muß ihn sprechen.“

Damit verließ er uns. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Janinsky mit schlauem Lächeln zu uns hereintrat, an seiner Hand unsern Herbert.

„Die Schlitten,“ sagte Janinsky, sind angespannt. „Sie folgen mir auf mein Schloß, und genießen dort alle Bequemlichkeit, so lange Sie bei mir ausruhen wollen.“

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abenteuer, unsere Angst, unsere Sorgen um ihn. Er theilte uns seine Geschichte mit, die der unsrigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle Drei sein mochten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhaßten Ort zu verlassen, und mit dem unbekannten Janinsky zu reisen, dessen freundliches Aeußere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Janinsky's Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläufiges Dorf, Sloboda geheißen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehen. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erkern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängniß glich. Rings um dasselbe zog sich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach!“ flüsterte mir Agathe zu, „ich hoffe auch von dieser Zuflucht des Guten nicht viel.“

Unser Wirth war sehr geschäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben; dann nahm er Agathen und führte sie in's Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachtessen bereitet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich,“ sagte Janinsky, „Sie aus der seltsamen Gefangenschaft des Starosten erlöset zu haben. Er ist sonst ein guter Kauz, aber etwas roh, und dabei ein Todfeind des Königs von Schweden. Er ist reich an Land und Leuten; aber, seit er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettelherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, so Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bei mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie wohl es thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in wildem, unwirthbarem Lande, wie bei uns.“

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches, und Herbert zog seine Brieftasche hervor. „Hier,“ sagte er und zeigte ihm einen russischen

Paß, „damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehen daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heiße, und daß diese beiden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Bauerntracht, war eine Grille von den beiden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Ohngefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überrascht worden zu sein.“

Janinsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bei mir und Agathen, daß er, verführt durch unsere Mummerei, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Janinsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um Vieles ernster geworden zu sein schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich in ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmanns, deren halbverloschene Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung des gefälligen Wirths vor, einige Tage bei ihm zu verweilen, bis unsere, von so vielen Anstrengungen ermatteten Rosse sich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch stürmischer denn sonst; wir selbst hatten der Rast vonnöthen, neue Kraft zu schöpfen. Niemand kannte uns in dieser Gegend, welche von Reisenden höchst selten besucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reizende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Janinsky schien entzückt zu sein, als wären wir nicht seine Schuldner, sondern er der unsrige. „Ach, wie selten wird mir's hier zu Theil,“ rief er, „Menschen aus der gebildeten Welt zu sehen! Hätte ich nie andere Länder und höhere Bedürfnisse kennen gelernt, mir würde wohl sein unter meinen Nachbarn, deren höchstes Gut Jagd, Spiel und Zechgelage sind. Nun aber bin ich in meiner eigenen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben seiner Güter; aber früher oder später werde ich mich ihrer doch entledigen und wieder nach Warschau oder Dresden gehen, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Gesellschafterin zuführt, die meine Einsamkeit belebt.“

Janinsky war ein schöner Mann; die polnische Nationaltracht seiner Gestalt ungemein vortheilhaft. Er sprach polnisch, französisch und russisch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateinischen und französischen Schriftstellern. Er liebte die Musik; er spielte mit Fertigkeit die Flöte und das Klavier. Die Langeweile konnte uns also in Janinsky's Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Klavier; Janinsky begleitete ihr empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in Landkarten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Geist als Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeit als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer lebhaften Leidenschaft, welche Janinsky eben dann am meisten offenbarte, wenn er sie am geflissentlichsten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieses Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweiten Tages neben Agathen am Klavier stand — beide waren eben im Zimmer allein — hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie sah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte sich ab und ging gegen das Fenster.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Agathe und stand auf.

„Wie kann mir wohl sein?“ rief er mit Heftigkeit: „Sie wollen morgen abreisen und mich wieder allein lassen! Warum erschienen Sie doch in meiner Einöde, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armselige dieses Lebens desto tiefer empfinde? O Fräulein, Fräulein, ich bin sehr unglücklich!“

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz!“ fuhr er fort: „Hätte ich Sie in einer weitläufigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehen, mein Herz würde Sie herausgefunden haben aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über Alles theuer. — Und

nun wohne ich hier in der Wüste, fern von jeder freundlichen, meinem Geiste verwandten Gesellschaft. Ich sehnte mich vergebens nach dem Bessern. Meine Tage flossen in ermüdender Einförmigkeit hin. Ich fing an, ein Alltagsmensch zu werden, und mein warmes, nur zu zart fühlendes Herz in den Gang des faden, gewohnten Herkommens hineinzutragen. Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun so plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich sah Sie; eine himmlische Erscheinung hätte mich nicht tiefer erschüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich sehe Sie nur, und kenne Sie nur, und Alles rings umher ist mir so fremd geworden, als wäre es heute erst entstanden. Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühle ich wohl; ich bin Ihnen zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahen, haben Sie Millionen gesehen, wie mich.«

Er führte sie bei diesen Worten zum Klavier zurück und nahm die Flöte. Agathe, zitternd, tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert in's Zimmer. Janinsky ging ihm entgegen.

»Sie wollen mich morgen wieder verlassen?« sagte er: »Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die Bitte gewähren, noch zwei Tage in Sloboda zu verweilen. Ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren.«

Herbert lächelte. »Wie gern würden wir,« sagte er, »unsere Schuld bei Ihnen vermehren, wenn nicht allzugebietende Familienverhältnisse uns die Beschleunigung unserer Reise zur Pflicht machten.« — Der liebeathmende Janinsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben, er wußte die Gefahren der Reise bei gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus den Wäldern triebe, um Nahrung in bewohntern Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte, und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathen, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bei der herrschenden rauhen Witterung geneigter sei, ein paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn

aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meinung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So blieben wir wieder in Sloboda.

11.

Und aus den versprochenen zwei Tagen wurden ihrer allmälig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und gefühlvoller am Klavier sang, als sonst an meinem Flügel; daß ihr ganzes Wesen von einem höhern Geiste beseelt zu sein schien. Mir selbst kam sie weit liebenswürdiger vor, denn ehemals; ihre Stimme hatte etwas unnennbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke hafteten länger und träumender an allen Gegenständen; hätte sie einen Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz sinken müssen.

Nur ich allein war die ewige Rastlose, und schwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Gestalt, jeder Reisende, welcher über die Schneewüsten daher irrte, jagte mir Angst des Todes ein. — Ach, und meine verlassenen Kinder, die fürstlichen Waisen! Immer war ich nur im Geist bei ihnen; immer träumt' ich nur ihre holdseligen Gestalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt.

Am Abend des sechsten Tages trat die gute Agathe in's Zimmer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte sie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet,“ sprach sie, „er wäre entschlossen, morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unsere Abreise willigen.“

„Jeden Augenblick — jetzt — ich bin bereit!“

„Aber Janinsky darf es nicht wissen — nicht eher, als bis wir morgen ihm den plötzlichen Abschied sagen. Er würde uns tausend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreise zu hindern!“ sagte sie, und wandte sich erröthend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursache ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ich's. „Du hast eine Eroberung gemacht in dieser Wilde!“ sagte ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bei Herbert um meine Hand angehalten,“ erwiederte Agathe, „in der Meinung, daß Herbert wirklich mein Vater sei. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter

nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüstenei nicht leben könne. Er will Hab und Gut in Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bei uns.“

„Und du, Agathe?“

„Mir thut es leid! Er ist ein so guter Mensch, aber wilder Schwärmerei fähig. Darum müssen wir eilen, Sloboda zu verlassen.“

Herbert bestätigte Agathens Rede. Um Janinsky für immer abzuweisen, hatte er demselben erklärt, daß er nirgends anders, als auf französischem Boden, über Agathens Schicksal entscheiden werde.

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille Alles zur Abreise gerüstet und die Pferde angeschirrt hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unsern Entschluß an, ihn zu verlassen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Janinsky stand erbleichend, sprachlos vor uns. Seine Augen irrten abwechselnd auf uns Dreien hin, und schienen zu fragen: „Scheiden? Könnet ihr dies? Wollet ihr Janinsky's Tod?“ — Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat an's Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehen — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen auf's Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Stimme das Wort Ewig aus. Wir sahen den guten, armen Janinsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte, er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich standen beim Schlitten. Agathe war noch im Hause geblieben. Ich ging zurück, um sie aufzusuchen. Als ich in's Zimmer kam, wo Janinsky von uns gegangen war, fand ich sie schluchzend auf einem Sessel sitzend, mit verhülltem Gesicht. Auf einem Tischchen neben sich hatte sie mit Kreide die Worte geschrieben: „Ewig, Janinsky.“

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erschrack und suchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte gelesen, worin sie die Geschichte ihres Herzens beschrieb.

„Willst du hier bleiben?“ fragte ich sie.

Sie sprang auf, und zog mich zum Schlitten, ohne ein Wort zu reden. Wir setzten uns ein und fuhren ab.

12.

Es war ein düsterer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beschneiten Ebenen erhoben sich die dunkeln Waldungen, wie schwarze Inseln. Dann und wann tönte das melancholische Geläute einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Gestalten eines einförmigen Traums.

Agathe lag sanft an mich geschmiegt. Ich wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stören. Das arme Kind war aus dem seltsamen Abenteuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingegeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahnung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abenteuern eine Zeit lang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehen sie verschwinden, nie wiederkehren und die Fluth der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müde und satt zusammensinken, und der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich wohl gefällt; man heißt sie Romanen-Schwärmerei, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindelei. — Ich aber will Agathens stillen Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edel, heiliger in Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg, unvertraut mit Verderbtheit und Gräueln der Menschen; sie will nur das Große, das Gute; ihr Enthusiasmus ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaften geschwärzt, geht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum; wälzt sich in Lüsten, oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom der Ehre nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle, und heißt Alles, was ihm nicht mehr reizend scheint, Thorheit

und Kindertand. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Es achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind und menschlich denken und empfinden müssen, welche Schwärmerei ist die edlere? — Ist's das unbändige Streben nach Sinnenkitzel, nach Gewalt, nach Ruhm, nach Pracht und Geld? Ist's das Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabenen Sinn; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich aber will nun, sei denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle! — ich will dem Tand der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettlerkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie sein soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nur einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und Meinungen der Menschen dies kurze Leben hinwerfen, und mir es nicht selbst weihen? Warum soll ich die Sklavin ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften sein, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Zeit einst ausgelaufen sein wird.

13.

Sobald wir nach zwei Tagen das erste Städtchen — sein Name ist mir entfallen — erreicht hatten, fanden wir daselbst einen Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte ohne mein Wissen einen Menschen, Namens Paulowitz, vorausgesandt, unsern Weg zu bereiten; einen Menschen, dessen Treue und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art verarmt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein Schicksal an

Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowitz in Paris erwarte und daselbst unsere Abreise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reisten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlich geliebten Aeltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe! Ich breitete schluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch besitzen, und stammelte euch leise unter tausend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hülltet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Trost zu dem, der allein Trost und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — so will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unaussprechlich langen Reise die Hauptstadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowitz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffskapitän de la Bretonne, der im Hafen zu l'Orient sei, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutschen waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bei der Gründung neuer Kolonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat Mai konnte die Abfahrt geschehen. Ich fürchtete während dieser Zeit in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehen.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Ecluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verließen Paris,

um, nach unserer Gewohnheit immer unstät und flüchtig, vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherei nicht sicher — wo ich am geborgensten zu sein wähnte, war meine Gefahr am größten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unserer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dasiger Kirche beizuwohnen. —

Ich betete mit Inbrunst, o meine Julie! für dich, und für meine Kinder, und für meine fürstlichen Aeltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und fesselte unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit.

Nicht fern von mir stand in den Reihen der Männer — o wie gern schreib' ich seinen Namen, der mich an die fröhlichsten Stunden meiner Kinderzeit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. — Ich erschrack, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlassen.

D'Aubant war's, der einst — ach Julie, mit Wehmuth gedenk' ich des Tages, ich feierte dein Geburtsfest, und wir unbesonnenen Mädchen durchschwärmten mit kindischem Uebermuth die grüne Wildniß — wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verwirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunkenen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbenen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehen — dessen Namen ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung. —

Er war's! — Julie, ich zitterte. In angenehmer, wunderbarer Wärme glühte mein halberloschenes Leben auf. D'Aubant glich in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Grenzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede, bevor mich mein Schicksal auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergaß bei seinem Anblick mich selbst und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Gesicht sprach männliche Schwermuth. Du erinnerst dich noch seiner hohen Gestalt, und der zarten, geistigen Sprache seiner Mienen! Oft hatte uns die Erscheinung „des schönen Waldgottes," wie du ihn gern hießest, Stoff zu den tändelnden Neckereien gegeben.

O wie ward mir zu Muthe! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens schien nicht gewesen zu sein. Ich irrte wieder im Hain von Blankenburg mit dir, und du kränztest mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Lustschlosse mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefste Entsetzen zu lesen, welches seine ganze Seele beim Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genas von meinen Träumen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleiers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freiheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuflüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat. Und immer blieben d'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den seinigen wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Gluth und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich die Heimath wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschlossen einmüthig, die Stadt Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich den Kerkern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants voll zärtlichen Mitleids vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, und ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese einzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es in Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

14.

Sobald der Maienmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen Familie, welche nach Westindien zu ihren Verwandten

reisete, eingeschifft. Paulowitz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir Andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß Alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebewohl. Die Winde schwellten unsere Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von Portlouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln, spielenden Wellen des Ozeans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe stand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn sie zu dem verschwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüsteneien von Polen, und umschwebte den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte sich an einen Mastbaum gelehnt, mit verschränkten Armen und gesunkenem Haupte, in schwermüthiger Stellung. Meinetwillen schied er von der mütterlichen Erde, und suchte er in fernen Wildnissen nun das Ziel seines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauschen des Geschützes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matrosen. Nur dann und wann schien ein Seufzer seine Brust zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffsvolks stieg mit einemmale ein feierlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht lächeln wollte. Sie saßen gedrängt beisammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalm zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschiedsthränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühendes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel für meine Kinder; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du, mein unglückseliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl!“ So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Hori-

zont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg ging der heimathliche Welttheil in die Tiefen des Meeres unter mit allen seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feierlichen Augenblick — auch sie gingen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Ozean, wie ein abgeschiedener Geist, der, zu entfernten Bestimmungen hingerissen, schaudernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst — die Welt, welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsere Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbar-liebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine, stör' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon zu früh die Reue? Verlässest du dein Europa ungern?“

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn Niemand liebt mich dort, und Niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und um meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sei mir willkommen, schöne, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen.“

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst?“ fragt' ich sie: „Sehnst du dich heim?“

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Janinsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Engels heiße Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwiedern können auf solch ein vielsagendes Wort? — Agathe liebte. Janinsky war der Gott ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz

eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

15.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ozean von Inseln zu Inseln. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Einerlei des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit gibt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebirg mit seinen unermeßlichen Aussichten in so vollem Maße, als das Meer. Hier ist Alles Bewegung, und unermüdlich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher die unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends in so gewaltiger Hoheit, wie hier.

Wir sahen die kanarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa, am Fuße des Pick. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Pflanzenschaft, und Menschen von andern Farben. Wir wähnten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder wie sonst. Ich hatte Rußland fast vergessen, und Deutschland; die Erinnerung ward schwächer als Alles, was mich einst freute und folterte — ich sah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen düstern Traum, oder wie der Geist eines Verstorbenen auf die Geschichte seiner irdischen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen Dritten so unerwartet, so überraschend, an meine schönsten Lebensstunden, an dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffskapitän beschloß plötzlich, mit guten Winden wieder Teneriffa zu verlassen. Eilfertig verließen wir das Land. Wir waren ins Boot gestiegen, und warteten noch auf die Rückkehr des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblick — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann —

ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschrack — nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Bestürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „d'Aubant ist's! gewiß d'Aubant!" rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. — Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bei unserer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Ozeans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffa's zurück. Und als die Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte gegen uns, und eine Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahen, als den hohen, einsamen Pick, gleich einer Piramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mir's als stehe diese Gebirgssäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That gewesen, der am Ufer erschienen sei; daß er mit ihm einige Worte gesprochen; daß d'Aubant nach Amerika reise, um sich in Louisiana niederzulassen.

In Louisiana! — Also auch er ein Unglücklicher?

Fast sollt' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieser Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder der Augenblicke, in dem ich ihn gesehen, hat nun in meinem Gedächtnisse einen hohen Werth. Es ist aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie Sehnsucht, so gern träumte; es ist die Zahl meiner Blüthenstunden, in denen er mir zum erstenmal erschien, die ich betrauere. Jetzt, von meiner ehemaligen Welt geschieden, ist mir jede Kleinigkeit von ihr so neu, so wichtig! — So gibt uns eine am Fenster blühende Pflanze in rauhen Wintertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine Flur voller Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es ist das einzige, wie mein Herz sich seines Dankes entbürdet, welchen es dem edeln Manne schuldig ist, der für meine Ehre sein Blut vergoß. Die Erinnerung an ihn ist Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

16.

(Geschrieben in Port au Prince.)

Dem guten Herbert wollte die Seeluft übel. Er war uns erkrankt. Wir trauerten um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder festes Land erblickten. Es war St. Domingo, die reichste von allen Inseln Westindiens, rings von Felsen und gefahrvollen Klippen umgürtet. Unser Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgten, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurück. Denn Vater Herbert liegt hier schon seit zwölf Wochen krank.

Weh' mir wenn ich ihn verliere! Er ist mein zweiter Vater, mein Lehrer, mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehen in der Einöde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O Alexis! Alexis! Dahin treibst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath irre ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thränen weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Kolonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzer vermählte Tochter besorgt die häuslichen Angelegenheiten. Sie ist Mutter zweier liebenswürdiger Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald einheimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kennten. Besonders hängen die beiden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach! und die Küsse, welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernen geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Mutternamen hören darf. — O Julie, was ist bitterer, als die Wehmuth einer unglückseligen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pilger in St. Domingo zu fesseln. Täglich erwahnt man uns, daß wir uns hier niederlassen sollen. Der alte Deroy, so heißt unser freundlicher Wirth, will uns in seiner Nachbarschaft eine schöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir sind noch zu nahe an Europa; allwöchentlich erscheinen hier Schiffe von jenem mir so furchtbar gewordenen Welttheil. Die

Neugier der Reisenden durchspürt die ganze Insel. Wie leicht könnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louisiana. Dahin zieht mich meine Sehnsucht. Dort werd' ich im Schatten tausendjähriger Haine verborgen und vergessen leben; dort werd' ich mir ganz gehören. Und vielleicht — o Julie, süß ist mein Wahn — ich bin in jenen Wildnissen dann so einsam nicht, — mir ist's, wie eine Weissagung, so mir geschehen — ich werde dort den Mann wiedersehen, der meine frohere Jugend sah.

Was hab' ich Arme, womit ich meinem dürftigen Leben Reiz gebe, als Träumereien? Ich will an den bunten Hoffnungen hangen mit kindlicher Begier, und würden sie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert genesen ist, suchen wir Louisiana's Haine auf.

17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Mensch glauben, keiner träumen kann, ist geschehen. Julie, ich taumle vor Freuden. Der Geliebte Agathens, der gastfreundliche Pole Janinsky, ist in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unsere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er sein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es ist etwas romanhaft. Aber sei es doch, wenn sich der Mann nur glücklich fühlt in seiner Schwärmerei. Fast vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverständniß gewesen, als sie mir wissen ließ, daß sie vielleicht ihm selbst, ihrem Theseus, den leitenden Faden durch's Labyrinth gab, wie eine andere Ariadne.

Genug, er ist da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt diesen Namen in St. Domingo. Der Mensch brachte ihm einen Brief. Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihm vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen von ihrer Ohnmacht genesen war, hielten wir Raths zusammen. Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, an's Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da; dichte Thränen bewölkten ihre Augen und flossen über ihre Wangen. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen,

sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich schrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abenteurer, und bat ihn, seinen Besuch noch um einige Tage zu verschieben, weil Agathe allzubewegt sei. Noch hatt' ich nicht vollendet, als sich die Thür öffnete. Janinsky trat selbst herein. Ich erschrack. Agathe sprang mit einem Schrei vom Sessel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe sucht, und fiel ohne Bewußtsein in seinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir sie in's Leben zurück. Erst am folgenden Tage konnte sie ihren Freund mit Ruhe sehen und sprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Janinsky Vorwürfe machen. „Nein," rief Janinsky, „es ist an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erschienen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Tochter in meiner Einöde, und raubten mir auf immerdar Freude und Ruhe? — Ich hatte sie gesehen, ich liebte sie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es ist mir, aller Ihrer Verstellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforschen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig sein? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlan, so verstoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit gerührt werden. Verschmähen Sie mich als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sklav werden. Sie winden sich nicht wieder von mir los!"

So ungefähr sprach der Mann, und wie er's sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne, die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert war sehr bewegt. Er sah mich an mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „So viel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth!" sagte ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine Hand mit brennenden Küssen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Janinsky nicht!"

Und als Herbert sprach: „Wohlan, Janinsky, ich gebe Ihnen

meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann!« sprang Janinsky auf, und redete wie ein Begeisterter, oder wie einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat sie um ihre Liebe, ungeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für das erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Auch seiner Gesundheit drohte die Heftigkeit der Leidenschaft Gefahr. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe. und mit erröthenden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie beide nun hochbeseligt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eigenes Glück blühend. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unser harret.

18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschlossen, sobald er vollkommen hergestellt sein würde, die Vermählung der beiden Liebenden zu feiern.

O, meine Julie, nun nehm' ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben.

Auf Erden soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. — Wir gehören nicht dieser Welt an. Sie selbst stößt uns mit grausamem Ernst zurück, wenn wir sie liebgewinnen möchten. Ueber den Sternen ist unsere Heimath, nicht unter denselben! sagt der gute Herbert, wenn er mich trösten will. Ach! und was können wir für unsere Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Brust?

Janinsky, Agathe, Frau Almas, die Tochter des alten Deroy, mit ihren beiden schönen Buben August und Karl, und ich, gingen

am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Nächtlicher Regen hatte die Luft erfrischt und ein kühler Ostwind blies über das Meer her. Wir streiften durch die Zucker- und Indigopflanzungen, sahen den Arbeiten der Sklaven zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Von langem Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichem Rasen aus unter Cacaobäumen und den ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonne war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerte röthlich an den Gebüschen und den Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Janinsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervollste Schauspiel zu sehen, und ehe wir's noch nicht ganz genießen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen.“

„Das Leben hienieden ist nur der Prolog des ewigen Schauspiels!“ erwiederte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reizt unsere Erwartung auf das Folgende. Ist der Prolog so reizend, wie sollen wir nicht mit Begier wünschen, daß der Vorhang falle, damit das Schauspiel selbst beginne?“

Janinsky drückte Agathens Hand an seine hochschlagende Brust; und sie lächelte zärtlich auf den theuern Liebling hin. „Sollen wir wünschen, daß der Vorhang falle?“ fragte sie ihn.

„Ich habe genug gelebt, Agathe!“ rief er: „Denn Agathe liebt mich. Und mein höchstes Ziel ist errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder später, immer aber einmal müssen wir hienieden enden; gepriesen sei der Mensch, welcher mitten unter seinen Freunden entschlummert! Und ist dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen sein!“

Unter solchen Gesprächen verflogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangene Mond und die wachsende Dunkelheit mahnte uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzesten Pfad, der längs dem Meergestade führte; die Knaben sprangen munter davon.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob sich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Gesträuch und Bäume brauseten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen

schlugen mit dumpfem Geräusch an die Klippen. — Der Aufruhr der Natur ward von einer Sekunde zur andern entsetzlicher. Wir verdoppelten unsere Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder!“ seufzte die Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim!“ sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen.“

„Und sie kennen den Weg!“ setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümer, und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittere das Erdreich; als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingo's vom Grund des Ozeans losreißen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelstunde!“ sagte die junge Almas, welche uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte sie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm; kaum konnten wir sie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir sie nur die Worte lispeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich stand sie still, rang die Hände und rief: „O mein Gott, diesen Weg so hart am Meere dürfen wir nicht gehen. Bei der Fluth und bei solchem Sturm stürzen oft große Wellen über den schmalen Fußpfad. Zurück!“ — Noch ehe wir einen Entschluß fassen konnten, rief sie wieder: „Doch ich will erst dahin zur gefahrvollen Stelle, um zu wissen, ob meine Kinder hinüber sind.“

Sie ging; wir folgten ihr. Als wir zwischen den Felsen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windstöße geschirmt hatten, öffnete sich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor ging, und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher sich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erschütternder Furchtbarkeit vom Meere gegen das Gestade, hundert neben hundert, wie ergrimmte Streiter, welche eine feste Burg erstürmen und wüthend über die Leichname ihrer gesunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond sah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grausen zum Kampf der empörten Elemente. — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe

weinte von Aengstigungen beklemmt. Janinsky aber tröstete uns liebreich.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns, stille zu stehen. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluthen unsere Worte hören.

„Still!“ rief die bebende Almas: „Ist das nicht Wimmern eines Kindes?“

Uns allen ging ein kalter Schauder durch's Gebein. Wir horchten; wir vernahmen undeutlich ein ängstliches Stöhnen; aber wir sprachen zur bangen Mutter: „Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Büschen.“

„Ich aber muß hinüber!“ rief die verzweifelnde Mutter. Janinsky ergriff sie, und, indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin. Er kam wieder und nahm auch mich.

Drüben saß der kleine Karl am Fenster und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knien mit Todesangst, und rief: „Aber wo ist dein Bruder August?“ Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott!“ schrie sie, und sprang auf und streckte die Arme gegen das Meer, als fordere sie dem tauben Ozean den kostbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da sahen wir deutlich nicht weit vom Ufer den armen August im Wasser. Er hielt sich mit seinen kleinen Armen festgeklammert an einem zerbrochenen Baumstamm, der in den Wellen hing. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Woge über ihn hinweg.

Als seine Mutter ihn erblickte, flog sie mit ausgebreiteten Armen der daherströmenden Woge entgegen, und stürzte sich in's Meer, den holden Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer schwachen Kraft. Heulend schlugen die Wellen über sie zusammen. Wir alle standen erstarrt. Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt seine Geistesgegenwart. Er beobachtete die Fluth, bat uns, ruhig zu sein, und sprang, als er die Kleider der armen Almas erblickte über den Wellen, behend in's Wasser.

Agathe schlang schaudernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ sie. Sie sank, einer Entseelten gleich, an mir nieder

auf die feuchte Erde. Ich schrie bald den Namen der Almas, bald den Namen Janinsky. Und als ich sah, wie Janinsky, mit den Wellen hadernd, deren Gewalt besiegte, die Kleider der Almas faßte, und seine Beute gegen das Ufer führte, schlug mein Herz wieder hoch und freudig.

Indem die bebende Almas von Janinsky an's Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erschienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche sorgenvoll ausgegangen waren, uns zu suchen. Sie hatten mein Geschrei vernommen, ihre Schritte beflügelt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen in's Leben zu bringen.

Janinsky aber säumte nicht in seiner erhabenen, schrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er sich wieder in's Meer. Noch schwebte winselnd der Knabe mit letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Fluth drohte ihn wegzuspülen. — Sein Retter erschien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte sich mit ihm gegen das Gestade zurück, und als er nahe genug war, schleuderte er ihn mit unglaublicher Macht auf's feste Land hinauf, wo ihn sein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal streckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir sahen ihn nicht mehr.

O Julie, wir sahen ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geschrei. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verschwunden — unser Geschrei, unser Suchen blieb vergebens.

Man holte Sklaven herbei und Fackeln, Seile und Leitern. Einige Neger wagten ihr Leben im Meere, den Verlornen zu finden. Der Greis Deroy versprach dem Sklaven die Freiheit zum Geschenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umsonst.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst am fünften Tage nachher fand man Janinsky's Leichnam an einer, von dieser Stelle, wo wir ihn zuletzt sahen, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn seiner heroischen Tugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlassen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchirrt, hatte die Geliebte wiedergefunden vom günstigen Gestirn geleitet, um vor ihren Augen sein Leben zu schließen.

19.

Fünf traurige Monden sind verflossen seit Janinsky's Tode. In wenigen Tagen sollen wir zu Schiffe gehen, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergestellt, ist doch stark genug, die Mühseligkeiten einer neuen Seereise zu wagen. Das ungesunde Klima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger zögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut hat ihren Kampf gekämpfet und obgesiegt. Sie mehr, als ich, sehnt sich in die Einsamkeit von Louisiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Treue zu betrauern, mit welcher er sie einst liebte. Sie ist ein schönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir alle scheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr stillen Wildnisse der Fremde, und gebet mir die längst entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechsel der Schicksale auf. Unsere Tage verfließen dort in milder Einförmigkeit, wie ein sanftes Träumen, in klösterlicher Stille, bis sie unsern Staub in den friedlichen Schoos der Erde senken.

Wenn die dunkelrothen Gluthen des Morgens durch den Wald brechen und der Gesang der Vögel erwacht, will ich betend meine ersten Stunden dem Vater des Weltalls weihen; dann in kleinen häuslichen Geschäften Mittel suchen, das Leben derer zu verschönern, welche mir in die Einöde folgten mit hoher Selbstverläugnung. Ich werde sie alle froh sehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn sie lächeln? Ich will die Wunder der Natur studieren; Bildung, Eigenschaften und Kräfte der reizenden Pflanzenwelt untersuchen, von der hohen Zeder bis zum Moose, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott sehen, so werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein ödes Feld urbar machen, bald einsame Spaziergänge schmücken, um meine Geliebten zu überraschen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Insekten belauschen; bald mich an der erhabenen Melodie des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begeisternden Herrlichkeit die Fluren Louisiana's beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht; dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoff-

nungen weihen. Sie wird mir nicht mehr fremd sein. Mein Auge wird im Tode einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Wildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Golddurst keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühle Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst.

Drittes Buch.

1.

Der Chevalier d'Aubant an seinen Freund Bellisle.

Christinenthal, 24. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Bellisle, ich sei vom Ozean längst verschlungen, oder von den Indianern seit Jahr und Tag schon erschlagen und verzehrt, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Denn ich sehe aus meinem Tagebuche, es sind volle fünfzehn Monate verstrichen, seit ich Ihnen meinen letzten Brief von Bilaxi aus zusandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet — wenn in diesen neuen Staaten noch dazu alle Diligencen, Posten und Kuriere fehlen, so werden Sie mich wohl entschuldigen können. Rechnen Sie noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eigenen Besitzungen, schreiben wollte. Doch was sag' ich *meinen*? — Nein, so großmüthig Sie sich auch verheimlichen und verstellen, *Ihnen* allein bin ich dies Alles schuldig; *Sie* machten mich durch Ihr Darleihen zum glücklichsten Mann der Welt — und so schreib ich Ihnen nicht aus meinen, sondern aus *Ihren* Staaten. Sterb' ich, so falle Ihnen Alles anheim, und, wenn Sie wollen, noch früher.

Ungerechnet, daß ich Selbstherrscher und König von Christinenthal, Bundesgenoß eines mächtigen Nomadenstammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäischen, und Schutzherr einer indianischen Kolonie in meiner Nachbarschaft zu sein, deren Haupt sich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den *kaiserlichen* Titel annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäischen Spießbürger längst hinweg wäre.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, unter andern auch, wo denn eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiserthum gelegen sei? Denn auf den Landkarten werden Sie es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrifft, nie verschwiegen werden kann; aber dazu muß ich nun Ihnen meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuern Waldungen auf's schönste vor, und beschlossen so im Vorbeifahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine lange, kahle, niedrige Küste von fünfzig bis sechszig Stunden hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magere Gesträuche grünten.

Der Kapitän landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste. Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern hier angelegten Kolonie. Bei diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsere stolzen Erwartungen schlichen demüthig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilaxi absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil.

Der Kapitän unsers Schiffes sprach uns indessen Allen Trost zu. „Wartet doch," rief er, „bis ihr Neu-Orleans gesehen habt! In dem gräßlichen Bilaxi ist doch unsers Bleibens nicht." — Was war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Missisippistroms, von welchem jetzt alle Zungen Europens sprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meisten haben nur wenig Wasser, vielen fehlt es zu gewissen Jahrszeiten ganz daran. Das Ufer ist überall flach und niedrig, und scheint weit umher, so wie der größte Theil der Küste, erst durch das Meer und den Strom gebildet wor-

den zu sein. Man findet dort beinahe keinen Stein, sondern Alles ist Schlamm, Sand, Schilf und verfaultes Holz, wie es der Missisippi, von seinen entfernten, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermeßlichen Strecke aufnahm und gegen den Ozean ausspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine außerordentliche Menge Schilfrohr, welches sich von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Missisippi weggeflutheten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlammerde und Sand setzen sich in die Zwischenräume, und so erweiteren sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in dem Ausfluß des Missisippi große Inseln voll Schilf und Binsen, welche der Aufenthalt von allerlei Ungezieser werden, und in heißen Jahreszeiten die Luft weit umher mit ihren abscheulichen Ausdünstungen verpesten.

Dies gab uns auch von dem Paradiese, Neu-Orleans genannt, keine reizende Vorstellung. Wir aber waren noch nicht da! — Wir segelten in den Missisippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit sahen wir aber immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, schlammige Ufer, mit Binsen, Rohr und einigen Stauden besetzt. Oft hatten wir Mühe, uns Bahn durch die ungeheure Masse von in einander verwickelten Baumstämmen zu brechen, welche den breiten Fluß ganz überdeckten. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgesetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Segeln und Rudern eingerichtet waren, ging's unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen, und die eingetretene Windstille bei einer sehr heißen Witterung leistete uns ebenfalls schlechte Dienste. Indessen verbesserten sich an beiden Seiten die Ufer, denn sonst hätte ich ganz Louisiana bald für ein Schilf- und Schlammmoor gehalten. Rechts und links erhoben sich dicke, finstere Waldungen, die uns ein heiliges Grausen einflößten. Kein Sonnenstrahl durchdringt sie. In meinem Leben hab' ich keine so hohen und starken Bäume in so ungeheurer Masse beisammen gesehen. Auch fehlte es nicht an allerlei wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherlei Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüschen umfangenen Wiesen irren sahen.

Nach zwei Tagen endlich, denn unsere Fahrt ging immer im

Zickzack, gelanzten wir durch eine Flußenge, die man die englische heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns sagte, wir seien nun an Ort und Stelle, rieben wir uns sehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was sonst einem so berühmten Ort ähnlich sah. Am östlichen Ufer des Flusses, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe landen können, standen überall zerstreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte sich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem Thon errichtet, was etwas europäischere Physionomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und massiven Häuser damit, daß der Boden nicht Festigkeit genug habe, schwerere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptstadt von Louisiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptstadt erwartete er wenigstens ein paar Dutzend Kirchthürme schon in der Ferne entdecken zu müssen; antike Thore, Marktplätze und Paläste, und großes Leben und Getümmel in den Hauptstraßen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Herr, für diese Hauptstadt gebe ich keinen Sous. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte, geboren zu werden, wäre, wenn's hier stände, ein wahres Paris.“

Ich dachte es auch, allein was war zu machen? — Wir wurden alle dem Gouverneur vorgestellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war sehr höflich, und drang darauf, vorläufig in seiner Wohnung mich beherbergen zu lassen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Ansiedelung gewählt haben würde. Ausschlagen ließ sich das nicht wohl, denn an Wirthshäusern fehlte es in Neu-Orleans überall. Die übrigen Emigranten mußten sich, um Dach und Fach zu haben, Baraken bauen. Die armen Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht besser, als meinem Premierminister, Claude, ergangen zu sein.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehenen, aber in Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtete seinen Aufenthalt hier wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch größere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiß, wo sie liegen mögen, ansehnliche Schätze zu ziehen gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und Thränen unaufhörlich von Paris,

und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern des Landes und glücksritternden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Adelaide, eine junge, naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst, wenn Niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebst. Ich habe das holde Kind nun aber, da ich Ihnen dies melde, seit einem Jahre nicht gesehen; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief, zankt und versöhnt sich mit mir, übt alle ihre kleinen guten und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es dem lieben Mädchen nicht, und bleibe ihm nichts schuldig.

Gleich die ersten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu untersuchen, um mich irgendwo anzunisten. Meine Reisegefährten, die mich als ihren Chef ansehen wollten, quälten mich vom Morgen bis zum Abend, daß ich für sie sorgen solle. Sie waren alle muthlos, standen betrübt umher, und stocherten die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreife es auch nicht, wie man sich's einfallen lassen konnte, den Hauptort Louisiana's, diesen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit seinen hiesigen Kolonien haben soll, in einer solchen Gegend zu gründen, dreißig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen Insel, die ungefähr fünfzig bis sechzig Stunden lang sein mag. Sie wird vom Mississippi, vom Meer, vom Landsee Pont Chartain und vom Manchac, einem Abfluß des Mississippi, gebildet. Der größte Theil dieser Insel aber ist durchaus unanpflanzbar, ist den Ueberschwemmungen des Mississippi ausgesetzt, und eines schlammigten feuchten Grundes. Man hat den Bau des Zuckerrohrs versucht; allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröste zur Regenzeit besonders beim Nord- und Nordwestwind, verdarben die Aernten. Auch mit Baumwollenstauden werden ziemlich glückliche Versuche gemacht; am besten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieser kann allerdings einst ein ansehnlicher Artikel der Ausfuhr werden, so wie der Tabak. Für alles, was einen feuchten Boden fordert, ist das Land sehr ergiebig. Korn kömmt wohl fort, besser gerathen Obstbäume, sie blühen in diesem Klima des Jahrs zweimal; aber der geringste Theil der Früchte gewinnt Reife, weil sie meistens, von Insekten angestochen, vor der Zeit ab-

fallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pfirsiche wuchern in außerordentlicher Menge und gedeihen. — Die Pflanzungen liegen auf der Insel sehr zerstreut, und sind gewöhnlich durch Sümpfe, stehende Gewässer und Gräben von einander geschieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehen, und für mich und alle die diejenigen, welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzstadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

An der Spitze von fünfundzwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen waren, setzte ich nach dem rechten Ufer des Mississippi über, und ging den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer schöner und trockener, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu sein; sie bestanden meistens aus Kalkfelsen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Gebüsche, große Umwege zu machen; bald standen wir in weitläufigen Waldungen, wo ungeheure Zedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über schöne üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand der Natur gebildet worden waren. Während das gewerbreiche, übervölkerte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen feilbietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenutzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von Jagd oder Fischerei ernähren. Es würde mir unerklärlich sein, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderung vom Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen mitternächtlichen Theil dieses unermeßlichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, und sie jagten uns Wild und Geflügel. Der Wegweiser, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläufigen Stamme der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Mississippi entfernt, und die Richtung gegen Nordost genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumexikanischen Gebirgen entspringt, und seine Gewässer in den Mississippi stürzt. Wir erreichten unser Ziel ohne Hinderniß, und

unsere Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendsten Landschaften angenehm belohnt.

In einem großen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungungen bedeckt waren, öffnete sich eine wunderschöne, fruchtbare Ebene, geräumig genug, zehn Dorfschaften tragen und ernähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwei fast gleiche Theile geschieden. Die Einförmigkeit der Ebene unterbrachen viele umhergestreute Lustwäldchen, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landschaft eine schroff emporsteigende Felsenhöhe, welche zwischen dem rothen Strom und zwei Bächen, so sich in denselben ergießen, das Ansehen einer Insel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüsche Bahn gebrochen hatten bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land mit Entzücken übersahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Diese schöne Erde soll einst meinen Staub empfangen; ich heiße das Land Christinenthal. Diese Waldungen rings umher halten uns vor der Welt verborgen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; diese Anhöhe, durch Kunst befestigt, wird unsere Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom gibt uns die beste Verbindung mit Neu-Orleans, wohin wir den Ueberfluß unserer Früchte senden.“

Alle jauchzten Beifall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren, bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergingen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersahen.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fünf Tagen hatten sich bei mir siebenundneunzig Mann gemeldet, von denen vierunddreißig verheirathet waren, und, ihrer achtzehn, Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorsatz nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andere Kolonie nicht weit von unserm Christinenthal, ebenfalls am Ufer des rothen Stromes, ungefähr dreißig Stunden von dessen Mündung, und zehn Stunden von dem spanischen Greuzfort Adayes entfernt, im Entstehen sei. Wir hatten also europäische Nachbarn,

und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können.

Zwar hatten wir uns schon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich versehen, die zur Anlegung einer Pflanzstätte in so unbewohnten Gegenden erforderlich sind; aber doch fehlten uns noch tausend Dinge, besonders Pferde, Schafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldsummen gelang es mir, davon eine ansehnliche Zahl zusammenzukaufen. Andere von meinen reichen Kolonisten reisten nach Adayes, um wohlfeilern Preises Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsere Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verließen wir alle Neu-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land, an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den Unsrigen schifften den Mississippi und den rothen Strom in drei neugebauten, mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flüsse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genöthigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom auf zu ziehen.

Unsere Geschäfte wurden getheilt. Die Ankömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkoren; der Gouverneur hatte mich als solches bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverän, der anderthalbtausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zuallerst sorgten wir für unsere Sicherheit. Die Anhöhe ward unsere Festung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Pallisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeigeschafft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, maß das Land, theilte die Felder ein, welche zuallererst mit Korn, Reis und Mais für unsere dringendsten Bedürfnisse angebaut werden mußten; Andere jagten und fischten indessen; die Weiber bestellten die Küche.

Alle Arbeiten gingen nach Wunsch von statten; Zufriedenheit und Eintracht herrschte in unserm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahres hatten wir nicht nur unsere Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, sondern auch einträgliche Aernten von unsern

Feldern gehabt. Freilich mußten wir uns bei der schwersten Arbeit immer sehr sparsam behelfen; aber das Vergnügen, welches wir beim Aufblühen unsers Reichs empfanden, versüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Adayes, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Das Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen Hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie alle, und schloß mit ihnen einen freundnachbarlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drei Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, außer einigen Verwundeten, unsere Kolonie auch zwei brave Männer kostete, die dabei das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm, von der Nation der Akansas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Flusse. Die Letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten unsern Beistand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müsse. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns mit Lebensmitteln versorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König schien sehr muthlos. Die Akansas hatten den schwarzen Fluß überschritten, und alle Wohnungen unserer Bundesgenossen verbrannt; sie waren auch, wie man uns sagte, an Mannschaft viel stärker, als diese. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todtschlag gegeben, welchen ein Natchitocher an einem angesehenen Mann von der Nation der Akansas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensstifter beider Nationen werden. Ich sandte einen von unserer Kolonie, begleitet von zwei vornehmen Natchitoches, an den König der Akansas, mit der Einladung, über den schwarzen Fluß zurückzukehren, und mich als Schiedsrichter des Streites anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsere Friedensboten aus dem

Lager der Akansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehen unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsere Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendigkeit, unserer eigenen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Akansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrei entgegen. Wir folgten ihnen langsam in verschiedenen Richtungen. Plötzlich donnerten unsere Flinten gegen die Akansas aus allen Gebüschen. Der Wilden beide Heere endeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Akansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bei mir befindlichen Schützen Befehl, vorzurücken, und den König nebst seinen Begleitern wegzuschießen. Es geschah. Ein fürchterliches Schrecken bemächtigte sich der betäubten Akansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangene zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen in mörderischen Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer, minder gewandt und geübt, als diese Natursöhne, brachten einen ganzen Tag zu, aus aneinandergeflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu schlagen.

Vereint mit den siegtrunkenen Natchitoches, gelangten wir nach drei langen Tagereisen zu den Kabanen der Akansas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten sich diese hier zum letztenmale gestellt. Sie fochten mit Raserei; aber unser Flintenfeuer war ihnen allzuschrecklich. Die Natchitoches siegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, metzelten Weiber, Kinder und Gefangene nieder, mit mehr als menschlicher Grausamkeit. Die Akansas baten um Frieden. Ich gewährte ihn gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beschirmer und Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu leistenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unserigen heim in das lachende Christinenthal. Wir hatten, außer jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweihundert Sklaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bei den Pflanzungen leisten konnten.

Seit dem ist Friedensstille in die Louisianischen Wälder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Akansas hat sich über dreihundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Akansa-Stromes entgegen. Unsere Ländereien sind ringsum von freundschaftlichen Kolonien und friedlichen Nomaden begrenzt. — Nie lebt' ich sorgenloser, nie angenehmer, als in dieser reizenden Einsamkeit, wo Alles mein Werk ist, wo jeder mich ehrt und liebt.

Auf der Höhe ist meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten versehen. Fünf majestätische Zipressen umschatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben ist, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balsamdüfte gegen meine Fenster haucht. — Bald besuch' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums besitze, und in welchem mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sklaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheirathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach eurer Welt; mit eigener Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagere Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meeres gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek. Es sind die sämmtlichen Klassiker der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen, und die Hauptwerke aus allen Wissenschaften.

Der Gouverneur mit seiner Gemahlin und Tochter haben mir schon längst ihren Besuch verheißen. Auch dieser kleine Wechsel freut mich. Ich werde dann viel Neues aus Europa vornehmen.

2.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, im Juli 1718.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schicksal. Ich bin der Glückseligste und der Elendeste von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine stolze Ruhe ist dahin; meine philosophische

Fassung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Wesen, vor welchem alle Welttheile die Knie beugen — welches Königin ist überall, wo es erscheint, und durch seine Gegenwart nun diese romantische Einsamkeit zum Zaubergarten macht.

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach, lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener erhabenen Fürstin bewahrte, deren Gestalt mir so fabelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt, und deren Bild unter meinem Spiegel hängt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagereisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schließen.

Vor ungefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Wegs und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tags erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unserige ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unserigen an Güte nicht gleich kommen.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und an's Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichsten Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser

Haus und lasset euch von uns beherbergen!« Und die Weiber eilten hinein und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt ich wieder in den heiligen Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Eben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben verhinderte diese.

»So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!« sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: »Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!« Und der Blick, welchen ihre schönen glanzvollen Augen auf mich senkten, bat noch inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge bezauberten mich fast.

»Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind,« sagt' ich, »wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre.« — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

»So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern in deine Heimath führen!« antwortete Lucie: »Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn.«

»Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!« sagte der Greis: »Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat.«

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unter-

nehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter, am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unsers Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!“ rief der Pflanzer: „Nehmt denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Holden ist ein kreuzbarer Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Augustine — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen.“ Er verließ uns, bald darauf erschien er wieder und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draußen unter den Kokosbäumen!“

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wildniß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hinein traten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kokosbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern und rief: „Agathe!“ Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, Bellisle! — Ein überirdisches Blendwerk gaukelte mir vor — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich und lehnte sich an den Stamm des Kokosbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmälig meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsilbig, in's Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöset. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr als einmal, wie eine übernatürliche Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war sehr betroffen -- ich bemerkte ihr schönes Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Flüchtling, kam. Die Töchter flogen ihm mit zärtlicher Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn längst schon in der Ferne entdeckt. Sie gingen in's Haus miteinander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden allein zu uns.

Ich fand an ihm einen sehr gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie; ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle, die Fürstin — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant!

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem vorgeblichen Vater der unglückseligen Fürstin, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen,“ sagte er eines Tages zu mir, „Ihre

Schilderung von Christinenthal ist lockend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervölkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzuhohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Andayes. Dann will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen.«

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Andayes zurück. — Und wer war's, o Belliste, wieder das Zigeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier im Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen, nannte mich gleichgültig bei meinem Namen, und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sogar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Schein des Vollmonds, im Dämmerlicht unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Engel, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun in so schöner Verkörperung vor mir erblickte — die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzerwohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn — ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Holdseligkeit, ergluhte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Anbetung. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich

nur die unglücklichste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs begleiteten, lehnte sich die fürstliche Augustine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louisianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschließen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich,“ setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „fiele sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüsten folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Liebreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegend entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besitze. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven zu besorgen, und mich statt seiner, mit dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Einrichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer großen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht

nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr errichle, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

3.

Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 5. September 1718.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, von höchstem Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürst Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden alle Zeitungen von dieser eben so außerordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Umstände, die ich Ihnen nicht vorenthallen will. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Die Spannung, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielleicht eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit, zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Kultur seines unermeßlichen Reichs begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitz Alexis, weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitz einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster“

Der Czarewitz, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Koppenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben; reisete mit seiner finnländischen Mätresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl VI, zu flüchten. Hier wollte er bleiben bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Thron einer Kaiserin, die ihn von der Welt als einen gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von Wolfenbüttel, verdammen hörte? — Er floh nach Neapel, um wenigstens den Wüsteneien fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der russische Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, so sandte er seinen geheimen Rath, den Graf Tolstoy, dahin, einen Mann, verwegen und schlau, dessen sich der Kaiser immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu bestehen gibt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten sie, daß Alexis schon verschwunden sei, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie setzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitz keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten sie einige Monate daselbst. Tolstoy, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchstrich nach und nach alle Gasthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuser und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends saß er bei seinem Glase Wein in einem öffentlichen Hause, wo mehrere Fremde versammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolstoy stellte sich früh berauscht, warf sich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Die andern achteten seiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß seit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstände; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, er sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoy wußte nun genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu

trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft, und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von allem dem unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen begehrte. Sogleich reisete er mit dem Graf Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoy den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit," sagte er zu ihm, „daß der Czarewitz, sein Sohn, in Neapel ist. Der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolstoy überreichte bei diesen Worten, außer einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die ostensible Instruktion, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoy und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitz näherten, warfen sich vor ihm nieder, nach russischer Sitte, und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seitdem er abwesend sei? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt dieses Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohne vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben; daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoy und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach, „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht," ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst, zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoy suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitz und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig!“ sagte Tolstoy einsmals zu der Geliebten des Prinzen: „Wir sind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen. Aber unangenehm ist's doch, daß es unter dem Papst steht, und unsere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kömmt noch, daß der Kaiser sehr schwächlich ist. Stirbt er, so besteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie, Madame, spielen dann in Rußland die glänzendste Rolle. Es kann nicht anders sein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitz, muß ich rathen, daß wir dies italienische Paradies verlassen. Ist Ihnen nur daran gelegen, daß seine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer sei, so geben Sie um Alles in der Welt willen den Russen nicht den Argwohn, daß der Czarewitz vielleicht zwischen der rechtgläubigen griechischen Kirche und der römisch-katholischen Religion einen Augenblick gewankt habe.

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreise wurde beschlossen, und Tolstoy führte den dreizehnten Februar dieses Jahrs den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denselben Tag warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seien mit einander versöhnt, und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgenanbruch schon das Garderegiment unter's Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Palast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche vom St. Basiliusorden versammeln sich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangener. Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde, und überreicht ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt, und sich nur sein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Anhängern der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die Flucht zum römischen Kaiser Karl VI, den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu

schirmen, und mehrere andere Umstände, als Staatsverbrechen vorgerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralkirche. Die Enterbungs-Akte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblick an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter, und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ging ohne Gnade von statten. Glebof, der begünstigte Liebhaber von der Mutter des Czarewitz, wurde lebendig gespießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitz, Bruder der verstoßenen Czarin, Alexander Kikin, erster Kommissär der Admiralität, der Bischof von Rostow, und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich aufgesteckt; viele von den Theilnehmern an den Ausschweifungen des Czarewitz, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun Alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und Seemacht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürst Alexis wurde den fünfundzwanzigsten Juni angehoben. Der Czarewitz, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging seine Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst andern hohen Personen in's Schloß, und in das Verhaftzimmer des Czarewitz. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstere Bestürzung. Man erfuhr nur, daß

der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt, und mit Feierlichkeiten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbüttel, seiner Gemahlin.

Was sagen Sie, lieber Chevalier, zu dieser entsetzlichen Geschichte? — Peter der Große, um seine neue Schöpfung zu retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Guten und Großen unfähige Alexis, ärntete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensöhnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Geliebter, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis sei, während ihm das Todesurtheil verkündet worden sei, vom Schlage gerührt, niedergestürzt. Aber andere Muthmaßungen durchkreuzen sich: viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müssen; viele wieder, er sei erwürgt worden.

Wenn es plötzlich Tag werden sollte in den finstern Heimlichkeiten manches Fürstenhauses, wenn ein Geist der Wahrheit plötzlich den Purpur hinwegrisse, welcher die Verbrechen und das Elend mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der unterthänigen Menge; wenn wir sie sehen sollten, die Götter der Erde, in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo sie mit abgelegter Krone über ihrem verstohlenen Jammer brüten; wo sie, ungeheuern Leidenschaften preisgegeben, Beute derselben sind, und zwischen der Rache und Reue, zwischen der Wollust und dem Ekel, zwischen der Vergötterung und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubant, unsere Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen den hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Banket der Paläste vorziehen.

Aber so ist's mit der Menschheit. Raserei ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Tugend; Macht heiligt jeden Zweck, und der Zweck

jedes Mittel. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Dasein zu verherrlichen durch göttliche Thaten, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, verstehen oft kaum die hohe Seligkeit eines reinen Herzens; wähnen, Religion und Tugend sei Schulmährchen, und Staatsmittel, den Gehorsam des Volks zu fesseln; kämpfen mit thörichtem Stolze gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und verzweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch werden.

An diesem Allem ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — — .

4.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1719.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr zu hoffen! Ich stehe am Ziel und habe auf der irdischen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit schon heute mir erschien, winkend, ihm zu folgen, ich würde diese Erde segnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und still und freudig dem Genius — vielleicht zu einem schönern Sterne — folgen.

Je, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen Göttertraum, in ewigen Lenz verwandelte, die schöne Heilige, deren bloßes stilles Anschauen mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tiefen, tugendvollen Sinn, als aller Pomp der Kirchen, als aller Priester Rednergabe, als aller Philosophen Deuten und Enträthseln — ja, Bellisle, sie ist da. Seit einigen Wochen schon verherrlicht sie mein Tempe. Ich darf sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb ihr seit langem kränkelnder Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Mann in seine sterbende Hand den Schwur, nie seine Kinder zu verlassen, an seiner Stelle ihr Freund, ihr Beschirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Zypressen in ihrem Garten

begraben. Die reizende Augustine und ihre Schwester Agathe waren untröstlich. Sie leben sehr einsam. Fünf junge Sklavinnen sind ihre Gesellschafterinnen und ihre Bediente. Der mir einst so verhaßte, räthselhafte Paul besorgt die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften, lebe ich in meinem selbstgeschaffenen Paradiese. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohne ich meine eigene, schöne Hütte, umrankt von jungen Reben, und übersehe meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der Zauber der Natur, welcher mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbarn, die mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist sie erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drei Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmal mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sklavinnen, hatte ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute und die Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Augustinen durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Kabinet traten, wo meine Büchersammlung, meine Zeitungen und Karten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen Blick auf Alles, wandte sich dann zu mir

und reichte mir ihre Hand. — Ich wagte es, diese Hand mit Inbrunst und Ehrfurcht zu küssen. Augustine schwieg; ihre schönen Augen schwammen unter Thränen und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waise," sagte sie endlich, „der Tod meines theuern Vaters ließ mich einsam und schirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlassen. Er führte mich zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie sind ein edler Mann. Was sie schon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber, d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren: unser Schutzengel, unser Vater."

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabenen Standes, ihrer fürstlichen Wiege, und des Glanzes, der sie einst umgab — und dann, wie die schöne Schwester einer europäischen Kaiserin, die Verwandtin der mächtigsten Monarchen, sie, die vom Himmel bestimmt gewesen zu sein schien, vom Thron herab, großer Nationen Wohl und Weh zu entscheiden, neben mir stand in den Einöden einer neuen Welt, voller Demuth und Verzichtung, und mit einer Thräne um den Schutz eines Mannes flehte, der einst kaum den Fuß wagen durfte, in die goldenen Vorsäle ihres Palastes.

„Nein," rief ich, „ich beschwöre Sie, nicht mehr diese Sprache! Sie sind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen; ich bin Ihr Unterthan. Diese Güter, diese Heerden, diese Hütte — Alles, was ich einst mein nannte, ist nicht mehr mein, es ist Ihr Eigenthum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In diesen Augenblicken bemerkte sie das kleine Gemälde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte sich, da ich wahrnahm, wie sie sich in dem Bilde selbst wieder erkannte, und zwar in derselben Kleidung, welche sie im Hain bei Blankenburg getragen, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Sie stand lange schweigend und staunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemälde ab, betrachtete es wieder, warf sich entkräftet in einen Sessel, und schluchzte laut.

Noch immer wollte ich, um ihrer zu schonen, mein Geheimniß verhehlen, als kenne ich sie nicht. Aber als sie nun ihre verweinten

Augen schüchtern zu mir aufschlug, und fragte: „d'Aubant, woher haben Sie dies, und seit wann?“ da konnt' ich's länger nicht ertragen. Ich sank zu ihren Füßen nieder. „Gnädige Fürstin!“ stammelte ich, „ich sah Sie einst im Hain von Blankenburg — der Maler war ich selbst. Es blieb seit jenen Tagen mein höchstes Kleinod. Ich trugs auf meiner Brust in mancher Schlacht; ich trug es mit mir über's Meer hieher. Einst soll es mit mir ruhen im Sarge.“

Sie reichte es schweigend mir zurück, verhüllte ihr Gesicht und weinte heftiger. Nachdem sie wieder Gewalt genug über sich selbst gewonnen hatte, befahl sie mir, aufzustehen. Sie drückte mir schweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich habe es längst gefürchtet!“ sagte sie: „D'Aubant, ist Ihnen meine Zufriedenheit theuer, so vergessen Sie, daß Sie mich einst unter andern Verhältnissen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unseligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemälde, auch das Geheimniß mit in das stumme Grab. Ich bin nicht Fürstin mehr. Ich bin eine arme, aber zufriedene Pflanzerin. Ich selbst habe mir dieses Loos erkoren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. D'Aubant, vergessen Sie nicht, daß Sie nun der einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan.“

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiedenen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsere Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles, was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß) erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von diesem Tage an war das Verhältniß zwischen ihr und mir bestimmt. Keiner unserer Gedanken streifte wieder in das Vergangene. Ich sah sie wieder. Ich sah sie oft. Wie eine Rose nach nächtlichem Gewitterregen blühte ihre Schönheit allmälig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die sie dem Angedenken ihres verstorbenen, treuen Dieners Herbert weinte, den sie, unter dem Namen Holden, als einen zweiten Vater verehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie sie sehen könnten in ihrem häuslichen

Weben! Ein wunderbarer schöner Geist der Einfalt und der Ordnung waltet dort. Was sie berührt, scheint sich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Leblose wird beredt, und die kleinste Blume ihres Gartens blüht schöner und faßt in das wundervolle Ganze ein, welches die Gegend umringt, so von ihr bewohnt wird.

Mit erhabener Selbstverläugnung belebt sie geschäftig ihren neuen Wirkungskreis, als wäre sie für ihn geboren, und seit der frühesten Kindheit in ihm erwachsen. Nie kannte die ganze Weltgeschichte ein weibliches Geschöpf, welches mit solchem Heldenmuth und solcher Kraft die entgegengesetzten Lebensloose zusammenknüpfte, wie sie; welches gelassenern Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauschte, und mit einer Religion, wie Heilige sie nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, das von bessern Welten kam, uns zu beglücken; ihre Sklavinnen vergöttern sie — und ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seligen Gefühle, die mich oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals vermuthen. Liebend werd' ich einst in's Grab sinken, aber ungeliebt! Die ich anbete, ist eine geborne Fürstin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft auszufüllen, welche der Zufall zwischen ihr und mir gegraben.

5.

Aus dem Tagebuche Augustinens.

— — Sähest du nun, geliebte Julie, meine Einsiedelei im Schatten hoher blumentragender Eichen, und das hehre Prachtwerk der in sich selbst vollendeten Natur, welches mich, so oft meine Blicke es durchirren, mit süßer Begeisterung füllt; sähest du mein einförmiges Tagewerk, und den Frieden und die Freude, so außer mir

herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteifert mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reizendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Dasein löset sich in dem stillen Strom heiliger Empfindungen auf; die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnen des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart, verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntere unsere Arbeiter in den Feldern auf, ich besuche die Hütten unserer Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensstifterin der Entzweiten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder ich theile mit der liebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche, und bewirthen unsere willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft gehe ich mit Agathen und einigen meiner Sklavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzungen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärme ich einsam und furchtlos durch die finstern, feierlichen Waldungen und in's Gebirg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer spätern Bildung und Entstehung. Noch ist nicht der tausendste Theil desselben von Menschen bewohnt oder gesehen. Einst herrschte auch hier, wie in den andern Weltgegenden, der unermeßliche Ozean allein, wie die Menge der Versteinerungen von Meererzeugnissen dafür bürgen, welche heut zu Tage nur im Schooße des Weltmeers gesehen werden. Langsam nur, und im Verlauf vielen Jahrhunderte, bildete sich die Oberfläche des Erdballs, wie wir sie jetzt kennen. Aber, was war sie vor unserer Geschichte? — Einst, wo jetzt in der Nähe des Nordpols von ewigem Eis die ungeheure Wüste starrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage unter den heißesten Zonen wandeln, und Thiergeschlechter sind verloren gegangen, von denen wir nur in verschütteten Höhlen die

großen Gerippe entdecken! — Julie, es war eine Vorwelt, von der unsere Geschichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Geschlechtern, welche diese Erde sahen, früher, als selbst Mosis Urkunden hinaufdeuten. Was da gewesen ist, verweset; die Thaten jener fernen Geschlechter sind vernichtet und verloren. Sie schmeichelten sich vielleicht mit stolzer Hoffnung der Unsterblichkeit ihres Namens! und siehe, eine Aenderung des Erdballs, in seiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergessenheit versunken. Denn das feste Land, das wir bewohnen, ist neues Land, und die Meere, die wir beschiffen, sind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und so, wie jene Verlornen der unbekannten Urwelt, können auch unsere Völker, unsere Thaten einst durch furchtbare Zerstörungen verschwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäsar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtausenden findet vielleicht ein neues Geschlecht unsere verkalkten Gebeine, und Abdrücke unserer Pflanzen in jungen Schiefergebirgen, und spricht: »Dieser Weltkörper trug schon einmal Bewohner, ehe unsere Geschichte sie kannte!« — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, ein Frankreich; blühete einst ein schönes Reich, geheißen Deutschland, welches Fürsten und Weise erzeugte?

So, Julie, sink' ich beim Betrachten der unendlichen Natur schaudernd in meinen Gedanken unter, die Vergänglichkeit breitet ihren dunkeln Flügel durch's Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thöricht, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem welkenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es ist nichts ewig, als Gott; es ist nichts unsterblich, als sein Werk; es ist nichts schön, als die Natur; es ist mit dem Menschen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerrissen, und mir ist's, als steh' ich nun, wie eine Vollendete, besser und größer da, zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Gott und Menschheit. Ich erkenne an

dem Fürstenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menschen sind nur darum elend, weil sie den Muth nicht haben, glücklich zu sein.

O, Julie! wärst du bei mir in der schönen, klösterlichen Welt Louisiana's, könnte ich meine Ansichten, meine Hoffnungen, meine Seligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangene nicht, und nicht das Verlorne. Was mich quälte, ist vergessen; was ich liebte, ruht unverloren in Gottes Arm. Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menschliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber seinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert sein — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er gibt dem Irdischen, was mich umfängt, den von mir unter tausend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es ist Seligkeit, ein Mensch zu sein!

6.

Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meistens Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst, was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte sie neue Tugenden an ihm achten. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen Bedürfniß. Augustine liebte den edeln Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich zu bekennen; und d'Aubants Leidenschaft für die Liebenswürdigste ihres Geschlechts brannte im stillen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, dem allmäligen Welken nahe, lebt wieder in schöner Jugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von Neu-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Janinsky dunkler. Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame D e s f o n t a i n e s geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanzer in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von Neu=Orleans, welcher schon längst versprochen hatte, das so hoch gerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahlin und der reizenden Adelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge, in der Mitte Sommers an, um wenigstens einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde geflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des Gouverneurs in Christinenthal hatte auf die bisherigen einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nie erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unvermerkt. Agathe sowohl, als d'Aubant, fanden sie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt, und in traurige Betrachtungen verloren. Zwar lächelte sie, sobald ein Freund vor ihr erschien; zwar belebte sie noch, wie immer, die Gesellschaften mit ihrem Frohsinn; aber dennoch empfand Jeder, der sie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen sei. Niemand konnte in das Geheimniß ihres stummen Grames dringen.

Inzwischen dauerten die Zerstreuungen fort. D'Aubant hatte wenige Anlässe und Gelegenheiten, Augustinen zu beobachten. Er war von der Sorge um die Unterhaltung seiner Gäste hingerissen. Die muntere Adelaide umgaukelte ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tausend Dinge mit ihm in's Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie sich Adelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant schloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieser hatte, so wie seine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen sehr zufrieden zu sein. Denn die kleine, flatterhafte Adelaide hatte ihr Herz schon einem Ingenieur, einem jungen, artigen Mann, schenken wollen; das wußten die Aeltern, und waren der Schenkung nicht gewogen gewesen. Sie hatten Adelaiden ernstlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Manne bürgerlicher Abkunft, untersagt; das wußte Adelaide, und sie war ihrerseits dem Verbot nicht gewogen gewesen. — Jetzt schien sich dies Mißverständniß sehr angenehm in einer Verbindung d'Aubants mit Adelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freilich herzhaft, so oft die liebenswürdige Desfontaines ihn darum befragte; demungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all' der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Adelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von Neu-Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bei Augustinen. Augustine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Schwermuth zu verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der flatterhaften Adelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Aubant war stiller. Mit einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; Jedes lebte mehr in sich, als mit den andern. Agathe allein hüpfte harmlos von Einem zum Andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwille und Scherz daheim waren; und mochte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, Einer war geheimnißvoller, als der Andere.

Augustine ermannte sich. Sie stand im Glauben, daß ihre Niedergeschlagenheit, der sie so wenig Meisterin gewesen, Ursache von der unangenehmen Verstimmung der Uebrigen geworden sei. Ihre Gäste hatten sich im Garten und im daranstoßenden kleinen Parke paarweis zerstreut. Sie eilte dahin, um die Verlornen zu sammeln.

Indem sie an einer kleinen, von Gebüschen umfangenen Wiese vorüberging, sah sie Adelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Gespräch vertieft zu sein schien; sah, wie Adelaide den Chevalier umarmte.

Augustine wandte sich schnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erscheinen zu stören. D'Aubant aber hatte die Fürstin bemerkt. Er überließ die freudenberauschte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie stand an eine Zypresse gelehnt, und starrte finster vor sich hin. Als sie seine Schritte vernahm und ihn erblickte, schien sie ihm entgegeneilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war sehr blaß; sie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von zitternden Thränen schwer.

„Ihnen ist nicht wohl?“ fragte d'Aubant ängstlich.

„Nicht ganz,“ antwortete sie: „aber es wird vorübergehen.“ Sie deutete mit der Hand auf einige bemooste Felsenstücke, welche im Schatten überhängender Gesträuche einen Ruhcort bildeten.

D'Aubant führte sie dahin. Er setzte sich an ihrer Seite nieder. Beide schwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Heftigkeit, die sie erschreckte, und küßte sie mit ungewöhnlicher Inbrunst. „Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame!“ rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben.“

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den seinigen. „Fürchten Sie nichts!“ erwiederte sie: „Mir ist wieder wohl. Es war eine Anwandelung — es ist schon vorüber.“

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe,“ sagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botschaft bringen wollen. Es ist mir gelungen, den Gouverneur und seine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaidens mit dem Ingenieur zu geben. Es hielt schwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen, sein Jawort zu geben, da sich die beiden jungen Leute aus Lieb' und Leidenschaft schon zu sehr vergessen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kommen Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Aeltern liegen.“

Augustine schien von dieser Neuigkeit sehr überrascht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevaliers gelehnt, ging sie, den Gouverneur zu suchen.

Die düstere Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundschaftlichen Kreise geherrscht hatte, war nun plötzlich verschwunden; das drückende Geheimniß von jeder Brust gewälzt. Man gab und empfing Glückwünsche, und überließ sich unbefangener, denn jemals, der Freude. Augustine, von dem Vergnügen ihrer Gäste beseelt, wollte das Fest krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzer ein mit ihren Familien; auch ländliche Musik erschien, und beim Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüstet im Freien unter den Palmen.

Versöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundschaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man sang, man tanzte. Der Klang der Instrumente drang weit und melodisch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entfernten Hütten herbei, und vermehrte mit jeder Stunde das liebliche Getümmel beim Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermißte von ungefähr Augustinen. Sie hatte sich aus

dem Gewühl zurückgezogen. Er fand sie, nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüschen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen diese Einsamkeit theilen?“ sagte er.

„D'Aubant!“ sagte sie leise. Er saß schon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er diese Hand an seine heißen Lippen zu pressen wagte, seine Worte.

Beide schwiegen. Die Zauberei des schönen Abends, die letzten Ereignisse, die Musik in der Ferne, schienen mächtiger auf beider Herzen zu wirken, nun in beider Brust die schöne Ahnung reger geworden: du lebst nicht ganz ungeliebt.

Augustine, aller Vergangenheit vergessend, sah mit träumenden Blicken in die verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Gesträuche, Hütten und Tänzer schwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes: und wie Gestirne funkelte der rothe Glanz der Kerzen durch das vom leisen Odem der Abendluft erschütterte Laub.

Was sie in diesem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte sie noch nie empfunden zu haben; und wie sehr sie ihn liebte, schien sie nie so deutlich erkannt zu haben, als in diesen Augenblicken. Aber diese Augenblicke waren auch die ersten, in welchen er, der sonst nie seiner tiefen Ehrfurcht vor der schönen Fürstentochter vergessen hatte, die Schranken der Ehrfurcht brach. Er schwieg, und zitterte, und seine Lippen glüheten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwischen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führte ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und diese Minuten wurden für ihn entscheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehen, und vermochte es nicht.

„D'Aubant!“ sagte sie schüchtern. Er drückte ihre Hand an seine von einem Seufzer tiefbewegte Brust. Sie schwieg; sie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem seinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und die Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräusch in der Nähe weckte jählings beide aus ihren Träumen auf. Erschrocken zog Augustine die Hand zurück, zu lange schon die Beute des jungen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Lust und Wein beseligt, stand vor ihnen.

Beide schienen diese Ueberraschung so wenig erwartet, als gewünscht zu haben; sie konnten ihn nicht anreden, und sich nicht von

den Gefühlen entstricken, in denen, wie in einem Garne, ihre Seelen seit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur sah sie eine Weile an. „Also hier?“ sagte er lachend: „Und so stumm? O, machen Sie beide mich nicht blind; ich habe es längst bemerkt. Hab' ich nun schon gern oder ungern heute eine Verlobung machen müssen, Herr Chevalier, so muß es auf der Stelle noch die zweite, und, wenn morgen oder übermorgen der Missionär kömmt, eine Doppelhochzeit geben.“ Ohne weiter Antwort abzuwarten, bog sich der Mann über beide nieder, schlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Augustinen, preßte beide herzlich und so nahe zusammen, daß beider Lippen sich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Augustinens schönen Lippen — Bewußtsein und Besonnenheit waren erloschen. Sie fühlte, in der Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkürlich antwortete ihm der süße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonnen versanken beide, zitternd, selig wie Verklärte, wenn sie mit Entzücken sich aus der todten Erdenwelt in das Leben von Elysium verzaubert sehen, und schüchtern noch beim ersten Eintritt zweifeln.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob seines glücklichen Raths, und ging mit Recht triumphirend davon. Dies Lachen rief d'Aubants Besinnung zurück. Er fürchtete, die der Fürstentochter schuldige Hochachtung verletzt, Augustinens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Liebe ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Brust. — „D'Aubant!“ lispelte sie bebend, und erwiederte leise den Kuß, der ihre Lippen versiegelte. Er schlug seine Arme um sie. Er fühlte sich von dem schönsten, dem edelsten Wesen, so er jemals in der Welt gefunden, umfangen. Er war ein Gott.

Ein fröhliches Geräusch drang durch die Gebüsche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand gingen der Chevalier und Augustine der herbeiströmenden Gesellschaft entgegen. Sie empfingen, als Neuverlobte, die Glückwünsche Aller, und konnten keine Antwort stammeln, und hatten sich selbst noch nicht mit Worten gestanden, was sie fühlten und dachten.

Den Chevalier floh diese Nacht der Schlaf; er schwebte, wie im wilden Fieber. Erst am Morgen ziemlich spät erquickte ihn ein

leichter Schlummer. Und da er erwachte, war's ihm ein Mährchen von dem, was gestern geschehen.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehen — um, wenn sie vielleicht den schönen Rausch bereuen würde... Doch was dann thun, war ihm ja selbst noch dunkel.

Sie war einsam, noch im häuslichen Gewande; aber schöner war sie nie erschienen. Einer Unsterblichen glich sie. Bei d'Aubants Eintritt in's Zimmer flog eine sanfte Röthe über ihr Gesicht. Sie erhob sich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzusehen. Und doch, so sagte ihr ganzes Wesen, und der stille Ernst der sie beherrschte, daß sie sich bereitet hatte, ihm ein ernstes Wort zu sprechen über das Geschehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Silbe des Grußes stammeln. Sie winkte ihm aufzustehen. Er erhob sich, und mit seinen Augen wollte er in den ihrigen Gnade oder Fluch lesen. Sie starrte ihn traurig, zärtlich an; und was gesprochen werden sollte, ward vergessen. Sprachlos, Herz an Herz, vergaßen sie des ganzen Weltalls; nur in stillen, zitternden Seufzern, nur in den Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie gestern machte auch diesmal der Gouverneur ihrer Begeisterung ein Ende. Er trat herein, an seiner Hand den Geistlichen von Andayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Agathe mit ihrem Desfontaines, und andere von der Begleitung des Gouverneurs und aus der Kolonie.

Agathe schlang sich schluchzend um Augustinen und küßte sie mit hoher Inbrunst und rief: „Wohl hat mir's immer eine geheime Stimme flüstern wollen, und ich wagte es nicht, ihr zu glauben. Du liebe, göttliche Pflanzerin, bist glücklich! ich kröne dich hier mit dieser Mirtenkrone: Christinenthal ist deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seligkeit sind deines Hofstaats Glanz — vergiß nun deiner Agathe nicht in d'Aubant's Armen.“

Wirklich heftete Madame Desfontaines die frische Mirtenkrone auf Augustinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken wallten über Achseln und Nacken. — Der ganze Zug ging zur nächsten Kapelle, und die verwittwete Fürstin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madam d'Aubant.

Nachschrift.

Und eine Reihe seliger Monde und Jahre blühete dem hochbeglückten Paar in Louisianas Einsamkeit auf. Die Geburt einer reizenden Tochter erhöhete das Glück der fürstlichen Mutter. Sie säugte ihr Kind selbst, und unterrichtete es, sobald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabene Weib, indem es siegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin ging, das harte Schicksal unter eigenen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt ihr Elysium in den Hütten harmloser Pflanzer, und fand sie hier unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Palast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrschte im Ueberfluß.

Zwei Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche die Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohete, und die falsche, golddürstige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reiseten beide nach Frankreich zurück. Die Prinzessin glaubte in Europa längst schon vergessen zu sein. Sie kamen nach Paris, und d'Aubant übergab sich den Aerzten, und nahete bald seiner Genesung.

Eines Tages ging Augustine mit ihrer Tochter lustwandelnd durch den Garten der Tuilerien. Beide unterhielten sich in deutscher Sprache. Graf Moriz, der Marschall von Sachsen, stand in der Nähe, und bemerkte die Damen. Da sie in seiner Muttersprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit so liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen, und erkannte die Prinzessin von Wolfenbüttel, welcher seine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehreren Jahren zur Flucht aus Petersburg geholfen. Vergebens wollte sich die Ueberraschte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marschall

bat um die einzige Gnade, ihre Anwesenheit in Paris dem König zu melden. — Alle Vorstellungen der Prinzessin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab sich endlich in seine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur drei Monate lang bewahren solle. Er versprach's, und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzessin von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwischen wieder vollkommen gesund geworden. Und als der Marschall am Ende des bestimmten Vierteljahrs die Prinzessin noch einmal besuchen wollte, bevor er dem König die wichtige Entdeckung machte, war sie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verschwunden. Doch erfuhr er, daß sie sich nach Ostindien geschifft, und die Insel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieser, nicht minder durch die Entdeckung überrascht, ließ auf der Stelle, durch seinen Minister, dem Gouverneur der Insel befehlen, den Chevalier d'Aubant und dessen Gemahlin mit der ausgezeichnetsten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünschen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, schrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege war, und unterrichtete sie von den außerordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todtbeweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, außer den Empfindungen ihres Dankes, ein beigefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an ihren Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das Glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin, erhaben über den traurigen Pomp der Höfe, und über jene eisernen, unglückseligen Gesetze der Etikette, unter denen die Heiligthümer der Natur zertreten werden, antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glückes. Sie verwarf alle Anträge, und blieb in ihrem beneidenswürdigen Dunkel. Auf der Insel Bourbon war sie noch im Jahr 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahre 1760 gesehen haben will.

Andere versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens

in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier war sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hilfe bei ihr, wenn ihn die Welt verlassen hatte. Eine unzerstörbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch immer Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; und die Fülle reiner und beseligender Empfindungen, mit denen sie die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holde Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte mit dem vorangegangenen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als Aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen schönen Traum geträumt; nun laßt mich doch zum Leben erwachen!“

Agathokles,

Tyrann von Syrakus.

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Mikon. Ein Landhaus, von weitläufigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glücklicher Stille den Abend seines Lebens genießen könnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Sohne.

Es ward ein rechter Freuden- und Siegeszug, als Mikon in seine neue Besitzung einzog. Denn seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit entgegen gegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut.

Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagt, oder von der ihnen ahnete, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar seine Sehnsucht geblieben, und daß seine Asche einst in väterlicher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch seine weitläufigen Besitzungen zu machen, um sie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einsamen Wanderungen war er von jeher gewohnt. In Griechenland hatte er sie selbst beim übelsten Wetter nicht versäumt. Sie gehörten zur Nahrung seiner Kraft. Gewöhnlich begleitete ihn nur ein Sklave in gewisser Ferne, daß er im Fall eines Bedürfnisses Beistand zur Hand habe. Er überließ sich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einsamkeit nannte er gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da wasche sie sich von allen kleinen Leidenschaften und Kümmernissen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und still, wie die Natur, in deren Hauch sie sich gleichsam auflöse.

Am zwölften Tage seiner Ankunft in Sizilien bestieg er auch die Anhöhe, an deren Fuße die Gebäude lagen. Noch war er nie hinaufgekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kastanienbäume ließ er sich zum Ausruhen nieder. Zu seinen Füßen grünte das Thal mit seinen Gütern. Zwischen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, und im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiterhin glänzte der dunkle Spiegel des Ozeans, bis, in unerspähbarer Ferne, Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Mikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große anmuthsvolle Landschaft. Er war im Anschauen derselben verloren, als ihn ein Geräusch aus dem Thal störte. Er sah drunten jenseits

des Tempels zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg hinauf nach dem Tempel zu wählen. Mikon beschloß, sich nicht stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch älter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Mikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches; in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne gebrannten Gesichts ein majestätischer Ernst. Finster hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte sich bald darauf wieder rasch um zum Tempel, als wollte er auch diesen betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er stutzte. Mikon erhob sich von seinem Sitze, ging dem Fremdling näher und grüßte. „Es scheint,“ sagte Mikon, „uns führt gleiche Absicht zu gleicher Stelle.“

Der Krieger musterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß: dann sprach er: Das wundert mich nicht halb so sehr, als daß ein paar Grauköpfe, wie wir, noch auf dieser Höhe zusammentreffen. Wie alt bist du?“

„Einundsiebenzig voll und einige Tage dazu.“

„Wahrhaftig, genau so alt, wie ich selbst!“ versetzte der Kriegsmann: „Wo wohnst du?“

„Drunten im Thal. Mir gehört dort der Landsitz.“

„Dir?“ sagte der Kriegsmann, und heftete schärfere Blicke auf Mikon. „Ich sollte dich kennen, sehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich sah.“

Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrzehend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer.“

„Mikon?“ sagte der Kriegsmann, und zog nachdenkend die Stirn zusammen. Aber du bist nicht aus Griechenland.

„Nein, ich bin von Syrakus gebürtig. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallias. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst.“

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?“ rief er. „Alter, sieh mich an. Kennst du mich.“

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich das Alter so sehr verwandelt? Sieh mich an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert, treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich nicht des Karkinos von Thermä?“

„Wie?“ rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Mienen die Züge des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bachus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah.“

Die Greise umarmten sich. Dann ließen sich beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Weißt du noch,“ rief Karkinos, „wie wir beide, den Tag vor deiner Abreise nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten; dann mit einander lange Zeit den orthygischen Damm auf und ab wandelten und von unserer Zukunft sprachen? Es scheint, die Göttin hat unser beider Wünsche gutmüthig erhört.“

„Sie hat mir mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich sein.“

„Du warst immerdar der genügsame Mikon, und bist es geblieben!“ sagte Karkinos lachend.

„Und du,“ versetzte Mikon, „warst immer der Ungestüme, Ungenügsame, Hochstrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unsers kindischen Geschwätzes auf dem orthygischen Damm. Du schwerst damals Kriegsdienste zu nehmen, und nicht zu ruhen, bis du Feldherr wärest. Deine Kleidung sagt mir's, du hast das Wort gehalten. Bist du glücklich, alter Freund?“

„Wer ist glücklich?“ sagte Karkinos. „Nur die Unsterblichen sind's.“

„Bin ich schon kein Unsterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!“ entgegnete Mikon. „Ich habe Gesundheit

und ein zufriedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet: mein Fleiß hat mir ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben.«

»Vortrefflich!« rief Karkinos. »Erzähle mir von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist's dir ergangen, seit wir uns trennten?«

Der Bildhauer lächelte und sprach: »Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung fühlen, denn sie ist bald abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Mußestunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meißels oder mit Nachbildung derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallias. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

»Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwillkürlich geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallias Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, die Aphrodite. Diesem schien meine Anlage zur Kunst zu gefallen. Er schwor, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, daß sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallais meine Arbeit werth. Da ich ihn folgendes Tages nach meiner Gewohnheit bei der Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartungen übertraf. Er gab mir die Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

»Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in der Kunst gebildet, die

mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne ließen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wieder in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt, darum befahl ich den Kindern im vergangenen Herbst, nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, um dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh' hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist am Ende.“

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz.“

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers, aus dem stillen Hause eines Familienvaters, Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als außer sich. Weißt du mir mit Worten die stille Fluth der Klänge aus einem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben? Sieh, so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden von großen Gefühlen ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeußere ist alltägliches Einerlei — von gewöhnlichen Dingen ewiges Wiederkommen. Der ruhige Spiegel eines See's, was läßt sich von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehest und denkest, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden, so komm und betrachte den schönern Theil desselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und genieße einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast.“

„Willst du das?“ fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

„Allerdings will ich das! und morgen schon,“ antwortete Mikon, „denn wir sind beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät wird.“

„Ich halte dich beim Wort, Mikon!“ rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf; ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte, redete einige Worte zu ihm, und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. „Er ist einer meiner freigelassenen Diener,“ sagte Karkinos: „ich hab' ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Langut zu führen.“

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umweht, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Lustgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. — Ohnweit derselben, auf einer milden Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!“ — Er begrüßte sie alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phaïs, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halbaufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch; jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja, Mikon, mein alter Freund!“ sprach Karkinos: „ich glaube, einen glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dampfenden Aetna baut. Hast du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? Fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?

Mikon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie ich, sind in eines Verhängnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu.“

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volks unterdrückt und sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?“

„Ich glaube kaum, daß er's gethan, Karkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gesetzt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tyrannen erst schaffen; der Tyrann macht kein freisinniges Volk knechtisch.“

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen.“

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in das Herz der Menschen: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blitzen.“

„Wahrlich! rief Karkinos: könnte Agathokles neidisch sein, so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören, noch gewinnen.“

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte manchen feinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen

zu reden. Das alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

Folgendes Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon bestieg ein Maulthier, und nach Gewohnheit von einem Sklaven begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Paläste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühstrahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heere waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agathokles zu führen, dem Herrn von Syrakus.“

Der Greis erschrack und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles.“

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen, glänzenden Reihen auseinander. Ein schmetternder Trommetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündete, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprichwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da

man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen, goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verließen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum; ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, sieh, hieher hat mich der meinige geführt.“

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen genesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide wandern wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsere Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schließen sich bald. Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest.“

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrudrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freund zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, Mikons Bewunderung. „Mit ihr,“ sprach Agathokles, „will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago demüthigen. Ein Theil davon reicht ihn, den Phöniziern drüben alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen.“

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es stieg Ortygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere; an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine, daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tüchä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitüchä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trommeten und Pfeifen. Es zog in schimmernden Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort,“ sprach er, „ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort, welcher sich auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna.“

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüberwandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl donnerndes Jauchzen: „Es lebe Agathokles! Es lebe der König!“ und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorüber war, fragte Agathokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?“

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen. Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers.“

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!“ sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens,“ entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?“

„Aber Agathokles ist kein Dionys!“ erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrschte ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen Lustritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürst eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf deren letztem Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben.“

„War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?“ fragte Mikon.

„Nein,“ erwiederte unwillig der König: der Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit, ich weiß gar wohl, Mikon, es gibt kein liebenswürdiges Volk; auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!“

„Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren!“ sagte der Bildhauer.

„Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergötzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meißelschlägen, bald sanft glättend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt unter deines Gleichen? Gewiß

nicht. Eben so ekelt mich das Menschengeschlecht an; denn es ist ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, bissig und schüchtern und zähmbar, wie ein Thier. Es ist nicht meines Gleichen. In allem Ernst, Mikon, die Götter hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen haben würde, mir weniger Verstand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuschen können. Sieh, ich habe alles gewonnen, um endlich alles zu verachten. Das Ziel war des vergossenen Schweißes nicht werth.«

»O König,« sprach Mikon, »dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du hast dich selber verloren!«

Agathokles sank bei diesen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen sagte er: »Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von fünfzig Jahren wieder zusammen zu treffen. Mir ist wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre hinab. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einsamkeit besuchen. Da plaudern wir zwanglos. Ich bin dir die Geschichte meines Lebens schuldig. Du sollst sie hören.«

Sie verließen den Erker. Agathokles bewirthete seinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als sie am Tische saßen mit allen Großen von Syrakus und den Gesandten auswärtiger Fürsten und Freistaaten, hob Agathokles einen großen goldenen Becher empor und sagte: »Ich habe mein Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist alles Scherbenwerk, eins wie das andere!«

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts erinnerte, daß er der König sei. Mit lustigen Schwänken nnd Neckereien belebte er die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelächter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in seinen Scherzen zu vergöttern.

»Sieh, Mikon,« sprach Agathokles zum Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, »du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs.«

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volks einem Schauspieler,“ sagte er oft, „und mehr oder weniger muß dies jeder König sein; um so erquickender ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf.“

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unterhaltungen waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Einsamkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war auf's zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: „Sie wird dich nicht minder verdrießen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel; du lebst mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich außer mir im Schaffen und Kämpfen; du liebst in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden ließen, was mich mit brennender Begier suchte.

„Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern,

die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet, um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich, nach ihres eigenen Vaters Namen, Agathokles.

„Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zu Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu nähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und dem größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

„Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein Vater starb. Ich war schon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzusuchen, als ein Zufall alles änderte.

„Ich stand eines Tages am Tempel, um den Opfernden zuzuschauen. Damas, einer der reichsten und angesehensten Bürger von Syrakus, ging an mir vorüber, beobachtete mich lange seitwärts, und sagte zu seinem Begleiter: „Sieh den Jüngling, wie er so schön ist!“ — Meine Eitelkeit fand sich nicht wenig geschmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, so oft es die Arbeit des Meisters gestattete, um mich bewundern zu lassen. Auch Damas fehlte nicht.

Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in sein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich sein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geschenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und seine verschwenderische Freigebigkeit hatte so wenig Grenzen, als seine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Obersten im Heere gestorben war, ernannte er mich an dessen Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

„Die Freiheit Siziliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tyrannen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

„Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grundsätze besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleich=

gültig. Nur wollte er gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden; weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen. Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche, fromme Schwärmerei für das Heiligste der Menschheit, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelten seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm so unkluges Zutrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehilfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureißen, sind hundert Hände bereit; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind alle faul. Das ist der Kunstgriff der Tyrannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit im Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genießen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Sosistratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterstadt verächtlich gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Gesetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen,

was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beschließen. Ist es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten sollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So sprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbürgern das Ziel des Sosistratos und seinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffentlich vor dem Volke an, daß er umgehe, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Manche standen auf. Manche redeten wie ich. Der Verräther sah sich verrathen.

„Umsonst. Sosistratos hatte schon lange vor mir einem um den andern die Hand gedrückt, und im Namen des Vaterlandes beschworen, meine Schritte sorgfältig zu belauern; denn ich triebe stille Meuterei; ich würbe, und trachte nach Oberbefehl des Heeres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht daß ich es retten, sondern den Anfang zu seiner Unterjochung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in die bruttischen Berge.

„Nach wenigen Wochen ward Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tyrannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines andern Looses fähig sein wollte. Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht und Ueberraschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbstherrlichen gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang in Tarent, als Söldner, in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; daraus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde aber wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser

seine sechshundert Geschöpfe aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder in's Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe das Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Bloß in Hoffnung, die Stelle der Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen ihn geschrien. Man verwünschte das Andenken des Sosistratos verkleinerte selbst seine Thaten, schilderte ihn abscheulicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkle.

„Dennoch hielt ich Oftbetrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst gestehen, die Mehrheit dieses Volkes sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freiere, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereitete uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaate gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tyrannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lag er in der Stadt Gela. Dahin brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts

gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Feigheit immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich streiten müssen, damit sie auf jeden Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte in der Stadtmauer blieb zum Rückzug. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatte ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trommetern, sich auf beide entgegengesetzten Seiten der Mauern zu begeben und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen, vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört war. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung verzweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos war hinlänglich, ihn in den Augen der Furchtsamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoller von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbst der Korinther Akestorides, welchem Syrakus den obersten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht besiegt; sprach schon davon, man müsse einmal dem Blutvergießen Ende machen, Versöhnung stiften, mit Sosistratos in Unterhandlung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen der Friedensliebe, der Sehnsucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal stand ich auf. Ich suchte noch einmal das Volk für sein Heiligthum zu entflammen. Ich schalt öffentlich den Akestorides. „Habt ihr dafür die Kosten des Krieges so lange, so heldenmüthig getragen,“ rief ich, „habt ihr dafür die tapfersten eurer Söhne in Kampf und Tod hinaus geschickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unversöhnlichsten Feinden, den stolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen eine Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wieder anzunehmen; ihn, den ihr einst im Gefühl eures Werthes ausstießet? Pfui der Schande! Wer möchte, könntet ihr so tief sinken, in der Welt ein Syrakuser heißen?“

„Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hochsinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lobe der Tugend, des Muthes, der Freiheit nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward als Ruhrstörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden in's Gebirg. Folgendes Tages hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sosistratos wieder aufgenommen, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden empfangen.

„Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre hatte ich verschwendet, viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rausche.

„In zerrissenen Kleidern, ausgestoßen und verlassen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schicksal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der sich in die Schöne seines Traums verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer am Felsen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweig nieder und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitscherte, schoß ein Raubvogel aus der Höhe herab und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das ist's, was die Natur will! rief ich: kein Gleichgewicht, sondern ein Kämpfen der Kräfte; die stärkste soll herrschen!

„Ich sprang auf. Ach, die Entsagung meiner jugendlichen Hoffnungen kostete mir einen schweren innern Streit. Doch beschlossen war's, mich nicht länger selbst zu täuschen. Ich verachtete das Menschengeschlecht, welches nicht reif ist zur Höhe seiner Würde. Es will gemeistert, es will erzogen sein; es ist keiner Freiheit und keiner

Ehrfurcht für diesen großen Gedanken fähig. So seid denn Knechte, wenn ihr Knechtschaft wollet; ich kann aber nicht euer Mitsklav, ich will frei sein. Und nur wer herrscht, ist der Freie bei euch. So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlanget. Das Spiel, welches mir so viel Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wir's, wer von uns der Stärkste ist, ob Agathokles oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sosistratos?

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebene von Syrakus, alle, die vor Sosistratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sosistratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft führte mich sogleich in den Tempel der Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbstherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine Unmöglichkeit beschwört. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzu ungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrheit des Volkes arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt; und der Pöbel wird zu Allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können; morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand sich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen des Unparteiischen. Jede Verbindung warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge

der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens. dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Golde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß, mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städtchens Erbita ward mir willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden, der nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen der Schulden frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfs alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmahl befahl ich, Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmahl! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, das sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und doch nur andern Tyrannen zur Nachfolge Bahn gebrochen. Ich war meinen Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung versammelt. Auch die Oberhäupter von der Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Meine Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks Verbrechen sei; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Geldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr,“ rief ich, „Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des

Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergang einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, eben das Geld, welches sie von uns erpressen.«

»Ich hatte noch nicht geendet, als mich wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod ward über Dekles und Pisarchos, und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. »Führe uns nach Syrakus!« schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trommetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus. Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischen Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen. Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

»Da versammelte sich das Volk. »Statt eines Tyrannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!« sprach ich, »nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genießet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen Bürgers zurück. Ich will eures Gleichen bleiben!« Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

»Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst aller, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. »Warum wollet ihr mich, sprach ich, aus Dankbarkeit zum Opfer wählen? Muß ich nicht, laut herkömmlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen?

Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr.« — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig, und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt: alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzugroßer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maßregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Nebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

»In der That fesselte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwachen. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mochten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit verwischte bald das Andenken der Zeit, da ich meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein sollten und mußten, und daher zufrieden.

»Nun trieb ich meine Versuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf-unläßige Weise geordnet, Waffen und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt sah, unterwarf ich mir die meisten Städte Siziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten, oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich schienen.«

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geschichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechselnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geschichtschreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegerischen Unternehmungen beschreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Dem Pöbel ist ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Gesetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch seine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein Weiser, der die Geheimnisse der Natur entschleiert und die Räthsel unsers Geistes löset. Eben dies beurkundet im Allgemeinen die Verächtlichkeit der Menschen, ihre thierische Versunkenheit, und lehrt, wie sie behandelt sein müssen. Ich gestehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrschsucht in den ewigen Krieg lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich selbst verachte? Sondern Langeweile in mir selbst, eine unüberwindliche Lust zur Beschäftigung der in mir wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ich's treiben könne und was die Frucht eines Wagstücks sein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich schätze meine gefährlichsten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als alle meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenossen, die im Staube kriechen, und sich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnungen oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu verschaffen oder große Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne welche meine Seele dem stehenden Wasser eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechselndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrschaft in Sizilien streitig. Als ich in dieser gesichert stand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenseits des Meeres die stolze Beherrscherin des Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück. Um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute der Welt verhindern, daß sie mir eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritt bewegen,

jenseits des Weltmeeres zu kämpfen. — — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen zu Allem treiben kann, wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika alles vorbereitet hatte — doch Niemand, außer mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besatzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen Abenteuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meere erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wollte den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

„Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahen wir mit dem Morgenroth vor uns die Küste von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch wußte auf meinen Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien, und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!“ Der Feind, in

der Hoffnung, unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung, uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern Muth zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir an's Ufer. Die Karthager, da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ alles ausschiffen, die Schiffe an's Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttninen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einen Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!“ sprach ich: „Das Ceresfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Siziliens das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit erfordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße euch den Besitz einer schönern und zahlreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer Sieg und Glück dieses ganzen Feldzugs verkündet!“

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trommeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalopolis auf. Meine Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorne.

„Wie sie aber landeinwärts rückten, und nun den reich gebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert, richtete sich ihr Muth von neuem auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß

an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete eine Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche meinen Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten aus ihrer Hauptstadt allein schon ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen in's Feld. Ich hatte in allem kaum vierzehntausend Mann nach Afrika gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrack mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager ausfliegen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf Schilde und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern bauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago auf immer zu lähmen, erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will euch nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne, was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen

zu spannen weiß; wenn er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schrecklich sein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert; Griechenland bewundert mich, und die Könige Asiens werben um meine Freundschaft, seit ich in den Gewässern von Corcyra die ganze Flotte Kassanders, des Königs von Mazedonien, schlug und verbrannte.

„Ich spielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber ich werde alt. Meine Rolle wird bald ans Ende gespielt sein. Was ich baute, wird wieder einstürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Lust im Leben, als Anschauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie ist das am Ende so wenig! Ich bin heut um nichts glückseliger, als da ich noch neben dir in der Werkstatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun, weiser Mikon, so verschieden von dieser Werkstatt hinweg unsere Lebensbahnen waren: was denkst du vom Agathokles?“

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann sprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der du einen Theil der Welt umwälztest, sondern mit der du die Last deines eigenen Lebens trägst.“

„Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an sich riß, und mit seinem Ruhm die Welt füllte?“ fragte der Fürst.

„Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht, der den Pfeilen nach dir zielender Bogen gebot, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bliebe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärest du ein Anderer geworden. Du hast nichts erzwungen, was sich nicht von selbst darbot; du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Einsturz bereit war. Was du aber gewaltsam bogest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die

Hand davon lässest, gleich einer gekrümmten Ruthe, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals.«

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. »Willst du,« sprach er, »willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?«

»Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet, es blühet wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden, aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du.«

»Und warum Mikon, warum bin ich nicht glücklich?«

»Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du verachtetest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel, eine Sonne in der Welt.«

»Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus diesen mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist.«

»Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt; kein anderer. Du hast in dir die göttlichen Urbilder des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir solltest du sie sehen; es waren die Strahlen deines Geistes, die deine innere Sonne nach außen senden sollte. Aber du suchtest das Göttliche außer dir, und fandest — Staub. Es liegt in der engen Brust des Menschen mehr verborgen, als im ganzen sichtbaren Weltall. Draußen wühltest du im Staube, und warst dir selber fremd; und was du erhaschtest, blieb Staub. Es ist nichts Wirkliches, als das Göttliche; alles draußen ist todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und ist deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter.«

»Agathokles lächelte und sprach: »In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen ist mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in wessen Gewalt die That liegt?«

Der Fürst kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach diesem Gespräch erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und seines Sohnes, dem er das Erbe seiner Macht bestimmt hatte. Denn Archagathos, des Königs Enkel, welcher im Feldlager beim Aetna stand, war unwillig geworden, da er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fürsten übergeben sollte. Er lud den jüngern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Mänon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegestas, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Mänon die Feder. Sie war an der Spitze vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache, und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tyrannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagathos genoß den erwarteten Lohn seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich zuletzt aber der Mörder selbst nach Afrika.

Mikon, als er dies alles hörte, sprach zu seinen Kindern: „Es waltet ein heiliges Schicksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande sein; das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und nicht gelebt zu haben. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinne Göttern gleichen wollte, ward er weniger, als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war.

Der Pflanzer in Cuba.

Mitgetheilt von Heinrich Zschokke.

1.

Die merkwürdigern oder größern Menschen des Zeitalters sind, im Auge des vorurtheillosen Weltbeobachters, nicht immer diejenigen, welche, je nachdem das Schicksal das Spiel der Begebenheiten mischte, zufällig eine bedeutsame Stellung, oder gar eine sogenannte Unvergänglichkeit des Namens, gewannen. — Kein Sterblicher ist das Alles selbst, was er, als Werkzeug des Verhängnisses, wird; er glänzt nur durch den Wiederschein der ihn umringenden Verhältnisse; und seine Größe verschwindet mit ihnen. Wohl mancher Homer oder Shakespeare verdirbt unbemerkt im Akten- oder Schulstaub, ohne sich je ganz zu erkennen, oder ohne daß ihn das Schicksal kennen wollte. Mehr als ein Cäsar oder Napoleon schlägt sein Lebelang nur das Kalbfell der Trommel; und im bäurischen Zwilchkittel geht mancher königliche Geist einher, während Purpur und Krone den Leib der Taglöhnerseele vergöttern.

Unter den Sterblichen, die mir auf dem Lebenswege begegneten, steht auch einer, der im Aeußern ganz unscheinbar, von Wenigen nur gekannt, aber von diesen verehrt, durch Hoheit der Denkart und Stärke des Gemüths meine Aufmerksamkeit fesselte. Er wohnt nicht in Europa, sondern auf einer der westindischen Inseln; ist da Pflanzer; in einer weiten, aber fruchtbaren Einsamkeit allein mit seinen Sklaven, die ihn wie einen Vater lieben. Wie ein Robinson wird er dort sich, und Allen, Alles; Schiedsrichter in den Zwisten seiner Nachbarn, die ihn anrufen, Lehrer der Jugend, Priester der Erwachsenen, Arzt der Kranken, Rathgeber der Unglücklichen, Heiland aller Leidenden. Von Geburt ein Schweizer, ist er, Republikaner

unter seinem Dache, treuer Unterthan des spanischen Zepters; Mitglied der evangelischen Kirche, wird er von den Bekennern der römisch-apostolischen, wie der Beste unter ihnen, geachtet. Er ist einer der Christen, welche, entwachsen dem dürftigen Ideenkreis der verschiedenen Sekten, mit Christo das Höhere des göttlichen Glaubens und Wissens ergriffen haben und in ihm ihre Seligkeit fühlen.

So ist er mir von einigen seiner Freunde, die aus Amerika kamen, und mich zu verschiedenen Zeiten besuchten, geschildert worden.

Nach dem Allen, was hier von ihm gesagt ist, erwarte man nun keine Erzählung seiner etwa wunderhaften Lebensereignisse und Abenteuer, an welchen es ihm übrigens nicht gefehlt haben mag, da er einst, als junger Mann, einen guten Theil des nördlichen Amerika's und der Antillen durchschwärmte. Ich möchte den Lesern nur einige Bruchstücke seiner Briefe mittheilen, welche schon dadurch ein gewisses Interesse erhalten, daß sie uns mit der einfachen Lebensweise eines westindischen Pflanzers, mit Eigenthümlichkeiten einer Insel näher bekannt machen, welche, meines Wissens, seit Alexander von Humboldt Niemand näher geschildert hat. Nebenher offenbart sich darin der reinmenschliche, große Sinn eines Mannes, der, in einsiedlerischer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, die schönste Welt in sich selbst trägt und sie aus seinem Innern in's vergängliche Leben für den Augenblick flüchtig hinausbaut, wie die Spinne ihr wunderbares Gewebe.

2.

Bevor ich die brieflichen Mittheilungen gebe, sei mir noch erlaubt zu erzählen, auf welche unerwartete Weise ich mit dem westindischen Pflanzer in Verbindung kam.

Einer meiner freundschaftlichen Bekannten, mit welchem ich, außer geselligen Verhältnissen, keine nähere Berührung hatte, war gestorben. Nach seinem Tode fand sich ein verschlossener, schon vor mehreren Jahren von ihm geschriebener Brief vor, worin er mich ersuchte, Vormund und Beistand seiner hinterlassenen Familie zu werden.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1823 theilte mir die kränkliche Wittwe, nicht ohne Bestürzung, ein aus der Havannah

an ihren verstorbenen Gemahl eingelaufenes Schreiben mit, worin demselben von einem seiner Freunde in Cuba die Ankunft von dessen jungem Sohn, einem Mulatten, angekündet ward, der nun auf der Ueberfahrt von Westindien nach Europa sei. Der Knabe sollte in der Schweiz erzogen und unterrichtet werden. Die beiden Freunde hatten schon, in frühern Briefwechsel, die nöthige Uebereinkunft wegen der fernern Pflege und Bestimmung des jungen Westindiers abgeschlossen. Mir blieb nichts übrig, als die von dem Verstorbenen eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Der kaum neunjährige Knabe traf glücklich bei mir, von seiner weiten Reise, ein; ein hübsches, wildes Kind, dessen unbändige Lebhaftigkeit, dessen plötzliche Uebergänge von tiefster Traurigkeit zur ausgelassenen Freude, das heiße afrikanische Geblüt verrathen haben würden, wenn es auch sein schlanker Wuchs, seine geschmeidige Beweglichkeit, seine farbige Haut und das feingekräuselte Haupthaar nicht verkündet hätten. Er war der Sohn einer jungen Negerin, Agrippina Conga, deren Reize den weltbürgerlichen Pflanzer auf Cuba gefesselt hatten. Aus der allgemeinen Hochachtung zu schließen, mit welcher sie, noch sehr jung, bei ihrer Ausschiffung in der Havannah, nachher in der Kolonie, von sämmtlichen Negern behandelt wurde, so wie nach ihren eignen Andeutungen, scheint sie die Tochter oder Verwandtin eines königlichen Geschlechts aus dem Innern Afrika's gewesen zu sein. Mehr als ihre Herkunft, zog nachher ihre Schönheit die Bewundrung an, und selbst ein europäisches Auge konnte, ohne von der schwarben Farbe der Sammethaut beleidigt zu werden, die Liebenswürdigkeit der afrikanischen Grazie anerkennen, deren Wangen, „wie durch die Finsterniß eines getrübten Himmels das Morgenroth," glühten.

Mein Erstes war, den Vater über das Schicksal seines Kindes zu beruhigen, welches er auf dem Ozean wußte, während er schon den Tod seines Freundes erfahren hatte, und dies Kind seiner Liebe nun fremd und allein in einen andern Welttheil hingeworfen stehn sollte. Die Lage des Mannes schien mir eine der schrecklichsten, die ein Vater empfangen kann. Ich sagte ihm Alles, was ich von mir selber wußte, um ihm Vertrauen zu einem Unbekannten einzuflößen.

„Das Schicksal schenkte mir einst," antwortete er: „in schöner, wohlthätiger Laune unerwartet einen getreuen, aufgeklärten, biedern Freund. Es hat ihm gefallen, mir diesen, eben so unerwartet, in

einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens zu rauben. Und nun, als bereuete es selbst die anscheinende Härte, überrascht es mich beinah ohne Zeitverlust mit dem edelsten Ersatz. Ich unterwerfe mich, wie ich soll, in Demuth seinen Fügungen und empfange mit dankbarem Herzen seine Wohlthat, entschlossen, sie furchtlos zu genießen, so lang es dem gütigen Lenker der Schicksale gefällig sein mag.

„Ich kann mich bei Ihrer Aengstlichkeit, sich zu legitimiren, des Lächelns nicht enthalten. Glauben Sie denn, daß wir Schweizer hier, wenn wir auch beinah zu Ihren Antipoden gehören, Ihren Namen nicht kennen sollten und wohl noch mehr, als den Namen? Aber ich kenne Sie persönlich. Ich sah Sie 1800 zu Basel in einer Gesellschaft. In dieser befand sich damals ein unbedeutender, Ihnen unbekannter junger Mann; und dieser junge Mann war ich.“

Nach diesen Einleitungen zu einem traulichern Verhältniß entspann sich der Briefwechsel.

H. Zsch.

3.

Sta. Theresa in Cuba, 1821.

Hätten wir noch heutiges Tages ein nur halb so hohes Alter zu gewärtigen, wie unsre Geschlechtsverwandten vor der großen Flut, ich würde Ihnen einen Besuch am alten Lebergebirge*) versprechen, und von Stund' an meine Vorkehrungen treffen, um wenigstens ein halbes Hundert von Jahren in der Gesellschaft meiner schweizerischen Freunde und im Anschaun der Naturschönheiten meines Vaterlandes zubringen zu können. Mein leiser Wunsch wird es immer bleiben, noch einmal dahin zu ziehen. Darf ich mir aber mit der Hoffnung schmeicheln, diesen Wunsch je erfüllt zu sehen? Ich denke nein! Und Alles zusammen gerechnet, wer weiß denn, ob die Erfüllung des Genusses nicht einen bittern Nachgeschmack hinterlassen würde?

Möge mein Sohn statt meiner das Leben des alten Welttheils sehn: und sich dort für die Zukunft des neuen ausbilden, dem er eigentlich angehört. Es wäre freilich wünschenswerth, wenn wir hier in Westindien unter unsern Augen gute Erziehungsanstalten

---

*) Dem Jura in der Schweiz.

besäßen, und so die vielfältigen und wichtigen Vortheile genießen könnten, die für uns daraus erwachsen müssen. Das Klima in der Nachbarschaft der Wendezirkel scheint aber den Gelehrten und der Gelehrsamkeit durchaus abhold zu sein. Von so vielen Versuchen, dieselben in die englischen, französischen und andern Kolonien zu verpflanzen, weiß ich wenigstens keinen, der je gelungen wäre. Einige der südlichen Staaten Nordamerika's haben kostspielige Institute errichtet, und wenden alles Mögliche an, um dieselben im Kredit zu erhalten; aber auch dort hat es bisher damit gar nicht recht glücken wollen. Und wenn es anders nicht den Eltern durchaus an Mitteln gebricht, so lassen sie ihre Söhne, nachdem diese die Kinderschulen durchlaufen haben, in den nördlichen Provinzen erziehen.

Dennoch würde hier in Cuba, wegen besondrer, anderswo nicht obwaltender Umstände, ein Versuch von der Art, wie Sie denselben beschreiben, vielleicht gemacht worden, und auch gelungen sein, wenn nicht über das Weltmeer herüber die politische Rückwirkung eingetreten wäre, welche unter den Fittigen der heiligen Allianz ganz Europa fühlt. In dem schönen Frankreich sogar sind, wie ich höre, die frères Ignorantins und die Jesuiten zum Behuf der Erziehung angenommen. Wer in Spanien dazu verlangt wird, mag Ihnen besser bekannt sein, als mir. Hier aber ist's von jeher gehalten worden, wie im Mutterlande.

Rechnen Sie dazu noch eine Art von nationaler Eifersucht oder vielmehr Scheelsucht gegen Fremde, von welcher die einheimischen Gelehrten, d. i. die Geistlichen, noch weniger frei sind, wie das Volk und der Pöbel, so werden Sie sich mit einemmale richtig vorstellen können, welche Rolle bessere Schulanstalten durch herbeigerufene Männer in diesem Lande spielen würden.

Ich selbst bin hier nicht ganz ohne Bücher. Es ist meinem Geiste Bedürfniß, mit den besten Geistern zu leben und zu verkehren, die auf dem Erdball erschienen sind. Müßt' ich sie entbehren, würd' ich im weiten Weltall einsam wohnen, und dieses als einen Verbannungsort betrachten, in welchen ich aus der ersten Heimath, dem Nichts, verstoßen bin. Zwar meine Bibliothek ist klein; sie enthält aber doch etwas Weniges von Reisebeschreibungen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, mathematischen, astronomischen und andern Werken. Von deutschen Büchern besitze ich nichts, als über Moral und Religion. Lassen Sie mir aber noch Langsdorf's und Vega's sämmtliche

mathematische Schriften, Kästners Geschichte der Mathematik u. s. w. zukommen: so bin ich reich.

4.

Meine Pflanzer-Lebensart hat sich in achtzehn Jahren mehrmals verändert, nur nie in ihrer ursprünglichen Abgeschiedenheit. Ich habe in dieser westindischen Einsamkeit das Gefühl, welches man auf den Gipfeln hoher Berge hat. Ich stehe Gott und der Natur näher, je entfernter ich mich von den thörichten Qualen der Menschen sehe, welche sie sich mit leidenschaftlicher Verstandesverblendung erschaffen. Eben darum muß es selbst unter den Wilden behaglicher wohnen sein, als unter den durch die gesellschaftlichen Verhältnisse verkünstelten und verschrobenen Leuten. Denn jene sind, wie alle Kinder, noch natürlich. Ich verstehe hier Rousseau's Gedanken besser, als in Europa.

Im Anfang glich meine Lebensweise einer Robinsonade. Alles fehlte; für Alles mußt' ich erfinden. Im dritten Jahre hätte dieser Zustand, mit meiner ersten Kaffee-Erndte, wohl wenigstens eine Tünche von Zivilisation annehmen sollen; aber durch den verderblichen Einfluß des spanischen Krieges und des berüchtigten Kontinentalsystems wurde im Gegentheil jede Blüthe meines äußern Glücks zerstört, bis zum allgemeinen Frieden. Von da erst hat sich meine Lage so verbessert, daß mir heute in diesem Betracht nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.

Die Pflichten meines Gewerbes beschäftigen mich unablässig, das ganze Jahr durch, Feier- und Werktage, von früh Morgens bis Nachts. Ich genieße erst von Abends acht Uhr an täglich, aber in Kleidern, einer vorbereitenden Ruhe von wenigen Stunden; dann kann ich zwei bis drei Stunden, ohne Nachtheil der Gesundheit, ungestört mir selbst leben, daß der Geist seiner froh werde.

Und Morgens ist mein Erstes, daß ich in meinem Lehnstuhl, im Lieblingswinkel meines Schlafkämmerchens, in gänzlicher, körperlicher Unthätigkeit sitzend, eine Zigarre rauche und eine Schaale bittern, kalten Kaffee's trinke; Alles im Finstern, vor Sonnenaufgang. Das soll mein Betrachtungsstündchen sein. Da laß ich Welt und Leben, das Vergangne, das Kommende, traumhaft an mir vorübergleiten. Ein stärkendes Seelenbad! Aber es dünkt mich, auch dem

vom langen Liegen schlaff gewordenen Körper wirkt diese Ruhe wohlthuend ein.

Mit erstem Glimmen des Tageslichts werden meine Leute auf ihre verschiedenen Arbeitsplätze vertheilt. Dann geh' ich zum Krankenbesuch. Hab' ich diesen vollendet, begeb' ich mich zu Fuß oder zu Pferde durch die Pflanzungen zu den Arbeitern, das Nöthige anzuordnen. Ich verweile bei ihnen bis zum Frühstück, um 9 und 10 Uhr. Auf dieses folgt meine Sieste; dann mancherlei häusliche Beschäftigung, abermaliger Besuch der Arbeitenden bis zum Mittagsmahl, um 3 oder 4 Uhr. Noch zum drittenmale besichtige ich, was meine Leute mit ihrem Tagewerke geleistet haben; gehe noch einmal an das Lager der Kranken; es werden die erforderlichen täglichen Schreibereien besorgt und die Anordnungen für den künftigen Tag getroffen.

Das ist das Bild vom Einerlei meiner Tage. Besuche, unvermeidlicher Briefwechsel und etwa ein anhaltendes Regenwetter sind die einzigen Ausnahmen. Die stille Wiederholung meines Thuns, wie der Sonne Lauf, läßt mir kaum mehr noch zu wünschen übrig, als einen biedern, aufgeklärten Freund in unmittelbarer Nachbarschaft, mit dem ich höhere Gedanken wechseln könnte, meinen Geist auszubilden. Er fehlt mir!

Anfangs auf die Gesellschaft meiner Schwarzen allein beschränkt, besaß ich mehrere Jahre hindurch nur zwei Bücher, ein Bändchen mathematischer Abhandlungen und Cicero's Reden, welche ich, wie Sie wohl denken können, äußerst liebgewonnen. Und zerfetzt, wie sie nun aussehen, bewahre ich sie jetzt dennoch wie Reliquien auf. Nein, Sie haben keine Vorstellung davon, wenn man Jahre lang für Geistesnahrung nur auf ein paar Schüsseln beschränkt bleibt, wie man da jeden einzelnen Gedanken, ich möchte sagen, jedes Wort, des Schriftstellers durstig aussaugt, um das eigne Gedankenleben zu fristen, damit es nicht sterbe. Und man gewinnt dabei noch lernend viel. Lesen ist nur Anregen der Geistesthätigkeit; und nur das Selbstgedachte und Durchdachte ist das Gelernte. Vielesserei ist Vielschwelgerei, welche ungesunde Säfte erzeugt, geistige Aufgedunsenheit und Mattheit. — Die Engländer hatten mir, schon im Jahre 1803, meine kleine tragbare Bibliothek, nebst Allem, was ich damals von Effekten in dieser Welt besaß, aus Irrthum auf meiner Flucht von St. Domingo abgenommen.

Die politischen Bewegungen in Cuba stören mich am wenigsten.

Ihre freundschaftlichen Besorgnisse von Gefahren für mich müssen mir schmeichelhaft sein, aber bis jetzt hat sie nichts gerechtfertigt. Ich habe nun vier Staatsveränderungen in diesem Lande erlebt, welche aber nicht nur ohne Blutvergießen, sondern auch auf die glimpflichste Art von der Welt abgelaufen sind. Wie noch überall in unserm Jahrhundert, bilden die Menschenfreunde und einsichtsvollen Geister auch hier die Minderheit; Adel und Geistliche, mit dem Pöbel in natürlicher Wahlverwandtschaft stehend, erdrücken durch ihre Masse, was Besseres aufkommen möchte.

Unsere Creolen, welche die Mehrzahl der hiesigen spanischen Einwohner ausmachen, sind zwar, wie beinahe alle Creolen, ein flüchtiges, heftiges, prahlendes und hochmüthiges Völkchen, aber im Grunde weder boshaft noch blutdürstig, ausgenommen die Hefe des Volks, die aber auch aller Orten die nämliche ist. Die allergrößte Zahl ist höchst unwissend, und von Kindesbeinen auf gewohnt, blindlings zu gehorchen und zu verehren, was ihre Väter schon verehrt haben. Eben so allgemein ist es ihnen angeerbt, ausschließlich mit Vergnügungen gemeinster Art die Zeit zu tödten und Geld zu erwerben, ohne sich um etwas Höheres zu bekümmern. Bei den aus dem Mutterlande herüberposaunten und hochklingenden Cortes-Worten von Vaterlandsliebe, Volksrechten, Konstitution, Heldensinn u. s. w. spitzten freilich einige die Ohren. Weil sie aber im Grund nicht viel aus denselben zu machen mußten, und weil eine neue Ordnung der Dinge, gut oder schlecht, nicht ohne wiederkehrende Verwirrungen bei einem Volke einzuführen war, welches erst noch das Buchstabiren zu lernen hat: so wurden sie des wenig einträglichen Spieles überdrüssig, und jedesmal bald geneigt, sich die Wiedereinsetzung aller Legitimitäten ganz gleichmüthig gefallen zu lassen. Der Mensch übrigens ist unter der heißen, wie unter der kalten Zone ein Gewohnheitsthier.

Die hiesigen europäischen Spanier bewegen sich ohngefähr wie ihre Brüder in Europa, doch vielleicht etwas gelassener, weil schlaffer.

Sie machen aber beiweitem die kleinere Zahl aus; werden von den Creolen mit einiger Eifersucht beobachtet und lassen sich auch gern etwas Kränkendes gefallen, wenn man ihnen nur nicht das Geld-Erwerben erschwert.

In politischer Hinsicht wird von den Negern wegen der beträcht-

lichen Volkszahl der Weißen nicht eher zu fürchten sein, bis sich die Weißen selber entzweien und eine Partei dieselben gegen die andere bewaffnet, wie das ehemals in St. Domingo der Fall war. Doch das ist in Cuba, meines Dafürhaltens, noch lange nicht zu besorgen. In Amerika und Westindien bildet die Hautfarbe der Menschen ein Kastenwesen, wie irgend in Europa der adliche Stammbaum, oder der Priesterrock. Hier gleicht der Creole dem neuen Adel; tief steht der Mulatte unter diesem*), und der Mulatte sieht stolz auf den Neger nieder. Kastenstolz ist eine Sumpfpflanze, aus dem Schlamme unserer eigenen Thiernatur aufgeschossen. Wir müssen jene gelassen erdulden, bis die moralische Entsündigung unsers Geschlechts sie verschwinden macht.

5.

Ich schreibe Ihnen aus Sta. Theresa, der Pflanzung eines meiner Freunde. Jährlich drei bis fünfmal komme ich hierher auf Besuch, oder zur Inspektion, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit. Wir haben in hiesiger Gegend nur eine amerikanische Familie als Nachbaren, mit der wir seit zwanzig Jahren in traulicher Bekanntschaft leben. Die Weihnacht- und Osterfeiern sind unsere eigentlichen Feste, in denen wir uns gemeinsam des Daseins freuen.

Sta. Theresa liegt am östlichen Abhange einer Gebirgskette, welche sich von hier aus ohngefähr 50 Stunden bis nahe an's äußerste westliche Ende der Insel erstreckt. Berge und Thäler dieser Bergketten gleichen in ihrer äußeren Form dem östlichen Jura von Solothurn bis Brugg; und deswegen, und dem Vaterlande zu Ehren, nannte ich meine Pflanzung die Kolonie am Jura. Sie liegt 22 Stunden westlich von der Havannah und drei Stunden westlicher als Sta. Theresa.

Sie wünschen nähere Kunde von meiner Pflanzung. Wohlan

---

*) Als ich im Frühjahr 1830 den Sohn des Pflanzers zur Rückkehr in seine Heimath nach Havre begleitete, und ich mich dort eines Abends mit ihm zur Wirthstafel setzte, gerieth ein an derselben befindlicher nordamerikanischer Schiffskapitän bei der Erscheinung des jungen Mulatten, und über den dadurch verletzten Anstand, in solche Verlegenheit und Unruhe, daß er den Tisch und seine Gemahlin verließ, die ihn vergebens heimlich zurückhalten wollte.

denn! denken Sie sich einen Raum von ohngefähr 700 Juchart Landes (jede von 35,000 bis 40,000 Geviertschuhen) oder, wie wir's hier nennen, von 16 1/2 Geviert-Cavaleries. Davon sind nun bis jetzt 145 Juchart mit Kaffee bepflanzt und etwa 45 Juchart mit Lebensmitteln und Viehfütter. Das übrige ist noch ein immergrüner Wald. Zwei große Bäche und eine Menge kleinere, auch Quellen von vortrefflichem Wasser, erfrischen das Ganze. Einige unbedeutende Flächen ausgenommen, ist alles Hügelland. Von meinen schon angepflanzten 162,000 Kaffeebäumen haben vor zwei Jahren 31,000 ältere und 54,000 jüngere Bäume mir 57,000 Pfund Kaffee und letztes Jahr 40,000 Pf. von verschiedenen Qualitäten eingetragen.

Die Vorlese des Kaffee's fängt hier in den Bergen Ende Juli's oder Anfang Augusts an; die eigentliche Erndte aber Ende Septembers, oder Anfang Oktobers; und die Nachlese Ende Dezembers oder Anfang Februars und diese dauert oft bis in den März. In den Zwischenräumen dieser Zeiten beschäftigt sich der Pflanzer mit den vielen andern Arbeiten; unter denen das Ausjäten des Unkrauts die beträchtlichste ist. Je nach der mehr oder weniger südlichen Verflachung der Berge, muß dies Geschäft jährlich zwölf bis fünfzehnmal wiederholt werden. Außerdem muß in jenen Zwischenzeiten das Trocknen und Mählen des Kaffee's vorgenommen sein; d. i. der Pflanzer läßt die ausgetrocknete Kirsche, von welcher die zwei Kaffeebohnen den Kern bilden, durch ein von Ochsen oder Pferden im Kreise herumgetriebenes, hölzernes, aber starkes Rad zerknirschen; dann Alles durch die Schwingmühle laufen; nachher auf Tischen sortiren, vollends reinigen und so endlich, in Säcken verpackt, nach der Stadt Havannah verladen.

Dies ist nicht die einzige Sorge des westindischen Pflanzers. Er setzt, an die Stelle der absterbenden, frische Bäume in seinen Kaffeepflanzungen; erweitert diese; macht neue Anlagen. Er besorgt die Ansaaten der Futterkräuter und menschlichen Nahrungsmittel. Der Reis bringt ihm jährlich eine, die Bohnen und das Türkenkorn jährlich zwei regelmäßige Ernten. Er macht Waldstücke urbar zum Anbau. Er unterhält seine verschiedenen Gebäulichkeiten, Wege, Einhägungen u. s. w., kurz er hat immer und vollauf zu schaffen, und genug, um nur alle Arbeiten zweckmäßig anzuordnen. In dem unaufhörlichen Wechsel der Thätigkeit besteht die Annehmlichkeit des westindischen Pflanzerlebens, welches ich noch dem europäischen vor-

ziehen möchte, weil hier Alles ohne Unterlaß lebendig und rege ist, und keine todte Jahrszeit dazwischen tritt. Hier schläft die ewig schöne Natur nie.

Die Zahl meiner erwachsenen oder arbeitsfähigen Neger beläuft sich gegenwärtig nur auf 24 Manns- und 25 Weibspersonen, wovon 9 Paare verheirathet sind. Creolen von 1 bis 13 Jahren gibt es bei mir nur 11, weil alle die afrikanischen Mädchen, als ich sie erhielt, noch sehr jung waren. Im Laufe von 18 Jahren hatt' ich das seltne Glück nur drei Afrikaner durch den Tod zu verlieren; einen Greis vor Altersschwächen und zwei Mädchen an britischen Weiberkrankheiten. Dennoch fehlt es nie an häufigen Kranken. Alte, schon aus Afrika hergebrachte Schaden oder Würmer, oder Katarrhe sind die gewöhnlichsten Uebel derselben.

Alle sind gute, getaufte, römisch-katholische Christen, die regelmäßig jeden Abend Betstunde halten. Wer sich verheirathen will, dem steht's frei. Die Unkosten der Zeremonie sind gering. Es versteht sich, daß diese der Herr bestreitet.

Jeder Familie mit ihren kleinsten Kindern habe ich ein eignes, reinliches Zimmer gegeben, deren drei ein besonderes Gebäude ausmachen. Alle diese Gebäude stehen immer sechszig Schuh von einander entfernt. Die Unverheiratheten bewohnen, jedes Geschlecht abgesondert, ein besonderes, geräumiges Gebäude und werden des Nachts, zu besserer Erhaltung der Zucht und Ehrbarkeit, unter Schloß und Riegel gehalten. Die Verheiratheten müssen um halb eilf Uhr Nachts in ihren Zimmern sein, wo sie sich einschließen mögen, wenn es ihnen gefällt. Die Leute schlafen in erhöhten, hölzernen Bettgestellen, weich und mit guten wollenen Decken versehen.

Die Männer erhalten jährlich an Kleidungsstücken zwei Arbeitshemden und zwei Paar Langhosen von guter russischer oder deutscher Leinwand, dazu noch ein wollenes Hemde; die Weiber zwei lange, bis an die Füße reichende Hemden von der nämlichen Leinwand und ebenfalls ein Wollenhemd. Schuhe und Strümpfe sind, wie in Afrika, außer der Mode. Nur wenn es die Noth erfordert, gibt man ihnen Schuhe. Luxuskleider und Putzsachen, die ihnen weniger, als den ärmern Volksklassen in Europa mangeln, schaffen sie sich entweder selber an, oder erhalten sie als Geschenke, als Belohnungen ihres Wohlverhaltens, oder bei Hochzeiten und Taufen.

Tabak und Pfeifen haben alle meine Neger frei. Man kocht täg-

lich zwei Gemüse-Mahlzeiten für sie. Nachtessen und Frühstück besorgen sie sich selber Abends in zwei abgesonderten Negerküchen. Alle zwei Tage erhält jede Person ein viertel Pfund Fleisch, oder auch Fisch. Branntwein empfangen sie zur Erquickung nach strenger Arbeit, oder so oft sie naß geworden sind und bei großer Kälte. Wundern Sie sich nicht, wenn ich von großer Kälte inner den Wendekreisen rede. Wir verstehen darunter, wenn Mittags in der Sonne das Fahrenheits-Thermometer, obgleich nur für kurze Dauer, auf 62 Grad sinkt (oder 12 bis 13° Reaumur). Sie sehen daraus, daß unsere sogenannten Sklaven weniger darben, als zahllose europäische Bauernfamilien zwischen dem dortigen Prachtaufwand der Städte. Mit dem, was meine 70 Neger und Mulatten und Creolen wegwerfen oder vergeuden, könnte man ordentlich noch eben so viele dürftige Europäer erhalten. Denn Obst, Früchte, Lebensmittel aller Art, wie sie die Pflanzung hervorbringt, genießen sie nach Herzenslust und Belieben des Gaumens. Jeder und Jede hat ohnehin einen eigenen kleinen Küchengarten, 4000 bis 5000 Geviertschuh groß. Da säet und pflanzt man sich, was behagt und schaltet mit dem, was wächst, nach Willkür.

An Werktagen beginnt die Arbeit der Schwarzen mit der ersten Tageshelle, und endet bei Anbruch der Nacht. Zweimal wird sie durch Frühstück und Mittagsbrod, jedesmal eine Stunde lang, unterbrochen. Leichtere, alltägliche Nebengeschäfte, wie Zutragen von Lebensmitteln, Holz, Wasser, Futter u. s. w. werden, bei guter Witterung bis um 8 Uhr Abends fortgesetzt. Am Sonnabend hört, mit Eintritt der Dunkelheit Abends alle Arbeit auf; es wird Branntwein ausgetheilt; man zieht die Staatskleider an; man tanzt, singt und trommelt bis gegen Mitternacht. An Sonn- und Feiertagen wird zwar auch, doch nur bis 11 Uhr Morgens gearbeitet.

Meine Schwarzen sind ein fröhliches, sorgenloses Völkchen. Und, Alles wohl erwogen, ihren Ursprung, ihre Geistesfähigkeiten, ihre gegenwärtige Lage unter meiner Herrschaft halte ich für weit glücklicher, als die ärmere Volksklasse in europäischen Ländern. Ihre Tugenden und Laster sind zwar die von Wilden, und dazu gesellen sich noch alle die dem vererbten Sklavenstand anklebenden Gebrechen und Fehler: dennoch, soll ich es Ihnen gestehn? dennoch will ich lieber mit ihnen zu thun haben, als mit der niedrigsten Volksklasse des alten Welttheils, die freilich freier, aber auch verderbter und

wüster ist. Für das was sie sind oder das für was ich sie halte, lebe ich vergnügt genug unter ihnen, und nur äußerst selten seh' ich mich gezwungen, strenge Strafen gegen sie zu verordnen.

Da haben Sie nun das Bild vom Thun und Treiben eines westindischen Pflanzers, der es in aller Form, das heißt Herr und Freund, Arzt und Richter, Lehrer und Versorger, kurz Alles in Allem für seine Kolonie ist und sein muß.

6.

Havannah, 1826.

Seit vierzehn Jahren bin ich nun zum erstenmal wieder zum Besuch in diese Stadt gezogen. Unterwegs und hier hab' ich große Veränderungen angetroffen. Die Einwohner der Insel haben in diesem Zeitraum vielleicht größere Fortschritte im allgemeinen Wohlstand, in geschmackvoller Auswahl ihrer Lebensbequemlichkeiten und in glänzender Glättung ihrer Sitten gethan, als in dem unmittelbar vorher verflossenen Halbjahrhundert.

Was mir am besten gefallen hat, ist die Menge der Schulen, die nun aller Orten, auch in den kleinsten Dörfern, angelegt worden sind. Darunter sind viele sogenannte Lankastersche. Auch fehlt's nicht an Erziehungsanstalten, die man sonst Pensionate hieß. Der Geist des Volks scheint sich ungemein verwandelt zu haben, und ein guter, altkatholischer Christ muß ohne Zweifel mit frommem Bedauern wahrnehmen, daß auf das zu den Sinnen sprechende Aeußere der kirchlichen Uebungen gegenwärtig nicht mehr soviel, wie einst gehalten wird, daß die feierlichen Betumgänge nicht nur minder zahlreich geschehen, sondern auch nur vom niedrigsten Pöbel begleitet sind, daß die Geistlichkeit, besonders aber die Mönche und Nonnen, ein Großes von ihrem vormaligen Heiligenglanz und Einfluß verloren haben.

Wie kurz und flüchtig auch die zwei konstitutionellen Zeiträume Spaniens in Cuba waren, müssen sie doch unerwartet tief in das Volksleben eingewirkt haben. Nicht minder mag die Toleranz des hiesigen Bischofs, dem wir auch mehrere gemeinnützige Anstalten verdanken, zu diesen mich überraschenden Veränderungen beigetragen haben.

Von den ungeheuren Waldungen, die sich ehemals zwischen meiner Niederlassung am Cuba-Jura, und der Stadt, in einer Länge von ohngefähr 22 Stunden ausstreckten, sieht man nur noch

wenige einzelne, zerstreute Gehölze. Das Land ist urbar gemacht worden und wird weit verständiger angebaut, denn ehemals. Hübsche Dörfer sind angebaut worden, wo ich vorzeiten nur an wenigen, elenden Hütten vorbeigekommen war. Dörfer sind zu Städtchen erwachsen und die Stadt selber ist, durch Anlegung einer neuen Vorstadt, vielleicht um ein gutes Fünftel vergrößert. Die nämliche erfreuliche Verwandlung soll man auch bis auf dreißig Stunden ostwärts von hier antreffen, und sehr wahrscheinlich würde sich dieselbe noch weit allgemeiner verbreitet haben, wären nicht die niedrigen Preise unsrer Kolonialerzeugnisse und der philantropische Sturmlauf gegen den Sklavenhandel, dazwischen getreten.

Das Regierungswesen der Insel ist übrigens noch ganz altspanisch, mit den nämlichen Gebrechen und Mängeln und mit den nämlichen Vorzügen, welche demselben seit Philipps II Zeiten angeklebt haben mögen. Die größern, vorübergehenden Wohlthaten hat man eher einzelnen weisen Männern, als der Weisheit der Formen zu danken. Das Finanz- und Kameralwesen leidet, seit Losreißung der südamerikanischen Provinzen, fortwährend unter starken Spannungen und Erschlaffungen. Alle Ausgaben sind noch die nämlichen, wie in frühern Zeiten, oder vielleicht, wegen Vermehrung des Militärs und andrer Mittel, noch beträchtlicher geworden; die Einnahmen aber stehn, ungeachtet der Vervielfältigung der steuerbringenden Erzeugnisse des Landes, und ungeachtet der höhern Abgaben von denselben, weit geringer da, denn sonst. Das ist nothwendige Folge vom Ausbleiben der weiland reichen Subsidien aus Mexiko. — Im Justizwesen wird fortwährend noch der alte Schlendrian geschlendert, und es bedürfte, um gut zu werden, weiter nichts, als einer Verbesserung bis auf die Wurzel hinab. Die Polizei, obschon diese etwas besser gehandhabt wird, als vielleicht vor sieben Jahren, ist bei weitem nicht so wirksam, wie ich sie bei meiner Ankunft in Cuba gesehn, und doch war schon damals nur wenig Rühmliches an ihr zu preisen.

Die Handlung und unser Pflanzenwesen leiden indessen unter den sinkenden Preisen der Kolonialwaaren außerordentlich. Die Unkosten bleiben die nämlichen für ihre Erzeugung. Die Erschütterung in England wirkte auf den hiesigen Handel schwer zurück, und wir Pflanzer zahlen nun 15 statt 5 vom Hundert Abgabe von unserm Kaffee.

Wäre ich noch jünger, würd' ich mich in Nordamerika an-

zusiedeln wünschen. Das Klima dort ist freilich von einem Ende des Freistaates zum andern, höchst unfreundlich und selbst gefährlich durch seine außerordentliche Veränderlichkeit. Sitten und Geist des Volks sind wahrscheinlich weit von der Vorstellung abweichend, die man sich davon in der Entfernung macht. Ich selbst habe mehrere Jahre dort zugebracht und wackere, alte Freunde und ehemalige Kollegen am Ohiostrom zurückgelassen, die unsre Schweiz aus denselben politischen Gründen verließen, welche mich aus ihr verbannten.

In dem einzigen, sehr umständlichen Brief, welchen mir einer dieser Freunde nach seinem fünfzehnjährigen Aufenthalt in Indiana geschrieben, bezeugt er in jeder andern Hinsicht Zufriedenheit mit seiner Lage. Das so sehr in den amerikanischen Sitten von den unsrigen Abstechende, und besonders die Schlaffheit der Bande, welche sonst wohl Freundschaft und Blutsverwandtschaft zu knüpfen pflegen, zwingen ihm aber doch die Aeußerung ab: „Wäre er zuvor davon unterrichtet gewesen, er würde gewiß nie hingezogen sein.“

Dagegen ist es aber ein neu aufblühendes Land, ein üppiger, jungfräulicher Boden, (driving, wie die Eingebornen sagen) voller Hilfsquellen für den armen Fremdling und um wieviel mehr für denjenigen, der mit nicht ganz leeren Händen dahinzieht. Es wird ein wahres, gelobtes Land, wo er alles Unentbehrliche im Ueberfluß hat und für Kinder und Kindeskinder die vielversprechendsten Niederlassungen vorbereiten kann. Es ist dort das einzige uns bekannte Land unter der Sonne, wo der Mensch, (aber bis jetzt nur der weiße!) ganz frei athmen und seine ihm vom Schöpfer zuerkannten Rechte, ohne Furcht genießen darf; wo man von den gefährlichen und gehässigen Geburtsvorrechten nichts weiß, welche in andern Ländern den Weißen bevollmächtigen, seinen weißen Mitmenschen niederzuhalten im Staube. Bisher haben sich diese Freistaaten, zur Ehre ihrer Geschichte, unvergleichlich wohl gehalten. Die Zukunft setzt die Geschichte fort; nicht aber denselben Geist der Sterblichen.

7.

Cusco, in der Jurapflanzung, 1828.

— Die Insel Cuba ist für die Einwohner derselben in wissenschaftlicher Hinsicht beinah eben so sehr terra incognita, wie für die weitentfernten Europäer. Humboldts Werk belehrt diese Letz-

tern von weit mehr Dingen, als jene wissen. Wir besitzen noch keine nur einigermaßen Genüge leistende Karte des Eilandes. Letzthin wurde mit der Entwerfung einer genauen See-Karte löblicher Anfang gemacht; dabei aber wird es auch wohl bleiben und dieses durchaus nothwendige, ja menschenfreundliche Werk wahrscheinlich nie zu Ende gebracht werden, wie viele andre gemeinnützige Unternehmungen der Regierung schon dies Schicksal hatten.

Man hat von der ersten Konstitutionszeit her angefangen, statistische Erfahrungen zu sammeln und hie und da etwas davon in öffentlichen Blättern bekannt werden lassen; alles aber äußerst unvollständig und fehlerhaft. Mit Naturkunde beschäftigen sich vielleicht einzelne Liebhaber. Allein wir haben keinen eigentlichen Physiker oder Naturforscher. Der botanische Garten in der Havannah ist eine neuere Anstalt und befindet sich einstweilen noch im Zustande der Kindheit. Das nämliche gilt auch von der unlängst begonnenen Akademie der schönen Künste.

Hätte sich das konstitutionelle Wesen behaupten können, Vieles würde nun anders sein. Da man aber doch hier überhaupt minder unter dem Machtgebot jener Gewalt lebt, welche Spanien in die alte Finsterniß zurückzudrängen und darin zu erhalten sucht: so darf man später viel Gutes von der begonnenen Erziehungsverbesserung, vom lebhaften Geist und der Wißbegierde des Volks, von den Reisen der Inselbewohner im Ausland, von ihrem täglich ausgebreitetern Verkehr, erwarten.

Die Stadt Havannah ist ohngefähr vom Umfange der Stadt Basel, ein unregelmäßiges Fünfeck, wovon drei Seiten am Hafen, und zwei den Kastellen del Moro und Cavannas gegenüber liegen. Gegen die Landseite ist sie mit einer einfachen Befestigungslinie umgürtet. Die Straßen sind ziemlich gerade gezogen, nach den vier Hauptstrichen des Kompasses, einige aber auch, wie die unsrer alten Reichsstädte; zum Theil mit Trottoirs versehen, und beinah alle mit weichen Steinarten entweder regelmäßig, oder halb macadamisch gepflastert, aber schlecht nivellirt und noch nachlässiger gereinigt. Folglich sind mehrere unbequem, ungesund durch Feuchtigkeit, Hitze und Ausdünstung, beim Regenwetter kothig. Ehemals mögen dieselben wohl mit Eichenholz oder andern unverderblichen Holzarten belegt gewesen sein. Von diesen ursprünglichen Grundlagen wird aber heutiges Tages keine Spur mehr erblickt.

Die Häuser sind beinahe durchgehends von Mauerwerk erbaut; und die neuern Paläste der Reichen gewöhnlich sehr geschmackvoll, aber nicht höher, als ein Stockwerk über die Grundflur und meistens mit einem Ebendach bedeckt, wie im südlichen Spanien, auf welchem die Einwohner sich des Abends Bewegung geben und frische Luft einathmen.

Die Vorstädte der Havannah sind beinahe um das Doppelte ausgedehnter, als die Stadt selber und fast täglich erweitern sie sich. Die ältern Quartiere derselben zeigen aber immerfort ein abscheuliches Aeußere; Hütten, ekelhaft, wie man sie kaum in polnischen oder russischen Dörfern zu Gesicht bekommt. Unter hundert Gebäuden ist kaum ein ganz gemeines Wohnhaus zu erblicken; die übrigen sind aus allen Arten brennbarer Materialien zusammengeflickt. Bricht da Feuer aus, lodert das ganze Gassenwerk mit auf. Vor wenigen Monaten brannten mit einemmale 400 Gebäude nieder. Wird dann wieder neu gebaut, so entwirft man vortreffliche Pläne, gebietet deren Ausführung durch strenge Verordnungen, und, siehe da! — sie bleiben unbefolgt. Die schönsten Gebäude mögen das Posthaus und der Palast des Gouverneurs sein. Von den Kirchen ist, neben europäischen, nichts zu rühmen. Die Kirche des Benediktinerklosters, welche die prachtvollste hätte werden sollen, steht vielleicht seit einem Jahrhundert unvollendet da; und in einem Theil derselben wird, wie ehemals im Tempel von Jerusalem, öffentlich Geldmarkt und Wucher getrieben, alldieweil im andern Gottesdienst gehalten wird.

Der Hafen ist eine herrliche, weit ausgedehnte Bucht, groß genug, die stärksten Königsflotten aufzunehmen und ziemlich sicher zu stellen. Man läßt aber den Eingang jetzt täglich mehr durch die Ausspühlungen der Straßen von den Regengüssen verschlammen. Gegen Norden ist er durch die zwei schon genannten und für unüberwindlich gehaltenen Kastelle, nebst einigen Batterien, — die Stadt selbst aber auf der Landseite von Osten bis wieder gegen Norden, durch eine geringere Festung, mehrere kleinere Kastellen und Batterien gedeckt.

Die Zahl der Einwohner von der Stadt und den Vorstädten, Menschen aller Farben und Klassen zusammengenommen, mag sich gegenwärtig wohl auf 80,000 Seelen belaufen. Die Umgegenden der Stadt, bis auf eine bis drei englische Meilen, bilden ein mehrere Stunden langes ununterbrochenes Amphitheater, wo auf hundert Stellen sich dem Landschaftsmaler Stoff zu den anziehendsten Dar-

stellungen anbieten würde. Letzthin fällte man die hohe, ehrwürdige Ceiba, in deren Schatten, wie die (mir etwas unglaubwürdige) Volkssage geht, der westindische Apostel Las Casas die erste Messe gelesen haben soll. Die Ceiba (Bombax pyramidale) ist ein ungeheurer Baum, der größte in den Antillen, aus dessen leichtem Holz die Indianer ihre Canoe's ehemals von einem Stück verfertigten. Nun ist an die Stelle des Gefällten eine Kapelle erbaut, wozu man das Geld durch Unterschriften sammelte. — Bekanntlich soll der Leichnam des Cristoforo Colombo von Hayti nach Cuba gebracht worden sein. Ich habe aber weder über die Ruhestätte seiner Gebeine, noch über seinen auf der Insel noch vorhanden sein sollenden Nachkömmling etwas Befriedigendes erfahren können.

8.

Cusco, 1828.

Die ganze Oberfläche der Insel muß in ältern Zeiten, und wahrscheinlich in verschiedenen Zeiträumen, zum Behuf von Schenkungen, in kreisförmige Abtheilungen von Ländereien zerstückelt worden sein, welche Haciendas genannt werden. Diese Haciendas sind einfache, oder doppelte, d. h. von 400 bis 800 Cordeles Durchmesser; (jedes Cordel zu 24 Vares, jede Var zu 3 Schuh span. oder gleich 31 $^{2}/_{7}$ Zoll franz. Maß.) Nun sind 324 Geviert-Cordels gleich einer Cavaleria, (Benennung eines großen Landmaßes von ohngefähr 45 Juchart, jede zu 35,000 Schuh.) Die einfache Hacienda hat ohngefähr 370 Cavalerien, oder 16,650 Juchart, die doppelte 1440 Cavalerien, oder 66,000 Juchart.

Schon seit langer Zeit muß der König nach und nach die Haciendas verschenkt haben. Die Schenkungstitel heißen Gracia's. In diesen Titeln behielten sich die spanischen Monarchen anfangs vor, daß keine Hacienda zerstückelt, nur zur Viehzucht benutzt werden, und jeder Eigenthümer derselben, oder Haciendolo, jährlich eine bestimmte Anzahl Schlachtvieh an das königliche Proviantamt abliefern solle. Späterhin ward auch der Haciendolo verpflichtet, zur Beförderung vom Anbau des Tabaks, dessen Monopol dem König gehörte, Pflanzern Land dazu, längs Bächen und Flüssen, gegen einen sehr mäßigen Jahreszins, zu überlassen.

Noch später aber ward den Haciendolo's, da sich die Bevölkerung

mehrte, gestattet, ihre Hacienda's in kleine Sitio's, (Bauernhöfe von einer halben bis zwei Cavalerias Landes) und in Potrico's (eingehägten, in Wiese verwandelten Waldboden zur Viehzucht) abtheilen, veräußern oder verpachten zu können. Sie waren aber zu jährlichen Abgaben dafür an die königliche Schatzkammer verpflichtet. Diese Zerstückelungen wurden bei Einführung der Zuckerpflanzungen, und endlich am Ende des 18. Jahrhunderts, als man auch Kaffeepflanzungen begann, noch häufiger.

Die ursprüngliche Ausmessung der Hacienda's und die Registratur darüber war so nachlässig gehalten worden, daß bei spätern Vermessungen manche Hacienda's im Flächenraum arg zusammenschrumpften, manche ganz verschwanden. Daraus erwuchs eine Menge von Prozessen, deren einige schon über ein Jahrhundert dauern, und wahrscheinlich noch ein paar Jahrhunderte fortdauern werden.

Die Hacienda's und Potrico's werden oft mit dem darauf befindlichen Viehbestand für mehrere Jahre verpachtet. Aber von Verpachtung der Zucker- und Kaffeepflanzungen ist mir kein Beispiel bekannt; diese werden verkauft.

Der östliche Theil der Insel Cuba, da wo sich derselbe vom Cap Maysi bis Cap Cruz am meisten dem nordwestlichen Hochlande von St. Domingo, beim Cap Foux, nähert, von dem es durch eine gewaltsame Naturthat abgerissen zu sein scheint, ist der höhere Theil des ganzen Landes, soviel ich im Vorbeifahren bemerkt habe, und wie es auch Humboldt angibt. Dort steigt das Hochland unmittelbar aus dem Abgrund des Meeres, in Bergen von 2000 bis 3000 Fuß Höhe, empor. Es ist hier der Anfang einer Cordillera, welche sich vom Cap Maysi durch die ganze Insel bis wenige Meilen vom Cap Antonio ausstreckt. Sie wird nur einmal, etwas westlich von Havannah, durch eine Fläche von 8 bis 10 Stunden, vom Meer bis zum Meer, unterbrochen, und damit in eine östliche und westliche Bergkette getheilt. Die östliche stuft sich, nach Westen zu, immer mehr ab, bis sie sich in leichte Hügel verliert. Die westliche erhebt sich gleich anfangs, und zwar in der Gegend meiner Pflanzungen, zu Bergen, deren höchste Gipfel jedoch nur 1200 bis 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres emporstehn. Sie nähern sich bald der nördlichen Küste, an welcher sie dann bis an's Ende fortlaufen.

Herr Humboldt spricht von Granitfelsen, die er in der östlichen

Abtheilung gesehen habe. In der westlichen fand ich davon keine Spur; nur weiche Gebirgsarten, besonders den Kalkstein. Weder äußere Form der Berge noch der innere Bau, lassen, so viel ich zu beobachten Anlaß hatte, kein Urgebirg vermuthen: wohl gewaltige Naturerschütterungen, von denen Alles bunt durcheinander geworfen ward. Es fehlt nicht an einer Menge Schwefelquellen, an Erdpech von verschiedenen Arten, an Stellen, die an vormalige vulkanische Krater oder deren Nähe mahnen könnten; aber sonst sind nirgends Vulkane. Im östlichen Theil Cuba's verspürt man, aber äußerst selten, Erdstöße, wahrscheinlich Fortsetzungen von St. Domingo, wo häufig Erdbeben und besonders in der Gegend von Port au Prince, beträchtliche Verwüstungen anrichten.

Die oben erwähnten Flächen, welche die Bergkette unterbrechen, werden gewöhnlich Chanares, auch Chanos genannt. Der letzte Name ist eigentlich ein mexikanischer und südamerikanischer Ausdruck für den gleichen Begriff.

Landseen und eigentliche Flüsse haben wir keine; nur Pfützen, Waldströme und Bäche, die in der Regenzeit Seen und Flüssen ähnlich werden. Aber Quellen sind in Bergen zahlreich, und auch in einigen Chanares, die hier aber nur von den Bächen herrühren, welche sich im Gebirg unter der Erde verloren haben. Wo Quellen fehlen, sind die Ziehbrunnen kostbare Stellvertreter, weil das Trinkwasser oft 400 Schuh und tiefer aus der Erde hervorgehoben werden muß. In einer Tiefe von 100 und 150 Schuh finden sich beim Brunnengraben häufig Versteinerungen von Seefischen und Muscheln der heutigen, bekannten Gattungen.

Ob der ungeheure Halbkreis, in welchem sich die Antillen, von den hundert Mündungen des Orinoco bis zur Küste Yucatans, um das Caraibenmeer schwingen, einst dem Festlande zugehörte, wie es fast alle Verhältnisse andeuten; ob und wann der Ozean wüthend die ganze Mitte des Welttheils ausfraß bis zum Felsengerippe von Darien — ? Eine Frage, wie diese, gehört zu jenen andern großen Fragen, welche durch ihr bloßes Dasein die Erhabenheit des Menschengeistes, aber auch seinen tiefen Stand in der Reihe der Wesen bestätigen. Das Fragen ist dem Menschen erlaubt; die Antwort liegt verloren unter den Geheimnissen der Ewigkeit.







